This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Zwölfter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

PT2388
K83
1843
v. 12

Scherz und Ernst.

Weibliches Orcheſter und Küchenmuſik.

Unlängſt befand ich mich in einer Geſellſchaft von ſchönen und zugleich ſehr liebenswürdigen Damen, die aber dabei mit einer ſolchen Lebhaftigkeit ausgerüſtet waren, daß während meiner ziemlich langen Anweſenheit nicht nur keine einzige ſekundenlange Pauſe vorfiel, ſondern die ganze Geſellſchaft unaufhörlich zugleich ſprach oder lachte. Es war mir daher gerade unmöglich, auch nur ein einziges Mal zum Worte zu kommen.

Ich verlegte mich alſo blos auf das Hören und Sehen, wobei ich auch vollauf zu thun hatte.

Bei dieſer ſtummen Rolle, die ich in dem holden Zauberkreiſe wider Willen ſpielen mußte, dachte ich mir die ganze Geſellſchaft als ein weibliches Orcheſter, welches aus lauter Virtuoſinnen beſtände. Dieſer Gedanke befeſtigte ſich noch mehr, als eine der vielſprechenden und viellachenden Zauberinnen ſich des — eben nicht mehr ganz neuen Gleichniſſes bediente, das weibliche Herz ſei wie die Aeolsharfe, die, vom leiſeſten Lufthauche bewegt, ſympathetiſch erklingt.

Ich ſpann meine Idee nun weiter aus, und kam endlich auf den Einfall, in jedem weiblichen Haupt-Charakter,

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Ch. Kuffner's

sämmtliche Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Zwölfter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

PT2388
K83
1843
v. 12

Scherz und Ernſt.

Weibliches Orcheſter und Küchenmuſik.

Unlängſt befand ich mich in einer Geſellſchaft von ſchönen und zugleich ſehr liebenswürdigen Damen, die aber dabei mit einer ſolchen Lebhaftigkeit ausgerüſtet waren, daß während meiner ziemlich langen Anweſenheit nicht nur keine einzige ſekundenlange Pauſe vorfiel, ſondern die ganze Geſellſchaft unaufhörlich zugleich ſprach oder lachte. Es war mir daher gerade unmöglich, auch nur ein einziges Mal zum Worte zu kommen.

Ich verlegte mich alſo blos auf das Hören und Sehen, wobei ich auch vollauf zu thun hatte.

Bei dieſer ſtummen Rolle, die ich in dem holden Zauberkreiſe wider Willen ſpielen mußte, dachte ich mir die ganze Geſellſchaft als ein weibliches Orcheſter, welches aus lauter Virtuoſinnen beſtände. Dieſer Gedanke befeſtigte ſich noch mehr, als eine der vielſprechenden und viellachenden Zauberinnen ſich des — eben nicht mehr ganz neuen Gleichniſſes bediente, das weibliche Herz ſei wie die Aeolsharfe, die, vom leiſeſten Lufthauche bewegt, ſympathetiſch erklingt.

Ich ſpann meine Idee nun weiter aus, und kam endlich auf den Einfall, in jedem weiblichen Haupt-Charakter,

der das Muſter einer ganzen Gattung iſt, eine Ähnlichkeit mit einem muſikaliſchen Inſtrumente aufzuſuchen.

Ich machte den Anfang mit derjenigen, die mir am beſten gefiel. Welches Inſtrument war ſie? — Ihr Ton war weich und ſchmeichelnd, ihre Rede liebkoſend mit melodiſchem Schmelz. Jede Äußerung ihrer Empfindungen legte ſich an das Herz ſo ſanft wie ein milder lauer Frühlingshauch. Sie ermunterte, ohne heftig aufzuregen. Ihr zartes liebreiches Weſen lag mitten inne zwiſchen der Ruhe und dem Entzücken. Sie war die — Flöte.

Neben ihr ſaß die Hautbois. So wie man die helle Stimme der Vorlauten aus dem ganzen Orcheſter heraushörte, eben ſo prädominirte ſie auch mit ihren Anſichten, und ſprach jede Meinung etwas zänkiſch auf die decidirteſte Weiſe aus. Sie gab gern pikante Einfälle, witzige Bemerkungen und kühne Wendungen zum Beſten, und zeigte durch das Hochgebende in ihrem Benehmen gegen die Flöte eine gewiſſe Geringſchätzung. Ich bemerkte auch bald, daß die Hautbois bei ihrem eigenen Geſchlechte mehr galt als die Flöte.

Zur andern Seite der Flöte ſaß ein blondgelocktes Mädchen mit einem Madonnengeſicht von Raphael. Ihr frommer Sinn und die Heiligkeit ihres Gemüths ſprachen ſich in den ruhigen Mienen, und in der zarteſten Sittigkeit jeder Geberde ſo unverkennbar aus, daß ich ſie ſogleich zur Davidsharfe ernannte.

Unfern von dieſer erblickte ich ihr profanes Gegentheil, ein weibliches Hackbret, welches unaufhörlich kicherte

und gackerte, jetzt aufſprang, zum Fenſter lief, zurück hüpfte, den Kopf zwiſchen Dieſe und Jene ſteckte u. ſ. w. Dieſes Getöſe zu meiner Qual noch zu vermehren, geſellte ſich zu ihr ein nicht mehr jugendliches Fräulein, ein mürriſches und dennoch ſehr lebhaftes Weſen, welches in den Lärmen des Hackbretes ſo unermüdlich hinein brummte und ſchnurrte, daß ich in ihr die Sackpfeife nicht verkennen konnte.

Für die unangenehme Empfindung, die mir dieſe zwei Inſtrumente erregten, wurde ich bald reichlich entſchädigt. Ein frohſinniges Landmädchen mit einem Geſicht gleich dem heiterſten Frühlingsmorgen gab ſich der geſelligen Freude mit ſolcher Innigkeit hin, und wußte den luſtigen Scherz auf eine ſo liebliche Weiſe mit dem herzlichſten Gefühl zu vereinigen, daß ich nicht umhin konnte, ſie zur ländlichen Schalmei zu machen und in ihr der Clarinette zu huldigen.

Es iſt aber, wie bekannt, nichts auf Erd', das ewig währt! Und ſo drängte ſich ſogleich ein anderes Inſtrument hervor, ein bejahrtes Fräulein, ziemlich hoch und wohlbeleibt, mit einem vollen, aber ſehr blaſſen Geſichte; ſie ſprach mit tiefer Stimme, dehnte jedes Wort, verweilte gern bei traurigen Gegenſtänden, zeigte in Allem etwas trübſinnige Anſichten, und miſchte in ihre Geſpräche ſo gern einige aus der Tiefe ihres melancholiſchen Herzens heraufſteigende Seufzer, daß ich mich verpflichtet hielt, die Ärmſte zur — wehklagenden Poſaune zu erheben.

Eine andere beinahe koloſſale Schöne mit hochrothem

Angeſichte, einer kräftigen Adlernaſe und blitzenden ſchwarzen Augen, war, man ſah es ihr deutlich an, dem Sprechen ſehr hold, ſie wußte ſich aber ſo zu beherrſchen, daß ſie nur den geringſten Theil deſſen ſagte, was ſie dachte. Brach ſie aber einmal los, ſo ging's auch mit einer gewaltigen Stimme, und Schlag auf Schlag; dann blieb ſie lange wieder ſtill. Konnt' ich ſie zu einem andern Inſtrumente machen als zur — Pauke?

Deſto geſprächiger zeigte ſich dagegen ein Fräulein von feinem Anſtand, dabei vielſeitig gebildet und ſo gefügig, daß ſie an dem Geſpräche, was immer für eine Wendung dieſes auch nehmen mochte, theilnehmen konnte und ſtets beachtet wurde, ſelbſt da, wo ſie nicht als Hauptperſon auftrat. Ich erklärte ſie für das oktavenreiche Pianoforte.

Den Schluß machten zwei innige Freundinnen. Die Eine war ein nervenkrankes, ätheriſches, ſchmachtendes Weſen voll überſpannter Ideen und überfeinerter Empfindungen, blaß, ſchwächlich und gebrechlich. Die Andere, obſchon geſund und kräftig, und von der Natur keineswegs für ſentimentale Rollen geſchaffen, nahm ſich, deſſen ungeachtet, unglücklicherweiſe die geiſtig kränkelnde Freundin zum Vorbild der Nachahmung, konnte es aber mit aller Bemühung doch nicht dahin bringen, dem Original ähnlich zu werden. Ich machte daher jene zur Harmonika, dieſe zur Mund-Harmonika.

Würde mir die Wahl einer muſikaliſchen Unterhaltung überlaſſen, ſo bäte ich vor Allem um ein Trio, vorgetragen

von der Flöte und der Clarinette mit Begleitung der Harfe.

Wenn ich nun von dem weiblichen Concert auf die Küchenmusik überspringe, so ist dies noch kein Salto mortale zu nennen.

Wer wagt es aber zu läugnen, daß der Ehrgeiz, der wohl jeden Menschen auf irgend eine Art spornt, auch in der Küche seinen Spielraum findet und selbst Küchengeräthe zu Gegenständen seines Wirkens und Strebens zu machen weiß? Entflammt diese Leidenschaft ein edles Gemüth, einen reichen Geist, so veranlaßt sie allerdings viel Schönes und Großes, im Gegentheil aber entweder Böses und Schädliches, oder Albernes und Lächerliches. Ich spreche hier nur von dem kleinlichen Ehrgeize, der den Einen als Witzling zu einer ewigen Bonmots-Jagd kitzelt, den Andern verleitet, Linsen durch eine kleine Öffnung in einem Brete zu werfen, auf dem Seile zu tanzen, durch den Reif zu springen, Thiere nachzuahmen, auf dem Kopfe zu stehen, eine Stange auf der Nasenspitze zu halten, mit den Füßen zu schreiben und auf den Händen zu gehen, kurz, das Unnützeste oder Unnatürlichste zur Virtuosität zu erheben.

Als ich einst auf einer Reise in einer Dorfschenke einkehrte, bemächtigte sich der gesprächigste aller Wirthe sogleich meiner Ohren, erzählte Geschichten über Geschichten, und rühmte als Zwischenspiel, ein ganzes Heer ihm eigener Vorzüge. Unter Anderm versicherte er auch, der größte Mundharmonika-Virtuos in ganz Europa zu sein; Städte und

Dörfer, wo er ſich für theures Geld hören ließ, wüßten davon zu reden, und die Nachbarſchaft ſei weit umher noch jetzt ſeines Ruhmes voll.

Da der gute Mann mir die Sache ſo nahe legte, konnte ich nicht umhin, ihn um ein Pröbchen ſeiner Kunſt zu bitten. Gegen die gewöhnliche Art der Virtuoſen zeigte er ſich ſogleich höchſt willfährig, nahm ein Meſſer als muſikaliſches Inſtrument zur Hand, hielt deſſen Schneide an den Mund, und pfiff ein gewaltiges, mit Trillern und Rouladen reich ausgeſtattetes Solo.

Durch meinen Beifall aufgemuntert, warf er das Meſſer auf den Tiſch, lief in die Küche, und kam mit einer alten Bratpfanne und einer Feuerzange herein. Er pfiff nun mit freiem Munde und begleitete dieſes Solo-Inſtrument mit jenen Beiden, die er theils auf dem Tiſche kratzend hin und her ſchob, theils leicht an einander ſtieß, daß man ſie kaum von einer Baßgeige unterſcheiden konnte. Seine Begeiſterung ſtieg, ſo wie die Zahl der ſich herbei drängenden Zuhörer und Beifallsklatſcher ſich vermehrte. Er zog aus der Taſche einen großen Schlüſſel, ſetzte den Bart an den Mund und pfiff ſo melodiſch, daß man eine Flöte zu hören glaubte. Endlich brachte er gar einen Roſt, und ſtellte ihn mit wichtiger Miene auf den Tiſch, mit dem Bemerken, er habe dieſes Inſtrument um zwei Stäbe vermehrt, wodurch es einen bedeutenden Umfang von Tönen gewann; die Erfindungsgabe ſei ihm angeboren.

Ich verglich ihn mit der Sappho, die ihrer Lyra durch die Vermehrung mit zwei Saiten eine höhere Voll-

kommenheit gab. Er wünſchte ſie kennen zu lernen, und bedauerte ſehr, als ich ihm verſicherte, dieſe Virtuoſin ſei ſchon über 2000 Jahre todt. Er fragte mich um ihren Geburtsort. Als ich ihm die Stadt Mitylene auf der Inſel Lesbos nannte, erwiederte er mit freundlichem Kopfwiegen: „So? Ei, ei! Was Sie mir ſagen!“ — Ich lud den Virtuoſen ein, mit mir zu ſoupiren. Nun warf er ſich in ein anderes Fach. Ich glaubte in einem Walde zu ſein, als mir plötzlich die Stimmen von Nachtigallen, Droſſeln, Lerchen, Finken, Meiſen ꝛc. ꝛc. durch einander entgegen ſchollen. Alle dieſe Vögel wußte mein Wirth nachzuahmen. Als ich am nächſten Morgen in den Wagen ſteigen wollte, zwang er mich, vorher noch ſein muſikaliſches Inſtrumenten-Kabinet, die Küche zu beſehen. Während ich ihm die mit doppelter Kreide geſchriebene Rechnung bezahlte, produzirte der loſe Vogel noch einmal alle Singvögel.

An einen geneſenden Freund.

„Glück auf!“ — So ruft man dem Bergmanne zu, der in den finſtern Schacht hinabfuhr, und endlich aus der Tiefe wieder an das freundliche Tageslicht heraufkömmt. Derſelbe Zuruf gebührt auch jedem Geneſenden, der, aus der dunklen Schlucht einer Todeskrankheit auftauchend, die ſtrahlende Sonne und den holden Mond wieder begrüßt. Der Bergmann und der gefährliche Kranke ſind dem Tode gleich nahe; ſie hegen gleiche Zweifel an ihrer Wiederkehr in die Oberwelt und in's Leben.

Alſo: Glück auf, lieber Freund! Deine Liebe zum Leben kann kaum größer ſein, als meine Liebe zu Dir; und wie wir mit dem geliebten Sterbenden ſelbſt ſterben möchten, eben ſo erweckt der geliebte Geneſende in uns eine neue Lebensluſt.

Der Arzt hat, mit der Krankheit zugleich, von Dir Abſchied genommen; da Du mir aber verſicherſt, meine ſchriftlichen Mittheilungen ſeien Dir eine Seelen-Arzenei, ſo übernehme ich mit Freude die Stelle des Arztes, um Dich durch gute Laune zu erheitern, oder Dir allerlei leichtes Seelen-Spielzeug zum Zeitvertreibe zu geben, oder gewiſſe Vorſichtsmaßregeln Dir an's Herz zu legen.

Geſundheit wünſcht ſich Jeder, aber die Wenigſten mögen eine ſolche Lebensweiſe führen, daß ihr Wunſch in Erfüllung gehen kann.

Die Eltern wünſchen ſich geſunde Kinder, das Mädchen einen geſunden Gatten, der Jüngling eine geſunde Gattin; ſie alle führen aber eine Lebensweiſe, welche ſie entweder einem frühzeitigen Tode in die Arme wirft, oder — im günſtigeren Falle — ſie als ſieche, mit nicht ehrenvollen Narben bedeckte Halb-Invaliden zu wechſelſeitiger Krankenpflege — nicht in Hymens Tempel, ſondern in Hymens Hoſpital führt.

Die Geſundheit gleicht dem Reichthume, nach welchem die Meiſten gierig haſchen, um den erhaſchten unſinnig zu verſchwenden, ohne zu bedenken, daß die Geſundheit ſchon an und für ſich ein köſtliches Gut iſt, für deſſen Verluſt nichts hiernieden vollgültig entſchädigen kann, ſondern daß nur in einem geſunden Leibe eine vollkommen geſunde Seele zu wohnen pflegt.

Schriftſteller, die eine geſunde Seele im geſunden Leibe haben, verlangen auch Leſer von gleicher Beſchaffenheit, ſo wie Leſer mit geſunder Seele im geſunden Leibe nur Schriftſteller derſelben Art verlangen können. Krankhafte Schriftſteller taugen nur für krankhafte Leſer. Unter den vielen Urſachen der Zerſtörung der Geſundheit (wozu man aber nicht immer, wie das alte Troja, zehn Jahre, ſondern oft kaum zehn Minuten braucht) ſteht die Unmäßigkeit in Genüſſen aller Art oben an.

Lieber Freund! Du biſt ein Muſter der Enthaltſamkeit und der Selbſtbeherrſchung. Dieſe zwei ſchönen Eigenſchaften ſind dem Geſündeſten ſchon ſehr vortheilhaft, dem Geneſenden aber ganz unentbehrlich, wenn er nicht, ſtatt vorwärts zu ſchreiten, wieder zurückgehen will. Er muß eine ſtrenge Diät beobachten, wodurch er dann ſein eigener Arzt wird, und dasjenige, was er ſich verſagt, wird ihm mehr nützen, als alle Heilmittel, die er gebraucht. Ich las unlängſt ein Werk des engliſchen Arztes W. H. Robertſon, welches den Titel führt: „**A popular Treatise on Diet and Regimen.**“ Es enthält viele Vorſchriften der Diät. Da ich ſtets an Dich denke, und Alles gerne auf Dich beziehe, ſo konnte ich nicht umhin, einige Auszüge aus dieſem Buche zu machen, die ich Dir zur gefälligen Berückſichtigung mittheile.

Von den Fleiſchbrühen bemerkt Robertſon, daß ſie nicht fett ſein ſollen. Um ſie von dem ungeſunden Fett ganz

zu reinigen, laſſe man ſie zuerſt kalt werden, und die Fetttheile, welche ſich auf der Oberfläche ſammeln, abſchöpfen, dann die Brühe zum Genuſſe nochmal wärmen. Menſchen von ſchwacher oder ſchlechter Verdauung werden überhaupt öfter bemerken, daß der Genuß vieler Flüſſigkeit, ſelbſt der unſchädlichſten, ein gewiſſes Gefühl von Vollheit und Unbehaglichkeit im Magen verurſacht, welches auf irgend eine Störung im Verdauungsweſen hindeutet. Getränke aller Art können dieſe Wirkung hervorbringen, indem ſie den, ſich von ſelbſt zuſammenziehenden Kräften des Magens nicht hinlänglichen Widerſtand leiſten, um ſie in die erforderliche Verdauungsthätigkeit zu ſetzen. Ausnahmen von dieſer Regel finden nur ſelten Statt. Brühen mit Wurzeln und Kräutern ſollen Menſchen von ſchwacher oder ſchlechter Verdauung nie genießen.

Ich füge dieſer Vorſchrift des Britten eine hieher paſſende Bemerkung bei, welche Lichtenberg an ſich ſelbſt machte, und durch Erfahrung bewährt fand.

„Seit einigen Tagen," ſagt er, „lebe ich unter der Hypotheſe, daß das Trinken bei Tiſche ſchädlich ſei, und befinde mich vortrefflich dabei. Hieran iſt gewiß etwas Wahres, denn ich habe noch von keiner Aenderung in meiner Lebensart und von keiner Arzenei ſo ſchnell und handgreiflich die gute Wirkung empfunden, als hiervon." —

Die Fleiſchſpeiſen ordnet Doctor Robertſon nach ihrer leichteren oder ſchwereren Verdaulichkeit, und ſetzt, in Hinſicht auf die leichtere Verdaulichkeit, zuerſt

das Hammelfleiſch *), dem zunächſt das Rindfleiſch, dann das Lammfleiſch, hierauf das Kalbfleiſch, zuletzt das Schweinfleiſch.

Dieſe fünf Fleiſchgattungen ſind, überhaupt genommen, gebraten am beſten zu verdauen; geröſtet, ſchwerer; geſotten, noch ſchwerer; gebacken, noch ſchwerer; in der Pfanne geröſtet, am ſchwerſten. Gebackenes Fleiſch iſt ſchwer zu verdauen wegen des brenzlichen oder verbrannten Oeles, in welches der Fettſtoff, mehr oder weniger, ſich verwandelt. Ein nicht ganz ausgekochtes Fleiſch iſt leichter zu verdauen als das völlig ausgekochte, weil im letzteren Falle die Faſern mehr zuſammengezogen und härter geworden ſind, folglich mehr Kraftanſtrengung des Magens fordern, um zertrennt, zermalmt und in weiche Maſſe verwandelt zu werden. Eben deßhalb iſt auch eingeſalzenes Fleiſch viel ſchwerer zu verdauen als das friſche, indem das Salz die Faſern zuſammenzieht, ſie härter und zäher macht, folglich weniger nachgiebig gegen die zerreibenden Kräfte des Magens, und der auflöſenden Kräfte der Abſonderung.

Die Butter reizt den Magen zu ſehr; ſie iſt daher für Menſchen von ſchlechter oder ſchwacher Verdauungskraft ein Gift, ja ein böſer Geiſt, gegen welchen alle diätetiſchen Schriftſteller zu Felde ziehen. Wer ſich vom Genuſſe der Butter durchaus nicht enthalten kann, ſollte ſie wenigſtens ſehr ſpärlich und nur kalt genießen. Geſchmolzene Butter,

*) Man bedenke dabei, daß die Hammelzucht in England beſſer iſt, als irgendwo.

ſie ſei auf geröſtete Brotſchnitten geſtrichen oder in Saucen gemiſcht, ſollte von der Tafel jedes kränklichen Menſchen verbannt ſein. Robertſon verſichert aber, er habe mehrere Perſonen gekannt, die kaum fühlten, daß ſie einen Magen im Leibe hatten, denen die Butter gute Dienſte leiſtete, indem ſie wie ein gelindes Purganzmittel wirkte. Kinder ſollte man keine Butter eſſen laſſen. Die Kindheit iſt überhaupt dasjenige Lebensalter, welches die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit in Hinſicht auf die Wahl der Nahrungsmittel erfordert, theils um frühzeitige Krankheiten abzuhalten, oder um ihre Stärke, wenn ſie wirklich eintreten, zu mildern, theils um den Grund zu einer heilſamen Mäßigkeit für ihr ganzes übriges Leben zu legen.

Der Speck iſt größtentheils ſchädlich, vorzüglich in jenen Fällen, wo die Magenſäfte entweder nicht in hinreichendem Maße vorhanden, oder wo ſie verdorben ſind, und die Unverdaulichkeit ihren Sitz im Magen hat. Sind aber gute und hinlängliche Magenſäfte vorhanden, die ſich mit den Nahrungsmitteln vermiſchen und auf dieſelben chemiſch einwirken; iſt die zuſammenziehende Kraft des Magens zureichend, um die Speiſen in eine weiche Maſſe zu zerreiben; kurz, werden die Nahrungsmittel gehörig verdauet und abgeſondert, und es mangelt nichts Anderes, als ein Reiz, um die Maſſe den Gedärmen zuzuführen, dann wird die purgirende Eigenſchaft des im Specke enthaltenen Fettes und Salzes wohlthätig wirken, hiermit der Speck in ſolchen Fällen gute Dienſte leiſten.

Der Käſe iſt, überhaupt genommen, ſchwer zu ver-

bauen; etwas alter Käſe aber, zum Schluſſe eines Mittagsmahles gegeſſen, wirkt auf die Verdauung ſehr günſtig. Alter Käſe hat wirklich ſchon aufgehört, eigentlicher, ſogenannter Käſe zu ſein, denn es iſt mit demſelben bereits eine bedeutende Zerſetzung und Auflöſung der Beſtandtheile vorgegangen, und er iſt ein eigentliches Reizmittel geworden, welches gleich den Gewürzen und anderen Stimulanzien wirkt. Wenn man ſich aber den Magen überladet, wenn Unmäßigkeit und Schwelgerei von einer Speiſe über die andere herfällt, wenn auf die Suppe ein Fiſch, auf den Fiſch das Fleiſch von Landthieren, auf dieſe Geflügel, nach dem Geflügel Wildpret, nach dem Wildpret Obſt, Kreme, Zuckerwerk, Gefrornes u. ſ. w. verſchlungen wird, — dann iſt freilich ein Reizmittel zu wenig, um den Magen zu einer Kraftanſtrengung zu ſtacheln, welche ſtark genug iſt, eine ſo verſchiedenartige, chaotiſche Maſſe zu verdauen.

Vom Obſte ſollte man nur den Saft genießen. Vollkommen reifes Obſt, mäßig und zu rechter Zeit genoſſen, ſchadet ſelten. Das Schädliche des Obſtes beſteht in der Säure, welche es enthält. Menſchen von ſchwacher oder ſchlechter Verdauung ſollen es daher ſehr vorſichtig und behutſam genießen. Ueberhaupt eſſe man nach der Mahlzeit kein Obſt; es ſtört den Verdauungsproceß. Die beſte Zeit für den Genuß des Obſtes iſt die zwiſchen dem Frühſtück und dem Mittagsmahle. Der Magen befindet ſich da in jenem Zuſtande der Ruhe, der ihn zur Verdauung des Obſtes vorzugsweiſe tauglich macht, indem er gleichſam ſeine ganze durch kein anderes Geſchäft geſtörte Aufmerkſamkeit

darauf verwenden kann. Wenn man alſo das Obſt zu rechter Zeit und mäßig genießt, nur den Saft ausſaugt, und die ſchwer zu verdauenden Arten desſelben vermeidet, ſo wird es ſelten ſchädlich ſein. Jeder muß aber ſich ſelbſt beobachten, und die Wirkungen, die es auf ſeinen Magen macht, erwägen. Getrocknetes Obſt pflegt man — ſehr irrig — für unſchädlich und leicht verdaulich zu halten. Jede Obſtſchale überhaupt iſt ſchwer zu verdauen, ja ſie bleibt meiſtens unverkocht, und geht gewöhnlich ſo weg, wie man ſie gegeſſen hat. Eben ſo verhält es ſich mit den getrockneten Früchten; und da es kaum möglich iſt, die dickhäutige Schale im Munde vom Fleiſche der Frucht abzuſondern, ſo wird davon die Membrane der prima via und insbeſondere der unteren Gedärme gereizt.

Wir laſſen nun den Magen und wenden uns zu dem Kopfe, und zwar zur Bedeckung desſelben, nämlich zu den Haaren, deren Ergrauen auch dem Nicht-Eitlen unangenehm iſt. Menſchen, die eine ſitzende Lebensweiſe führen, dem Studium eifrig obliegen, Blutandrang gegen den Kopf leiden, Geſchwächte, Krankhafte und Schwelger aller Art, werden am früheſten von grauen Haaren heimgeſucht; dagegen zeigen Alle, deren Beſchäftigungen viel Bewegung in freier Luft erfordern und die dabei auf einfache Nahrung beſchränkt ſind, am ſpäteſten die Spuren vom Beginnen des letzten chemiſchen Proceſſes, welcher die Flüßigkeiten einſaugt, die Zellengewebe austrocknet und ſie erſchlaffen macht. Es iſt bekannt, daß ſtarke Gemüthsbewegungen und heftige Leidenſchaften in Einer Nacht graue Haare verurſacht haben,

indem die, durch vermehrten Blutandrang zu widernatürlicher Thätigkeit geſteigerte Einſaugung der Säfte den Haaren den Farbſtoff entzieht. Möchte doch der Wunſch, ſich eine jugendliche Fülle des Haares länger zu erhalten, die Jugend veranlaſſen, ihren nächtlichen Schwärmereien wenigſtens ein paar Stunden zu entziehen, dunſterfüllte, heiße Gemächer zu meiden, und dafür Spazirgänge in der reinen friſchen Morgenluft zu machen!

Das Schlafzimmer ſoll nicht geheizt werden, ſondern vielmehr ſo kalt ſein, als es ſich mit der körperlichen Empfindung und Geſundheit verträgt. Nur ſehr große Schlafzimmer dürfen geheizt werden, und auch dieſe nur ſehr wenig. Sehr ſorgfältig muß die Luft in denſelben gereinigt werden, durch das Oeffnen von Fenſtern und Thüren. Zu Bettvorhängen wähle man einen dünnen leichten Stoff; auch ziehe man ſie nicht enge zuſammen. Der Boden ſei mit einem Teppich belegt. Man ſtelle nicht mehr Geräthſchaften hinein, als unumgänglich nothwendig ſind; zu viele derſelben hemmen den Luftſtrich. Wollenzeuge ſaugen die Feuchtigkeit des Hauches und der Dünſte ein, und machen dadurch die Luft abſpannend oder unrein. Kerzen- und Lampenlicht vermeide man ſo viel als möglich, Gas brenne aber in keinem Schlafzimmer; denn ein Theil desſelben bleibt ſtets unverzehrt. Man müßte erſt ein Mittel finden, es reiner und ganz verzehrbar zu machen. Es iſt daher ſelbſt in Theatern, Tanzſälen und Sitzzimmern ſchädlich, verurſacht Kopfweh, Schwindel ꝛc.

Das Schlafzimmer befinde ſich nicht im Erdgeſchoße

des Hauſes, ſondern im erſten oder zweiten Stockwerk, doch auch nicht im höchſten, beſonders dann nicht, wenn das Haus zu ſehr der Sonne ausgeſetzt iſt, folglich die obern Gemächer zu ſehr erhitzt werden. Aus derſelben Urſache ſoll ſich das Schlafzimmer auch nie auf der Sonnenſeite des Hauſes befinden.

Lieber Freund! Du biſt nun ein beneidenswerther Menſch. Glücklich iſt der Geſunde, aber noch glücklicher der Geneſende; denn Jener weiß ſein Glück ſehr ſelten gehörig zu würdigen und vollkommen zu ſchätzen, daher er auch ſtündlich in der Gefahr iſt, die Geſundheit durch ſträfliche Unvorſichtigkeit oder tollen Uebermuth gewaltſam zu vertreiben, der Geneſende aber hat ihren Werth dadurch, daß er ſie längere Zeit entbehren mußte, erſt erkennen und ſchätzen gelernt. Er beginnt neu aufzuleben und aufzublühen in dem, mit jedem Tag erhöhten Wohlgefühle des wiederkehrenden ruhigen Schlafes, der ſich wieder einſtellenden Eßluſt, der zunehmenden Kraft des Leibes und der Heiterkeit der Seele.

Mahle Dir dieſes Glück ja täglich bis in die kleinſten und feinſten Züge aus, damit Du es vollkommen genießeſt! Küſſe jeden theilnehmenden Freund, begrüße jeden friſchen Lufthauch, ſauge jeden lieblichen Blumenduft in Dich, horche freudig jedem der geflügelten Sänger und jedem muſikaliſchen Inſtrumente, jauchze der Sonne und dem Monde entgegen, und liebäugle mit Sternen und Menſchen!

Um Dir den vollständigen Beweis vorzulegen, daß Du doppelt glücklich biſt, und zwar nicht nur als Geneſender, ſondern auch als Menſch überhaupt, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich unter den Menſchen vier Hauptgattungen unterſcheide: Lebende und Todte, Geſunde und Kranke.

Es gibt allerdings Menſchen, die alle thieriſchen Functionen verrichten, das heißt, eſſen, trinken, ſchlafen, ſich bewegen, reden u. ſ. w.; deſſen ungeachtet aber nicht leben; wer aber nicht lebt, iſt todt.

Einen Lebenden kann ich nur denjenigen nennen, der die Lebenskraft beſitzt und äußert. Höre nur, was Hufeland von dieſer unbegreiflichſten und gewaltigſten aller Kräfte der Natur, ſagt: „Sie erfüllt, ſie bewegt Alles, ſie iſt höchſt wahrſcheinlich der Grundquell, aus dem alle übrigen Kräfte der phyſiſchen, vorzüglich organiſchen Welt fließen. Sie iſt es, die Alles hervorbringt, Alles erhält, erneuert, durch die die Schöpfung nach ſo manchem Jahrtauſend von Jahren noch jeden Frühling mit eben der Pracht und Friſchheit hervorgeht, als das erſtemal, da ſie aus der Hand ihres Schöpfers kam. Sie iſt unerſchöpflich, unendlich, — ein wahrer ewiger Hauch der Gottheit. Sie iſt's endlich, die, verfeinert und durch eine vollkommene Organiſation exaltirt, ſogar die Denk- und Seelenkraft entflammt, und dem vernünftigen Weſen zugleich mit dem Leben das Gefühl und das Glück des Lebens gibt. Ich habe immer bemerkt, daß das Gefühl vom Werth und Glück der Exiſtenz ſich ſehr genau nach dem mehreren oder

wenigeren Reichthum an Lebenskraft richtet, und daß, so wie ein gewisser Ueberfluß derselben zu allen Genüssen und Unternehmungen aufgelegter und das Leben schmackhafter macht, nichts so sehr, als Mangel daran, im Stande ist, jenen Ekel und Ueberdruß des Lebens hervorzubringen, der leider unsere Zeiten so sehr auszeichnet." —

Du wirst in dieser Definition ersehen, lieber Freund, daß Du allerdings im Besitze der Lebenskraft bist, folglich mit vollem Rechte zu den Lebendigen gezählt wirst. Ich will aber nun einen andern Schriftsteller, nämlich mich selbst *), zu Hülfe nehmen, und Dir eine hieher passende Geschichte erzählen, woraus Du sonnenklar ersehen sollst, welche existirende Menschen eigentlich lebendig und welche todt sind. Ich saß einmal, ich glaube es war im Jahre 1830, in einem Kaffehhause, durchblätterte die Zeitschriften, und fand in einer derselben, zu meinem größten Erstaunen, die Anzeige vom Tode eines guten Bekannten, von dem ich gewiß wußte, daß er noch lebe, weil er frisch und gesund neben mir saß. Ich flog zum Herausgeber des Journals, um den Irrthum zu berichtigen. Er hörte meine Versicherung, daß der als todt angegebene Mann noch lebe, und meine Bitte um Widerrufung der Lüge ruhig an, und erwiederte sehr gelassen: „Ich habe die Ehre, Sie zu versichern, daß der Mann eigentlich todt ist, und daß ich also nicht widerrufen kann." — Ich sagte, mich ereifernd: „Wollen Sie, daß ich Ihnen den sogenannten Tod-

*) Lustwäldchen der Laune von Chr. Kuffner.

ten, den ich vor wenigen Minuten verließ, aus dem Kaffeehauſe hieher in's Zimmer führe? — „Ich ſehe mit Bedauern" — ſagte der Journaliſt — „daß Sie, Verehrter, nicht wiſſen, wer lebt und wer todt iſt. Hören Sie denn! Nach meiner Anſicht iſt Jener todt, dem die Lebenskraft, das heißt, das innere Leben fehlt. Pythagoras erkannte dieſes eben ſo wie ich. Zeigte ſich einer ſeiner Schüler durchaus geiſt- und herzlos, ſo wurde er für todt erklärt, und vom Orden ausgeſtoßen. Seine Mitſchüler mußten ihm ein förmliches Leichenbegängniß halten, und ein Cenotaphium errichten, um ein warnendes Denkzeichen vor Augen zu haben, welches ſie erinnern ſollte, ein ähnliches Abſterben zu meiden, Geiſt und Gemüth in ſtäter Thätigkeit zu erhalten, gleich dem Feuer, welches ſich durch raſtloſe Bewegung erhält und läutert, ohne dieſelbe aber erſtickt und ſtirbt. Und ſo nenne ich todt alle Diejenigen, die nur mit Eſſen, Trinken, Schlafen und andern blos körperlichen Functionen vegetiren; todt Alle, die ihre Zeit gedankenlos auf das Nichts der Eitelkeit verwenden, auf Kleidung, Putz, ſinnloſes Geſchwätz, unnützes Thun und dergleichen; todt Alle, die ohne Ahnung von Pflichterfüllung und höherer Beſtimmung, dem leeren Nichtsthun fröhnen; denn alle dieſe beweglichen Fleiſchmaſſen ſind nichts als Automate, die im Garten des Lebens die Stelle ſteinerner Statuen vertreten, übrigens aber eben ſo gut exiſtiren, als nicht exiſtiren könnten. Als Lebende laſſe ich nur Diejenigen gelten, die von dem Beſtreben beſeelt ſind, ſich ſelbſt zu veredeln, und das Wohl der Menſchheit zu fördern. Ein großer Theil der

Menſchen gehört theils zu den Lebenden, theils zu den Todten. Rechnet man die Zahl der Lebensjahre auf dieſe Weiſe zuſammen, ſo ergibt ſich, daß mancher Achtzigjährige kaum zehn Jahre, kaum Ein Jahr, ja kaum acht Tage gelebt hat, daß nicht Wenige erſt mit dem dreißigſten oder vierzigſten Jahre ihres Daſeins geboren werden, das heißt, zu leben anfangen, und daß ſogar viele Tauſende geboren werden, ohne in einem vieljährigen Daſein nur zwölf Stunden zu leben, obſchon ſie als Lebende paradiren. Sie werden nun einſehen, mein Herr, daß meine Anzeige vom Tode ihres Freundes ſich auf die Wahrheit gründet; wem Geiſt und Herz fehlt, dem fehlt die Lebenskraft, und wem die Lebenskraft fehlt, der iſt todt." —

Du wirſt, lieber Freund, auch in der kategoriſchen Erklärung dieſes Mannes einen überzeugenden Beweis finden, daß Du ein Lebender biſt. Alle, die Dich — wenn auch nicht von Angeſicht, doch aus Deinen edlen Geſinnungen und ſchönen Handlungen kennen, werden Dir ein Lebenszeugniß ausſtellen, dem keine Todesanzeige je widerſprechen kann.

Die Zahl der Menſchen, die im eigentlichſten Sinne und im vollen Umfange geſund, nämlich geſund an Leib und Seele ſind, iſt im Verhältniſſe zu der großen Menſchenmaſſe ſehr gering. Es bleibt daher immer eine traurige Sache, wenn man zwar ein Lebender, aber ein Kranker iſt.

Es gibt aber drei Gattungen von Kranken: Leibeskranke, Seelenkranke, und ſolche, die krank ſind an Leib und Seele. Und ſo wie man phyſiſch- und moraliſch-Kranke unterſcheidet, eben ſo muß man auch wirkliche Kranke und Kranke in der Einbildung unterſcheiden.

Körperliche Krankheiten erzeugen nicht ſelten Geiſtes- und Gemüths-Krankheiten, dieſe letztern ziehen aber faſt immer, früher oder ſpäter, körperliche Krankheiten nach ſich. Die ärztliche Definition erklärt die Krankheit als denjenigen Zuſtand des lebenden Körpers, in welchem die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile oder Organe zur Erhaltung des Ganzen geſtört iſt.

Derſelbe Fall findet bei den Geiſtes- und Gemüths-Krankheiten ſtatt, z. B. wenn die Harmonie der Seelenkräfte durch das Uebergewicht einer krankhaften oder zu glühenden Phantaſie, durch zu gewaltiges Vorherrſchen einer verderblichen Leidenſchaft, durch Verſtandesſchwäche, durch eine irrige fixe Idee u. ſ. w. geſtört wird, wie dies beim Körper durch bedeutende Verletzungen der wichtigern Theile, z. B. des Gehirns, der Lunge, des Herzens, des Magens ꝛc. geſchieht.

Man theilt unter andern die Krankheiten des Körpers in hitzige oder acute, und in langwierige oder chroniſche ein. Die erſteren endigen ihren Verlauf in einer beſtimmten Zeit, wie z. B. gewiſſe Fieber. Von dieſer Art iſt auch das Liebesfieber, das Fieber des Zornes u. d. gl. Zu den chroniſch-moraliſchen Krankheiten gehört z. B. die leidenſchaft-

liche Spielſucht, das Laſter der Trunkenheit, die Verleumdungsſucht ꝛc.

Jede körperliche Krankheit hat ihre eigenen Kennzeichen oder Symptome, eben ſo auch jede Geiſtes- oder Gemüthskrankheit; die Symptome einer und derſelben Krankheit erleiden aber in jedem Menſchen durch Geſchlecht, Alter, Temperament, Lebensweiſe u. d. gl. eine Veränderung, die ihnen einen ganz eigenthümlichen Charakter gibt.

Wir ſehen überall viele Menſchen krank an Leib und Seele; zahllos iſt aber die Menge der Kränklichen an Leib und Seele; und das Übelſte dabei iſt, daß die Kränklichkeit faſt immer weit länger dauert, als die Krankheit, oft lebenslang.

Dies rührt zum Theil gewiß daher, weil man bei eigentlichen Krankheiten ernſtliche Mittel anwendet und ſtrenge Diät beobachtet, bei bloßer Kränklichkeit aber beides vernachläſſigt.

Iſt jede Krankheit (phyſiſche oder moraliſche) ſchon an und für ſich eine lebensverkürzende Urſache, ſo wird ſie dies insbeſondere durch eine falſche zweckwidrige Behandlung, die den Leib oder die Seele tödtet; eine naturgemäße diätetiſche Lebensweiſe iſt aber das Fundament und die Quelle der geſunden Seele im geſunden Leibe, wobei man ſich auch den häufigen Gebrauch der Arzneimittel erſpart.

Viele Menſchen bringen organiſche Fehler und eine organiſche Krankheitsanlage und die Anlage zu geiſtigen oder moraliſchen Übeln ſchon mit zur Welt; wie z. B. zu reizbare ſchwache Nerven oder eine ſchwache Lunge, einen

verkrüppelten Magen, einen ſchwachen Geiſt oder einen ſchwachen Charakter. Jeder lerne ſeinen ſchwachen Theil kennen und hüten! Manche Fehler und Krankheitsanlagen werden von den Eltern auf die Kinder vererbt, manche denſelben durch eine verkehrte Erziehung eingeimpft, manche durch das angeborne Temperament erzeugt, manche durch das Klima, daher es nicht nur phyſiſche, ſondern auch moraliſche Krankheiten gibt, die ganzen Nationen vorzugsweiſe eigen ſind, ſo wie auch jede Zeit, jeder Stand, jedes Alter, jedes Geſchlecht, jede Beſchäftigung, jede Lebensweiſe ihre eigenthümlichen Krankheitsanlagen und Krankheiten hat.

Ein Hauptmittel zur Verhütung von Krankheiten aller Art iſt die Reinlichkeit und Reinheit. Halte deinen Leib, deine Seele, dein Gemüth rein und du beugſt tauſend Uebeln vor!

Viele Krankheiten beſchleichen den Menſchen (wie Heſiodus in dem Lehrgedichte „Werke und Tage" ſagt) ſchweigend, denn Zeus hat ihnen die Stimme genommen; moraliſche Krankheiten ſtehlen ſich nur zu oft durch böſe Gewohnheit, oder durch ſchlechte Geſellſchaft ſo unvermerkt in das Gemüth, daß ſie ſich erſt dann kennbar und in ihrer häßlichen Geſtalt zeigen, wenn ſie bereits feſte Wurzel gefaßt haben, und der Heilkunſt Trotz bieten.

Die Schwäche iſt nicht nur eine gewöhnliche Vorbotin, ſondern auch häufig die veranlaſſende Urſache der Krankheit.

Plutarch hat eine eigene Abhandlung geſchrieben,

um zu beweiſen, daß die Leiden und Krankheiten des Leibes weniger gefährlich ſind, als jene der Seele; denn die erſtern rühren von der Natur und von Urſachen außer uns her; die Laſter ſind aber das eigene Werk der Seele, die Folge der Entartung oder Unnatur, und die Quelle ſelbſtgeſchaffener Leiden. Die Krankheiten des Körpers verrathen ſich durch äußere Symptome, Mangel an Eßluſt, Ermattung, fiebernden Puls, u. ſ. w., die Seelenkranken erkennen aber ihren traurigen Zuſtand nicht, und wollen das Uebel nicht einmal für ein Uebel gelten laſſen, eben deshalb weil die kranke Seele über ihre Krankheit nicht urtheilen kann. Sie fühlen es entweder nicht, oder wollen es nicht wiſſen, daß ſie krank ſind. Der Leibeskranke verlangt Arzeneien und Heilmittel, der Seelenkranke meidet und ſcheut ſie, und er will, weit entfernt, ſich ruhig zu verhalten, um deſto geſünder erſcheinen, je kränker er iſt, um deſto mehr handeln, je weniger er zum Handeln geeignet iſt. Körperliche Blindheit iſt ein großes Uebel, die Geiſtesblindheit aber ein noch viel größeres. Plutarch behauptet, unter allen Seelenkrankheiten ſei Dummheit die größte und gefährlichſte, da ſie das Uebel ſo unheilbar macht, daß ſie dem Menſchen ſein ganzes Leben hindurch anhängt, und endlich mit ihm ſtirbt.

Unter allen Krankheiten des Leibes und der Seele ſind aber diejenigen die übelſten, die mit Unempfindlichkeit verbunden ſind, und in beiden Fällen fängt der Kranke erſt dann zu geneſen an, wenn er ſich fühlt, und nach Hülfe verlangt.

Eine intereſſante Streitfrage könnte die ſein: Ob es möglich iſt, daß noch neue Krankheiten entſtehen?" Ich möchte ſie bejahen, und vor Allem die Krankheiten wie die Sterne in drei Klaſſen eintheilen, indem einige Krankheiten, gleich den Fixſternen, immer die nämliche Stellung und die nämliche Geſtalt behaupten, andere, wie die Planeten, in regelmäßigem Lauf und zu beſtimmter Zeit auf den gewöhnlichen Wegen wiederkehren, jedoch Geſtalt und Stellung, dem Monde ähnlich, wechſeln, wogegen endlich einige, nach Art der Kometen, plötzlich erſcheinen, wieder verſchwinden und erſt nach ſo langer Zeit und dann abermal ſo plötzlich und ſo fremdartig erſcheinen, daß man ſie für neue hält, und vor ihnen oft mehr, als vor der gefährlichſten bekannten erſchrickt. In dieſem Falle hört dann der ſonſt ſo beliebte und geprieſene Reiz der Neuheit ganz auf.

Einige Krankheiten ſind alſo nur dem Scheine nach neue, das heißt, ſie zeigen ſich mit geänderter Form und modifizirt entweder durch eine, von ſpezielen Umſtänden bewirkte Steigerung oder Minderung, und ihre Verſchiedenheit beſteht nur in einem Mehr oder Weniger. Einige Krankheiten waren in dieſem oder jenem Jahrhunderte, bei dieſen oder jenen Völkern einheimiſch, und haben ſich verloren, einige genießen jetzt das Bürgerrecht, werden aber nach einiger Zeit auswandern oder verſchwinden. Gewiſſe Krankheiten, wie z. B. die Fieber, nehmen ſogar in jeder Jahreszeit einen andern Charakter an. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Krankheiten in einer gewiſſen chronologiſchen Ordnung das Menſchengeſchlecht heimgeſucht haben. Die

ersten Krankheiten, welche den im einfachen Naturzustande und naturgemäß lebenden Bewohner der Erde befielen, mögen wohl diejenigen gewesen sein, die von schädlichen Elementar-Einflüssen, großer Hitze, Kälte ꝛc. herrührten; ihnen folgten wahrscheinlich jene, die ihren Grund in einer verfeinerten, überfeinerten, dann verweichlichten, endlich jene, welche in einer ganz naturwidrigen, üppigen, verkehrten und entarteten Lebensweise ihre nächste Veranlassung hatten. Da erzeugte dann durch Unthätigkeit, Luxus, Ausschweifung, Übermaß in Genüssen aller Art u. s. w. durch verderbliche Mischung, bastardartig und mißgeburtenähnlich, eine Krankheit die andere, ein Uebel das andere, und — es geschah, — wie Schiller sagt: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebähren."

Ich Laie glaube, daß allerdings, theils ganz neue, theils solche Krankheiten entstehen können, welche, obschon früher bekannt, doch eine ganz verschiedene Form, oder einen andern, als den bisherigen Charakter annehmen, folglich als neue Erscheinungen gelten und den Ärzten genug zu schaffen geben.

Die Ursachen der Entstehung solcher neuer Krankheiten — um nur einiges Speziele anzuführen, können z. B. in einer in einem ganzen Lande eingeführten Veränderung der Lebensweise, oder im allgemein gewordenen Genuße fremder Nahrungsmittel, neuer Getränke, in neuer Mischung, neuer Speisenzubereitung liegen, wodurch ganz andere Wirkungen auf Blut, Säfte und Nerven hervorgebracht wer-

den; oder in den Elementar-Einflüſſen, in atmoſphäriſchen und telluriſchen Revolutionen, wie z. B. durch Erdbeben, Seuchen, langwierige Dürre, zu anhaltende Regengüſſe und Überſchwemmungen, Erddämpfe, beſondere Winde — neue Beſtandtheile, welche den aus der Erde entſpringenden Quellen ſich aneignen; oder in einer mächtigen feurigen oder wäſſerigen Einwirkung fremder Himmelskörper, die unſerer Erde zu nahe kommen u. ſ. w. Wären nicht vielleicht ſogar die neuen mediziniſchen Syſteme im Stande, neue Krankheiten ins Leben zu rufen?

Eben ſo können auch neue moraliſche Krankheiten ganzer Völker entſtehen, theils aus eben denſelben phyſiſchen Urſachen, welche die neuen körperlichen Übel verurſachen, theils durch große Veränderungen in der Denkungsweiſe der Menſchen, in den moraliſchen Grundſätzen, in der Religionslehre, in den bürgerlichen und nationellen Verhältniſſen, in den Maximen der Staatsverwaltungen, oder durch neue Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte u. ſ. w.

Durchblättert man die Werke der Seelenärzte aller Zeiten und Völker, ich meine: der Philoſophen, ſo findet man bei ihnen dieſelbe Verſchiedenheit, dieſelbe Menge — einander verdrängender neuer Syſteme, wie bei den Heilkünſtlern des Leibes — und auch dieſelben Irrthümer. Bei den Egyptern hatte jede Krankheit ihre eigenen Ärzte; wer beſtimmte denn aber zuerſt die Krankheit ſelbſt, damit der Kranke wußte, welchen Arzt er zu Hülfe zu rufen

habe? Bekanntlich iſt ja eben das Erkennen der Krankheiten der ſchwierigſte Theil der Arzneikunde.

Die körperlichen Krankheiten haben vor denen der Seele den Vorzug, daß bei jenen ein Übel, je mehr es zunimmt, ſich um deſto mehr auch offenbart, wogegen die Seelenkrankheiten, je ſtärker ſie werden, ſich um ſo mehr verſtecken, und der Kranke ſie um deſto weniger bekennen will. Seneca ſtellt daher in dem fünfundfünfzigſten ſeiner Briefe die Frage: „Warum will Niemand ſeine Fehler bekennen? —

„Weil er ſie noch jetzt an ſich hat. Nur der Wache erzählt ſeinen Traum.“ —

Zum Schluſſe dieſes Briefes will ich Dich noch auf zwei Maximen aufmerkſam machen, die den körperlich- wie den moraliſch-Kranken zu empfehlen ſein dürften. Die erſte: daß man ſich der Krankheit nicht mit eigenſinnigem Trotze widerſetze, um ſie gewaltſam abzukürzen oder zu unterdrücken, daß man ihr aber auch nicht durch Feigheit oder durch zu weichliches Hingeben erliege; der Geiſt vermag über den Leib, er ſei geſund oder krank, ſtets ſehr viel. Die zweite: Geſtatte Deiner Phantaſie, wenn ſie düſter iſt, nicht zu viel Herrſchaft über Deine Krankheit! Die Phantaſie des Kranken iſt gleichfalls krankhaft, und ein Blinder kann nicht der Führer eines Blinden ſein. Unterliegſt Du der Gewalt dieſes dunkeln Genius, ſo geräthſt Du in die Gefahr, dem ärgſten aller Übel und Leiden zur Beute zu werden, nämlich, als Leibeskranker gar in eine Gemüthskrankheit zu verfallen.

Eine beſondere Art von Gemüthskrankheit bilden gewiſſe Fieber, welche den armen Menſchenkindern gewaltig zuſetzen und mehr eine philoſophiſche als eine mediziniſche Heilart fordern, zum Theile auch unheilbar ſind. Welcher Sterbliche kennt das Liebesfieber nicht? Wer weiß nicht, daß es uns gewiß iſt, wie die Pocken, und daß Diejenigen, die davon verſchont bleiben, nur eine Ausnahme von der Regel machen? Wen dieſes Fieber noch nicht befiel, der hat es zu erwarten; und ſollte er auch davon befreit bleiben, ſo kann er doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſeine Eltern es hatten. Dieſes Fieber iſt das heftigſte von allen, bald von ſehr kurzer, bald von ſehr langer Dauer; nicht wenige Menſchen werden davon ſehr oft befallen, manche verlieren durch dasſelbe die Geſundheit für immer, manche das Leben. Dieſes Fieber hat die Eigenheit, daß der Kranke alle Heilmittel verſchmäht oder gar durchaus krank bleiben will. Natur und Zeit ſind hier die einzigen Ärzte, die etwas leiſten oder eine Geneſung bewirken können. Dieſe Fiebergattung kann manchmal auch anſteckend werden, vorzüglich durch den häufigen Genuß von Romanen und Theaterſtücken, am meiſten durch das Mitwirken bei Privattheatern u. ſ. w.

Die Furcht wird von mancherlei Fiebern heimgeſucht. Hieher gehört z. B. das Geſpenſterfieber, von welchem manche kleine und große Kinder befallen werden. Mütter und Ammen geben ſich manchmal ſogar viel Mühe, dieſes Fieber den Kindern ſo früh als möglich einzuimpfen, und es iſt dann, wenn es ſich einmal zur chroniſchen Krankheit

ausgebildet hat, ſo hartnäckig, daß es allen ſpäter dagegen angewendeten Heilmitteln trotzt und den damit Behafteten ſein ganzes Leben hindurch nicht mehr verläßt. Während des Paroxismus iſt der Patient gewöhnlich ſehr blaß; er zittert an allen Gliedern und fühlt eiskalten Froſt im Mark der Gebeine. Dabei iſt ſeine Phantaſie ſo exaltirt, daß er oft Windmühlenflügel für Rieſen hält. Eine Abart dieſes Fiebers iſt das Schlachtfieber, welches Viele vor dem Anfang einer Schlacht mit ſolcher Heftigkeit und mit einem ſolchen Schwindel ergreift, daß ſie in ihrer plötzlichen Sinnesverwirrung und Betäubung ſtatt des Muthes ſich dem Schrecken in die Arme werfen, ſtatt tapfer zu ſein, feig werden, und, höchſt unglücklicher und verkehrter Weiſe, ſtatt vorwärts zu ſchreiten, gleich den Krebſen eine rückgängige Bewegung machen. Froſt, Bläſſe, Zittern, nebſt Taubheit und Blindheit, ſind die Symptome dieſes Fiebers. Das bekannte Kerkerfieber erreicht ſeinen höchſten Grad, wenn es ſich in das entſetzliche Galgenfieber verwandelt, wo der unglückliche Kranke immer einen Strick um den Hals zu fühlen glaubt, der ihm die Kehle zuſchnüren will. Dabei erſcheinen dem Beklagenswürdigen unaufhörlich Bilder von Raub, Mord und Blutvergießen, ſo daß er oft in Raſerei verfällt. Manchmal geſchieht es, daß die Wuth dieſer äußerſt bösartigen Krankheit die Lebenskräfte ganz aufzehrt, und der Sterbende aus einer Ohnmacht bewußtlos in den letzten Augenblick übergeht.

Eine höchſt klägliche Krankheit iſt das perennirende Sentimentalitäts-Fieber nervenſchwacher Damen;

ſie zerſchmelzen häufig ohne Urſache in Thränen, kommen außer ſich über den unbedeutendſten Zufall, werden über eine Luftblaſe von Krämpfen ergriffen, und fallen über ein Nichts in Ohnmacht. Ohne Migräne zu ſein, halten dieſe Kranken für eine Schande, und in ihr Siechthum ſind ſie verliebt. Innerliche Heilmittel bleiben ohne Wirkung, äußerliche wirken aber manchmal als Palliative z. B. brillantene Ohrgehänge oder Armbänder, goldene Halsketten, koſtbare Ringe, oder gewiſſe Stoffe, die man auch zu Kleidern verwenden kann u. ſ. w. Künſtliche Blumen wirken ſtärker als die natürlichen, Tanz-Schwitzbäder beſſer als die Schwefelbäder, kerzenhelle Säle mehr als Mond- und Sonnenlicht, mephytiſche Salonsdämpfe mehr als die reinſte Frühlingsluft, Parfüms mehr als Kräuterdüfte. Das Fatalſte dabei iſt, daß die geſunden Umgebungen durch dieſe Krankheit mehr leiden, als die Patienten ſelbſt.

Das hitzige Fieber des Zornes iſt eigentlich eine abſcheuliche Krankheit. Die Paroxismen dauern zwar gewöhnlich nur kurze Zeit, oft nur wenige Minuten, wo der Kranke an ſich ſelbſt und an Andern, ja ſogar an lebloſen Gegenſtänden, ſo viel Unheil ſtiften kann, daß er nachher bittere Thränen vergießen muß, weil er das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen, das Mißhandelte und Gekränkte nicht mehr unmißhandelt und ungekränkt, das Zerſchlagene nicht mehr ganz machen kann. Kaltes Waſſer ſoll dabei ein gutes Heilmittel ſein, ſtarke Weine ein Gift. Übrigens vermindert ſich dieſe Krankheit glücklicher Weiſe von ſelbſt mit den zunehmenden Jahren. Das Alter, ſagt man, hebe ſie manchmal radikal.

Eine widrige Abart dieſer Krankheit iſt das Recenſenten-Gallfieber. Aller Mißdeutung vorzubeugen, erkläre ich, daß ich, mit Jean Paul, der Meinung bin, daß Kunſtrichter und Recenſent ſich von einander eben ſo gut unterſcheiden, wie Richter und Nachrichter. Dieſes Gallfieber befällt gewöhnlich nur unfruchtbare Geiſter, das heißt, ſolche, die entweder gar nichts oder nur Schlechtes hervorgebracht haben. Sie empfinden gegen Schriftſteller einen ſolchen angebornen Haß, wie die Katze gegen die Maus; ſie ſelbſt aber ſind gegen einander wie Hunde und Katzen. Was der Eine rühmt, das zerreißt der Andere eben deshalb, und was der Eine mit Elephantenfüßen zerſtampft, das hebt der Andere zu den Sternen. Eine beſondere Eigenſchaft dieſes Fiebers iſt die Geſchwindigkeit. Kommt dem Gallfieber-Kranken z. B. ein Buch vor die Augen, ſo ſpricht er darüber ſein Urtheil aus, ehe er es noch geleſen hat; iſt er im Theater, ſo geht er weg, ehe das Stück geendet und ehe er es verſtanden hat, trinkt im erſten Paroxismus Bier, raucht Tabak, und ſchreibt dann, halb im Schlafe, etwas darüber, was er eine Kritik nennt. Dieſes Fieber befällt vorzüglich unreife junge Herren, die ſich in dieſem Zuſtande dann für untrügliche Orakel halten. Es gibt aber auch in allen Geſellſchaften eine Art ſolcher Gallfieber-Kranken, bei denen ſich die Galle ergießt, ſobald ein Anderer Aufmerkſamkeit oder Beifall erregt. Das beſte Heilmittel iſt, dieſe Gallſüchtigen nicht zu bemerken, weder im Leben, noch in der Literatur. Erreicht dieſe Krankheit den höchſten Grad, ſo entſteht daraus das gelbe Fieber des Neides, wo-

bei der Patient außer ſich kommt, ſobald er etwas in irgend einer Art Ausgezeichnetes erblickt.

Inniges Bedauern fühle ich aber mit zwei Fiebergattungen, deren ich zum Schluße hier noch Erwähnung thun will. Die erſte iſt das Wundfieber des ſtillen gekränkten Dulders. Es iſt ein ſchleichendes Fieber, welches vom blutenden Herzen ausgeht, die Nerven zuerſt überreizt, dann abſpannt, und die Kräfte des Lebens mit jeder geweinten Thräne, mit jedem ſchwer ausgeathmeten Seufzer ſo vermindert, daß es endlich in ein Auszehrungs- und Erſchlaffungsfieber des immer zunehmenden Lebensüberdrußes übergeht, bis der arme, ſchwache und ſchachmatte Menſch ſein in einen dichten Trauerſchleier gehülltes Haupt endlich ſanft neigt, und leiſe mit freudiger Wehmuth ſpricht: „Es iſt vollbracht!“

Indem ich ſchon aufhören will, von den, in der Arzneigelehrſamkeit unbeachtet gebliebenen Fiebern zu reden, fällt mir noch ein, daß eigentlich jeder Dichter, ſobald er an's Dichten geht, ein Entzündungsfieber hat oder haben ſoll, welches mit häufigen Phantaſien, bei manchen Dichtern ſogar mit einem ſtarken Fieberdurſte verbunden iſt. Das Delirium erſcheint als eine nothwendige Folge dieſes Phantaſiefiebers, welches man auch füglich die Muſchelkrankheit nennen könnte, weil während derſelben die ſchönſten Perlen erzeugt werden. Dieſes Phantaſiefieber hat auch viele Aehnlichkeit mit dem Frühlingsfieber der Erde, welches, gleich anderen Fiebern, vorzüglich in dieſer Jahreszeit graſſirt, aber die wohl-

thätigſten Wirkungen hervorbringt; denn ſo wie das Fieber, als das Beſtreben der Natur, einen Krankheitsſtoff aus dem Körper wegzuſchaffen, dem Menſchen die Geneſung bringt, und ihn mit der Lebensblume der Geſundheit ſchmückt, eben ſo äußert auch die große Natur im Frühling das Beſtreben, den auf ihr liegenden Krankheitsſtoff — den Winter — wegzuſchaffen, ſo daß ſie in freudiger Geſundheitsfülle neu aufblüht und ſich zum großen Geneſungsfeſte mit Luſtblüten und Jubelblumen ſchmückt, wobei ſie die lauten Glückwünſche aller mit Stimmen begabten Weſen (Menſchen, Vögel, Käfer u. ſ. w.) empfängt.

Dieſem Frühlingsfieber gleicht das Dichterfieber, welches gleichfalls ſchöne Blüten und Blumen zur Freude der Menſchheit hervorbringt, und der ſchaffende Dichter hat mit der ſchaffenden Natur, der er in ſo vielen Dingen gleicht, auch Folgendes gemein: Die Natur treibt nämlich in jedem Frühling, ſo wie der Dichter in jeder dichtenden Stunde, Blüten und Blumen aller Art. Sie ſind zwar in Geſtalt, Duft und Farbe (z. B. Roſen, Lilien, Tulpen, Veilchen u. ſ. w.) dieſelben, die wir ſchon in ſo vielen vorhergegangenen Frühlingen geſehen haben, ſind aber dennoch jedesmal wieder ganz andere, und erfreuen uns eben deshalb, weil ſie ſich, ungeachtet der Familien-Aehnlichkeit, doch immer als ganz neue, wirkliche und ſelbſtſtändige Weſen zeigen. Wir nehmen ſie, ſo oft ſie kommen, mit ſo vielem Vergnügen auf, und heißen ſie ſo willkommen, als ſähen wir

ſie jedesmal zum erſten Male. Wie ganz anders verhält es ſich mit den gekünſtelten Stroh- und Seidenblumen! Man raffinire ihre kunſtreichen Geſtalten, Farben und Düfte noch ſo ſehr, man ſuche ihnen noch ſo viel Reiz der Neuheit zu geben, — ſie erſetzen doch nie die holden und echten Natur- und Lebensblumen, die aus dem grünen Schooße der Mutter Erde, oder aus dem blauen Phantaſiehimmel des Dichters hervorſproßen.

Das Einzige, worüber Du Dich noch beklagſt, iſt eine zurückgebliebene Schwäche; ich bitte Dich aber inſtändig, daß Du Dir darüber ja kein graues Haar wachſen laſſeſt. Jeder Menſch hat ſeine Schwächen, der Geſunde oft noch mehr als der Kranke; ich glaube ſogar, daß die vielen und vielfachen Schwächen die Hauptkrankheiten des menſchlichen Geſchlechtes ſind, und daß ein großer Theil dieſer Schwächen zum Beſten des geſelligen Verkehres dient, die Menſchen einander näher bringt, ſie von einander abhängig macht und in Verbindung ſetzt. Manche Menſchen haben liebenswürdige Schwächen, die wir ihnen um keinen Preis erlaſſen wollten, und gewiſſe Schwächen des ſchönen Geſchlechtes machen oft deſſen Zierde, ja deſſen größte Stärke.

Leide alſo Deine Schwäche, lieber Freund, mit Geduld! Sie erinnert Dich ja an die überſtandenen Leiden der Krankheit und an die kommenden Freuden der Geſundheit; iſt der Sturm vorüber, ſo ſchwanken die Wellen und die

Blumen noch ein Weilchen unter dem Lächeln des heiterſten Himmels. Die Schwäche des Geneſenden iſt wahrlich die erfreulichſte aller Schwächen.

Verurſacht ſie Dir aber manchmal ein melancholiſches Viertelſtündchen, ſo gibt es ja allerhand unſchuldige Hausmittel dagegen, wie z. B. Geſellſchaft, Muſik, Blumen, Vögel u. dgl. Vor anhaltenden Geſprächen oder vor langen Briefen — ſelbſt vor den meinigen — hüte Dich! Erhältſt Du einen ſolchen, ſo nimm davon — wie ehemals von den Arzneien — jede Stunde einen Löffel voll, oder lies ihn gar nicht, und mache Pyramiden oder Schlangen, oder mathematiſche Figuren u. ſ. w. daraus, oder zerſchneide das Papier, und lege die beſchriebenen Stücke dann unrecht zuſammen, daß du einen lächerlichen Unſinn heraus leſen kannſt.

Als ein probates Mittel ſowohl gegen die Schwermuth als auch gegen die Langweile, die einen Menſchen, der ſich nicht viel beſchäftigen darf, von Zeit zu Zeit befallen muß, empfehle ich Dir insbeſondere die — Baukunſt. Die Baukunſt? Allerdings, jedoch die leichteſte Art derſelben, nämlich die Kunſt, Luftſchlöſſer zu bauen; es verſteht ſich jedoch, daß Du alle Deine Luftſchlöſſer weder im koloſſalen Styl der Egypter, noch im prächtigen der Römer, noch im maſſiven, überladenen und düſtern der Gothen, ſondern im leichten, zierlichen und heitern der Griechen, oder im lieblich-prächtigen, Feenpalaſtartigen der Mauren in Granada, wie z. B. der Alhambra, bauen mußt. Dieſe Kunſt, Luftſchlöſſer zu bauen,

beſteht jedoch nur darin, daß man ſich einbildet, etwas zu ſein oder zu haben, was man in der Wirklichkeit weder iſt noch hat, aber ſein oder haben möchte, daher man ſich gewiſſen wachen Träumen überläßt, wobei die Phantaſie Pinſel und Palette führt, um Lieblingsideen und Lieblingswünſche mit den ſchönſten und lebhafteſten Farben auszumalen. Solche Luftſchlöſſer gleichen freilich nur den buntgefärbten Gewölken bei Sonnenuntergang, die, ſo wie das Geſtirn des Tages verſchwindet, ſchnell verlöſchen; ſie gewähren uns aber doch, ſo lange ſie leuchten und glänzen, ein ungemeines Vergnügen, und wir können ja die verſchwundenen am nächſten Tage wieder erneuern. Denke Dir alſo z. B., Du wäreſt ein Dichter, deſſen Werke alle Welt entzücken, oder Du ſäßeſt auf einem Throne und beglückteſt Millionen Unterthanen, oder Du beſäßeſt unermeßliche Reichthümer, lebteſt ſelbſt in Freuden und ſtrömteſt Wohlthaten aus, oder Du wäreſt ein Arzt, deſſen Kunſt alle Kranke zu heilen vermöchte, oder Du vereinigteſt in Deiner Perſon eine ſolche Schönheit mit ſo viel Geiſt und Herzensgüte, daß die Menſchen nicht wüßten, ob ſie Dich mehr bewundern oder mehr lieben ſollen, — da reiße ich plötzlich Deine Zimmerthür auf, fliege an Deine Bruſt, und ein ganzes Feenreich von Luftſchlöſſern ſtürzt, von meinem Freudengeſchrei erſchüttert, zuſammen. Zürne nicht, Herzensfreund! Wir vereinigen unſere Kräfte, um neue und noch ſchönere Luftſchlöſſer mit einander zu bauen.

Sonderbarkeiten, welche einige Völker bei ihren Mahlzeiten beobachten. *)

Die Bewohner der maldiviſchen Inſeln ſpeiſen gerne allein. Sie ziehen ſich in den abgelegenſten Theil des Hauſes zurück und verhängen die Fenſter. Dieſe Gewohnheit ſtammt wahrſcheinlich aus früher Zeit her, wo der Wilde, wenn er aß, ſich verbarg, aus Furcht, daß ein Anderer, gleich hungerig, doch ſtärker als er, ihm die Speiſen wegnehme. Nebſtbei ängſtigt den Wilden auch der Glaube an die Zauberei, von welcher er ſogar einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Lebensmittel beſorgt. Eine andere Urſache dieſer menſchenſcheuen Mahlzeiten liegt darin, daß die Maldivier nie mit Einem eſſen wollen, der an Geburt, Reichthum oder Würde geringer iſt, und da es oft ſchwer hält, eine Gleichheit dieſer Verhältniſſe zu Stande zu bringen, ſo ſehen ſie ſich zu einer ſo ungeſelligen Lebensweiſe verdammt.

Das Gegentheil von ihnen ſind die Einwohner der philippiniſchen Inſeln. Hat einer von ihnen keinen Tiſchgenoſſen, ſo läuft er ſo lange herum, bis er einen auffindet, und wäre ſein Hunger noch ſo ſtark, er kann ſich nicht entſchließen, ohne einen Gaſt zu eſſen.

Die Tiſche der reichen Chineſen ſchimmern vom ſchönſten Firniß und ſind mit den zierlichſten ſeidenen Teppichen

*) Nach d'Israeli.

belegt; Teller, Meſſer und Gabeln ſind ihnen unbekannt, jeder Gaſt hat zwei Stäbchen von Elfenbein oder Ebenholz, die er mit größter Geſchicklichkeit zu gebrauchen weiß.

Die Otaheiten, obſchon ſehr geſellig und ſanftmüthig, ſpeiſen doch abgeſondert und einzeln. Kommt die Mittagsſtunde, ſo trennen ſich die Glieder einer jeden Familie; zwei Brüder, zwei Schweſtern, ſelbſt Mann und Weib, Vater und Mutter, haben jedes einen eigenen Speiſekorb. Sie ſetzen ſich, zwei oder drei Ellen von einander entfernt, wenden einander den Rücken zu, und beobachten beim Genuße des Mahles das tiefſte Schweigen.

Mehrere wilde Völker wählen eigene Stunden zum Eſſen und andere zum Trinken. Die Indianer in Braſilien vermeiden es ſorgfältig, beim Eſſen zu trinken, und beim Trinken etwas zu eſſen. Bei dem größten Theile der amerikaniſchen Indianer treibt der Herr vom Hauſe ſeine Gäſte unaufhörlich zum Eſſen an, während er ſelbſt nichts genießt. In Neu-Frankreich quält er ſich mit Singen, um ſeine Geſellſchaft beim Speiſen zu unterhalten. In China entfernt er ſich, um einen Beweis ſeiner Artigkeit zu geben, aus dem Speiſezimmer, und überläßt die Gäſte ihrer ungeſtörten Luſtbarkeit. Der Tatar zieht ſeinen Gaſt am Ohrläppchen, um ihn zum Trinken zu nöthigen, und er hört damit nicht eher auf, als bis jener den Mund öffnet; dann ſchlägt er die Hände zuſammen und tanzt vor ihm.

Höchſt komiſch benimmt ſich der Kamtſchadale, wenn er ſich Jemanden zum Freunde zu machen wünſcht. Er ladet ihn zuerſt zum Speiſen, und führt ihn in eine kleine,

ſehr ſtark geheizte Hütte. Während der Gaſt die ihm vorgeſetzten Gerichte verſchlingt, facht der Andere das Feuer immer noch mehr an. Der Fremde muß ſich das Übermaß der Hitze ſo wie jenes im Eſſen gefallen laſſen. Er übergibt ſich aber zehnmal, ehe er zugeſteht, daß er beides nicht länger aushalten könne. Endlich muß er ſich doch für überwunden bekennen; er beginnt zu unterhandeln, und erkauft ſich einen Augenblick der Erholung durch ein Geſchenk von Kleidern oder Hunden, indem der Bewirthende droht, er wolle die Hütte noch ſtärker heizen, oder ihn zwingen, ſich zu Tode zu eſſen. Der Fremde, dem das Wiedervergeltungsrecht zuſteht, droht jenem auf dieſelbe Weiſe und fordert dieſelben Geſchenke. Nimmt der Bewirthende die Einladung nicht an, ſo ſetzt ſich der Gaſt in den Beſitz der Hütte, und bleibt ſo lange, bis jener ihm die erhaltenen Geſchenke wieder zurückgibt.

Zur Erklärung dieſer höchſt ſonderbaren Erſcheinung gibt man folgenden Grund an. Es ſei nämlich dabei auf eine Prüfung desjenigen abgeſehen, deſſen Freundſchaft geſucht wird. Der Kamtſchadale, welcher die Koſten der Heizung und des Gaſtmahls beſtreitet, will ſich die Überzeugung verſchaffen, ob der Fremde die Kraft beſitzt, ein Leiden mit ihm zu ertragen. Er heizt daher, während der Gaſt ſich mit dem Eſſen beſchäftigt, die Hütte bis auf einen unerträglichen Grad, und als letzten Beweis ſeiner Standhaftigkeit und Zuneigung verlangt er Kleider und Hunde von ihm. In der Hütte des Fremden unterzieht er ſich nachher den nämlichen Prüfungs-Ceremonien, um zu zeigen, wel-

che Kraft er ſelbſt beſitze, wenn es darauf ankäme, ſeinen Freund zu vertheidigen. Und ſo würde manche ſonderbare Sitte uns ganz einfach und natürlich erſcheinen, wenn wir ſie auf Ort und Stelle unterſuchen könnten.

Die Neger von Ardra trinken, um einander ein Zeichen von beſonderer Hochachtung zu geben, zu gleicher Zeit aus Einem Becher. Der König von Loango pflegt in einem Hauſe zu eſſen, in dem andern zu trinken. Der Kamtſchadale kniet vor ſeinen Gäſten; er ſchneidet ein ungeheures Stück vom Seekalb, und ſtopft das Ganze ſeinem Freunde in den Mund, indem er wie ein Raſender ſchreit: „Tana!“ (Hier). Was außer den Lippen bleibt, ſchneidet er weg und verſchlingt es ſelbſt mit gieriger Haſt.

Die alten fränkiſchen Könige, ließen ſich, wenn ſie beim Krönungsmahle ſaßen, vom Adel zu Pferde bedienen.

Indiſche Büßung.

(Nach Irvings Indian sketches).

Ein indianiſches Weib zog unſere Aufmerkſamkeit durch ihre beinahe rieſenhafte Größe um ſo mehr auf ſich, als die Indianerinnen größtentheils kaum die mittlere Größe haben. Als wir uns jenem Weibe näherten, bemerkten wir auch, daß ſie männlich ſtarke Geſichtszüge hatte, was ihr denn ein häßliches Anſehen gab, und gegen die übrigen Wei-

der einen widrigen Kontraſt bildete. Wir erfuhren in der Folge, daß dieſes ſonderbare Weſen, obſchon es, in weibliche Tracht gekleidet, die gemeinſten Dienſte eines Weibes verrichtete, ein Mann war, und einſt einen Rang unter den Edelſten und Tapferſten ſeines Stammes einnahm, im Krieg und im Rathe hochgeachtet. Er hatte manches Unternehmen gegen die Feinde ſeines Volksſtammes ſiegreich ausgeführt. In der Mitte ſeiner glänzenden Laufbahn ſtand er aber plötzlich ſtille; eine Veränderung ging in ihm vor, und er begann die gegenwärtige Lebensweiſe der Erniedrigung und der gemeinſten Arbeiten. Die Urſache dieſer plötzlichen Veränderung war aber folgende.

Er war einige Wochen bei einer kriegeriſchen Unternehmung gegen ſeine Feinde, die Oſſagen, abweſend. Kurz vor Sonnenuntergang kam eine Schaar Indier über einen Hügel gegen das Dörfchen ihrer Heimat; es waren Krieger, matt und müde. Die Zahl der Heimkehrenden war geringer als die Zahl jener, die ausgezogen waren. Ihre Erzählungen aber von den feindlichen Schädeln, denen ſie die Haut abgezogen hatten, und die wilden Mienen, indem ſie den Tod ihrer Kriegsgefährten erzählten, bewieſen zur Genüge, daß dieſe nicht ungerächt blieben. Vor ihnen ſchritt die ſtattliche Geſtalt desjenigen einher, welcher der Held dieſer Erzählung iſt. Er war von Beſchwerden und vom Faſten ganz abgemattet. Ohne die Bewillkommnung ſeiner Landsleute zu erwiedern, eilte er in ſeine Hütte, warf ſich auf die Bärenhäute, welche das indiſche Bett machen, und blieb hier die ganze Nacht. Als er am Morgen von

ſeinem Lager aufſtand, war er ein ganz anderer Menſch. Das Auge war erloſchen, der ſonſt ſtolze Gang ſchwankte, die hohe Geſtalt ſchien unter dem Drucke eines ſchweren Elends einzuſinken. Er verſammelte die Seinigen um ſich. Er ſagte ihnen, der große Geiſt ſei ihm im Traume erſchienen, und habe ihm geſagt, daß er nun den Zenith ſeines Ruhmes erreicht; keine Stimme habe im Rath mehr Gewicht, kein Arm in der Schlacht mehr Kraft gehabt; nun müſſe er aber allen Anſpruch auf den Rang eines Kriegers aufgeben, und denſelben mit der Tracht und den Verrichtungen eines Weibes vertauſchen. Die Verſammelten hörten ihn mit Betrübniß, denn ſie waren ſtolz auf ſeinen Heldenruhm und erblickten in ihm ihren Beſchützer. Dennoch wagte es Keiner, ihm von ſeinem Entſchluße abzurathen, denn ſie hegten eine unbegrenzte Ehrfurcht vor den Eingebungen des großen Geiſtes. Nachdem der verwandelte Held ſich alſo gegen ſeine Familie erklärt hatte, machte er ſeinen Entſchluß auch der Nation bekannt. Man vernahm ihn ernſt und traurig; doch ohne etwas dagegen einzuwenden. Er kehrte nun in ſeine Hütte zurück, nahm ſeinen Bogen von der Stelle, die er gewöhnlich einnahm, brach ihn entzwei, warf die Stücke in's Feuer, grub ſeine Waffen in die Erde ein, wuſch die Farben vom Geſicht, und nahm die ſtolze Adlerfeder vom Haupthaarbüſchel. Von dieſem Augenblicke an ſprach er nichts mehr von Kampf und Schlacht; er nahm keinen Theil an den Berathungen ſeines Volksſtammes, unterließ Alles, worin er vormals ſeinen Stolz geſetzt hatte, und verrichtete die gemeinſten und niedrigſten

weiblichen Dienſte. So lebte er eine Reihe von Jahren hindurch. Sein Geſicht war mit Runzeln bedeckt, ſein Leib gebeugt und entkräftet; ſein ſcheelſehendes Auge und ſein mürriſches Geſicht zeigten deutlich, daß der bittere Gram, an ſeinem Herzen nagend, eine Art von Stumpfſinn bewirkt und alle edleren Gefühle ſeiner Natur erſtickt hatte.

Indiſche Rache.

Einige Indier hatten ſich mehrere Fäßchen Brandwein zu hohem Preiſe gekauft. Da dies Getränk eine Seltenheit war, ſo hielten ſie eine förmliche Berathſchlagung, in welcher ein großes Zechgelage beſchloſſen wurde. Die Weiber wurden davon ausgeſchloſſen, weil man es für nöthig hielt, daß ſie nüchtern blieben, um für ihre Ehegatten Sorge zu tragen, wenn die Trunkenheit ſie außer Stand ſetzen würde, ſelbſt für ſich zu ſorgen. Zugleich wurde ein eigener Wächter aufgeſtellt, um zu verhüten, daß Keiner ſich's gelüſten laſſe, vor der beſtimmten Zeit bei dem Brandweinfäßchen zuzuſprechen. Nach drei langen, den Trinkluſtigen viel zu langen Tagen, erſchien endlich der erſehnte Feſttag; die beſtimmte Stunde war da, und es fehlte kein einziger Gaſt. Das Zeichen wurde gegeben und das Zechgelage begann. Der Brandwein that bald ſeine Wirkung; die Zecher geriethen in Wuth, heulten, ſchrieen und tobten. Die Wei-

ber entflohen. Alle Waffen waren ſchon vorher bei Seite geſchafft, denn die Indier kannten ihre eigene wilde Natur, und fürchteten Unheil als Folge des Genuſſes des ſie entflammenden Getränkes. Sie ſchienen auch wirklich in böſe Geiſter verwandelt zu ſein, und das vom gräßlichen Geheul wiederhallende Gebäude glich der Hölle. Der junge Krieger von rieſigem Körperbau ergriff den zitternden Greis; der Bruder ſchlug den Bruder zu Boden; Freunde kämpften mit Wuth gegen einander; der Schwache und der Alte wurden mit Füßen getreten.

Auch Jotan und ſein Bruder geriethen jetzt in Streit. Beide fielen zugleich und wälzten ſich auf dem Boden. In der Betäubung des Rauſches und in der Wuth des Kampfes biß der Bruder dem Jotan einen Theil der Naſe ab, machte ſich ſogleich los, und entfloh. Jotan, nun plötzlich nüchtern geworden, ſtand einen Augenblick ſtille, ſchaute mit düſterm Blick in das Feuer, ohne ein Wort zu ſprechen, zog dann ſeinen Mantel über den Kopf, ging fort, und verbarg ſich in ſeiner eigenen Wohnung. Am nächſten Morgen ſuchte er den Bruder auf, und ſagte: „Du haſt mich entſtellt für mein ganzes Leben. Dieſe Nacht will ich ſchlafen. Kann ich dir, wenn die Sonne aufgeht, vergeben, ſo biſt du ſicher; wo nicht, ſo ſtirbſt du!“

Er hielt Wort; er ſchlief über ſeinen Vorſatz, aber der Schlaf ſtimmte ihn nicht milder. Er ließ dem Bruder melden, er habe deſſen Tod beſchloſſen, und ihm bleibe keine Hoffnung; er möge daher keinen Widerſtand verſuchen, ſondern ſich in ſein Schickſal ergeben, wie's einem Krieger

zieht. Der Bruder vernahm dieſe Drohung und floh aus dem Dorfe.

Ein Indier iſt, wenn er den Gegenſtand ſeiner Rache verfolgt, raſtlos und unermüdlich; mögen auch Jahre darüber vergehen, er wird ſein Ziel endlich gewiß erreichen.

Von dem Augenblicke an, da Jotan den feſten Entſchluß gefaßt hatte, den Bruder zu tödten, ſchlief ſeine Thätigkeit nie; er jagte ihm Monate lang nach, über Berg und Thal, von Gebüſch zu Gebüſch, von Dorf zu Dorf, doch ohne Erfolg, denn ſein Bruder war ſehr wachſam und und wußte ihm auf allen Wegen auszuweichen.

Nun änderte der alte Krieger ſeinen Verfolgungsplan. Er legte ſich im Walde in einen Hinterhalt, und lauerte dort wie ein Tieger auf ſeine Beute.

Nach langem vergeblichen Harren hörte er endlich, auf einem gefallenen Baumſtamm ſitzend, das Krachen eines Zweiges unter einem behutſamen Fußtritt. Er duckte ſich ſogleich hinter den Baumſtamm, und heftete ſeine Blicke auf das gegenüberſtehende Gebüſch. Ein Indier trat, behutſam umherſpähend, aus demſelben hervor. Jotan erkannte den Bruder. Sein kummervolles Geſicht und ſein abgemagerter Leib bezeugten, wie viele Angſt und Entbehrungen der Flüchtling erlitten hatte. Dies machte aber auf Jotan keinen Eindruck; ſeine Rache war ja noch nicht geſättigt. Der erbarmungswürdige Anblick des Bruders rührte keine Saite ſeines Herzens. Er ließ ihn ſich nahe kommen, dann ſprang er aus ſeinem Hinterhalte plötzlich hervor, und ſtellte ſich dicht vor den Unbewaffneten, der ſeinen Flammenbli-

cken mit Ruhe begegnete. „Ha Bruder!“ rief Jotan, den Hahn ſeiner Flinte ſpannend: „vergebens bin ich dir lange gefolgt; nun habe ich dich, nun mußt du ſterben!“ —

Der Bruder erwiederte nichts, ſondern warf ſeinen Mantel von ſich, trat näher und bot ihm die Bruſt dar. Jotan legte die Flinte an, und ſchoß ihn durch das Herz. Nun war die Rache geſättigt; von dieſem Augenblicke an ward aber Jotan ein anderer Menſch. Er wurde ſchwermüthig und düſter, mied jede menſchliche Geſellſchaft, und ſchwärmte in dunklen Wäldern herum, wo ſeine wilden Phantaſien und empörten Empfindungen ihn dem Selbſtmorde nahe brachten.

Erſt nach Verlauf mehrerer Jahre genas er wieder von den Leiden der Gemüthszerrüttung, in welche die Befriedigung jener unnatürlichen Rache ihn geſtürzt hatte.

Träumereien über das Träumen und die Träume.

Ich träumte von Jugend auf nicht nur im Schlafe, ſondern auch im wachen Zuſtande ſo gern und ſo viel, daß Einiges aus der Menge meiner Träumereien vielleicht auch für Andere nicht unintereſſant ſein mag. Ich will aber keine gelehrte Abhandlung darüber ſchreiben, ſondern meinen Gedanken freien Lauf laſſen, gleichſam als ſäße ich nicht am Schreibtiſche, ſondern unter Freunden und Freundinnen, denen ich,

weil ſie nicht nur mir, ſondern auch den Träumen nicht abhold ſind, Dies und Jenes davon erzählte.

So nichtig, regellos, bizarr und phantaſtiſch — um ohne langes Präambuliren anzufangen — einige Träume gaukeln, eben ſo erſcheinen andere als wohlgeordnete Nachklänge und Nachbildungen des wirklichen Lebens. Beide kommen nicht ſo ganz von ungefähr; ſie haben vielmehr größtentheils ihre guten Urſachen. Iſt nämlich die Seele ruhig und der Leib geſund, ſo träumen wir gewöhnlich von unſerem täglichen Thun und Treiben. Auch die Leidenſchaften, die uns im wachen Zuſtande aufregen, ſo wie ihre Gegenſtände und Urſachen erſcheinen uns im Schlafe, jedoch meiſtens mit einigen Veränderungen, nämlich entweder von peinlichen Nebenumſtänden begleitet, wenn unſer Gemüth in trüber Gährung braust, oder durch einen Zuſatz von freundlichen Bildern verſchönert, wenn wir uns eines ruhigen Glückes erfreuen. So z. B. träumt Heloiſe *), von ihrem Freunde für immer getrennt, von der Wonne, mit ihm wieder vereinigt zu ſein, aber ſchon im nächſten Augenblicke hat die entzückende Scene ſich verändert. Ach! ruft ſie:

— — Mich dünkt, nun wandern wir zuſammen
Durch die Schauer öder Wüſtenei,
Und bejammern, daß von unſern Flammen
Nirgends, nirgends mehr Erlöſung ſei.

*) In Pope's »Hercid:,« von Bürger überſetzt.

Abgemattet von des Tages Schwüle,
Von der Wanderung durch Dorn und Moor,
Suchen wir und finden keine Kühle.
Schwere Dämpfe ſteigen grau empor,
Und benehmen unſerm müden Gange,
Gleich den Dünſten einer Todtengruft,
Zwiſchen fürchterlichem Ueberhange
Hoher Felſenmaſſen, Licht und Luft.
Zach erhebſt du dich von meiner Seite,
Schwebeſt bis zur Wolkendeck' empor,
Winkſt mir zu aus der erhab'nen Weite,
Und verbirgſt dich in der Dämm'rung Flor.
Donnerklang und Sturm- und Stromgebrauſe
Schreckt mich wach. —

Auf ſolche Art ſind unſere Träume größtentheils eine Miſchung von Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zwiſchen der viſionären Welt und unſerem wirklichen Leben. Dies gibt ihnen manchmal einen Schein von Vorbedeutung; ein aufmerkſamer und vorurtheilsfreier Beobachter wird aber bald erkennen, daß ſie ſich immer auf Gegenwart oder Vergangenheit beziehen, auf die Zukunft aber ſelten und nur dann hindeuten, wenn wir ſelbſt nach Aufſchlüſſen ſtreben, in welchem Falle denn ein vorherkündender Traum keineswegs als etwas Unübernatürliches anzuſehen iſt, indem wir doch nur von demjenigen träumen, worüber wir den Tag hindurch nachgedacht haben. Sehe ich z. B. einen Menſchen, der ſein Vermögen verſchwendet und verſchwelgt, ſo kann ich wohl vorausſehen, daß Verarmung und Zerrüttung an Geiſt und Körper ihm bevorſtehen. Dieſe gegründete Vermuthung,

mit welcher ich mich am Tage beſchäftigt habe, wird mir auch im Schlafe wieder vorkommen, aber von einigen viſionären Nebenumſtänden begleitet; ich werde im Traume den Unglücklichen vielleicht abgemagert, bleich, mit wenigen Lumpen behangen, ächzend und vor Hunger bebend in einem düſteren Winkel liegen ſehen. Wenn nun dieſes nachher wirklich in Erfüllung geht, ſoll ich deshalb glauben, daß mein Traum gleichſam prophetiſch war? Eben ſo wenig, als meine Ahnung ſeines Schickſals im wachen Zuſtande einer beſonderen Inſpiration zuzuſchreiben wäre.

Es gibt auch Träume, die mit Allem, was unſeren Sinnen oder unſerer Phantaſie ſich je darſtellte, wenig oder gar keine Aehnlichkeit haben; dieſe finden ſich aber gewöhnlich nur in krankhaften Zuſtänden der Seele und des Leibes ein. Im Allgemeinen bleibt es dennoch immer wahr, daß die Träume eine — manchmal freilich ſehr extravagante — Nachbildung der Wirklichkeit ſind.

Manche Menſchen haben bemerkt, daß irgend ein beſonderer Traum ſich bei ihnen häufig wiederholte.

Im „Phädon," einem Geſpräche von Plato, verſichert Sokrates, er habe ſehr oft einen ſolchen wiederkehrenden Traum gehabt, in welchem Jemand ihm Muſik zu lernen rieth. Dergleichen Träume, wenn ſie auf eine unangenehme Weiſe beläſtigen, können wir dadurch entfernen oder doch vermindern, wenn wir es vermeiden, an die Gegenſtände zu denken, von welchen ſie veranlaßt und herbeigeführt werden. Dafür ſpricht auch die Bemerkung, daß diejenigen Menſchen, die von Träumen nie ſprechen, von denſelben *auch wenig heimgeſucht* werden.

Jedes Uebermaß, im Eſſen oder Trinken, im Schlafen oder Wachen, in Ruhe oder Bewegung, verurſacht böſe Träume; man kann daher für gute Träume kein probateres Mittel empfehlen, als — die Mäßigkeit. Die Zeit, die wir dem Schlafe widmen, nimmt einen beträchtlichen Theil unſeres Lebens ein; es iſt alſo wohl der Mühe werth, daß wir uns dieſe Zeit auch durch das Träumen, ſo viel als möglich, angenehm machen. Reinheit des Herzens, Bezähmung heftiger Leidenſchaften und Begierden, Förderung milder und edler Neigungen mit geſelligem Frohſinn, ſie geben unſeren Lebensgeiſtern jene leichte Munterkeit, und unſerem Blute jenen ſanften Kreislauf, wodurch vorzügliche Gedanken am Tage, ſanfter Schlummer und angenehme Träume in der Nacht entſtehen.

Die Alten glaubten, die Morgenträume kämen der Wahrheit am nächſten. Das mag in ſo ferne gelten, als die, während der Nacht fortdauernde Tranſpiration und Verdauung dem Magen und dem ganzen Körper eine ruhigere und mehr geordnete Dispoſition verſchafft, als jene war, mit welcher wir zu Bette gingen. Haben wir aber die früheren Morgenſtunden ſchlaflos zugebracht, ſo iſt der Schlaf mehr betäubend als erquickend, und die Träume ſind meiſtens unangenehm. Da nun heitere Gedanken die Folge einer feſten Geſundheit, heftige Affekte aber das Gefolge gewiſſer Krankheiten ſind; da ein überladener Magen Blödſinn und Verworrenheit der Gedanken bewirkt, und der Genuß ſtarker Getränke durch Ueberreiz ſogar einen vorübergehenden Wahnſinn erzeugen kann, folglich unſere Denk-

kraft ſelbſt im wachen Zuſtande ſich in der Abhängigkeit von der körperlichen Beſchaffenheit befindet, ſo darf man ſich wohl nicht wundern, wenn die Träume des Schlafenden ſolchen Einflüſſen noch mehr unterliegen. Gewiſſe Träume ſind demnach eine Folge gewiſſer Beſchaffenheiten und Zuſtände des Körpers. Wird unſer Athmen gehemmt, entweder durch die ſchiefe Lage des Kopfes oder durch das Andrücken des Mundes und der Naſe an die Kiſſen, oder durch einen innerlichen Defekt, ſo geſchieht's, daß wir von beſchwerlich einzwängendem Gehen durch enge Paſſagen träumen, wo wir in Gefahr zu erſticken ſind. Verurſacht der Zuſtand des Magens und der Gedärme eine convulſiviſche Bewegung der Kinnladen und feſtes Zuſammendrücken der Zähne, ſo träumen wir, daß die Zähne locker ſeien oder ausfallen, oder daß uns Nadeln im Munde ſtecken. Wirft Jemand, der in einem ungeheizten Zimmer ſchläft, die Decke weg, ſo träumt er, nackt herum zu irren oder in kaltem Waſſer zu plätſchern. Auf gleiche Weiſe ließen ſich manche andere Träume erklären. Haben wir daher irgend einen ungewöhnlichen oder böſen Traum, ſo ſollen wir nicht furchtſam vorwärts ſchauen, als wäre er ein Vorbote drohenden Unglückes, ſondern vielmehr zurück blicken, um zu ſehen, ob wir nicht die veranlaſſende Urſache entdecken, und aus dieſer Entdeckung eine unſerer Geſundheit nützliche Lehre ziehen können.

Bei einigen körperlichen Zuſtänden pflegen gewiſſe Träume gewiſſen Krankheiten voranzugehen oder ſie zu begleiten. Iſt z. B. eine Dispoſition zum Fieber da, ſo träumen wir

oft, irgend eine beſchwerliche Arbeit mit großer Anſtrengung zu verrichten, mit der wir nie zu Stande kommen. Dies geſchieht manchmal, ehe wir noch im wachen Zuſtande irgend ein Symptom von Krankheit bemerken. Es iſt daher räthlich, in ſolchen Fällen die gleichſam warnenden Träume zu benützen, und wenigſtens zweckmäßige diätetiſche Mittel anzuwenden. Ueberhaupt kann man annehmen, daß, wenn Jemand von böſen Träumen mehr als gewöhnlich gequält wird, irgend Etwas bei ihm nicht in der Ordnung iſt, wo dann Mäßigkeit, Faſten und Bewegung die zweckmäßigſten Mittel ſein werden, um ein drohendes Uebel abzuwenden oder doch zu ſchwächen.

So wie die Träume phyſiſche Warnungen ſind, eben ſo können ſie auch Mittel zu unſerer moraliſchen Beſſerung werden; denn da manche Leidenſchaften durch körperliche Beſchaffenheit entzündet oder genährt werden, ſo unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der Menſch aus dem, was während des Schlafes in ihm vorgeht, oft erkennen mag, welche Leidenſchaften in ihm vorherrſchen, wornach er dann die Maßregeln zu ihrer Beherrſchung ergreifen kann. Einer träumt z. B. er führe in einem Anfalle von heftigem Zorne einen Säbelhieb, und ſtrecke ſeinen Freund todt zu Boden. Der Träumer erwacht, außer ſich vor Entſetzen über den Gedanken an das imaginäre Verbrechen, und an die drohende Strafe; endlich kommt er zu ſich, erkennt, daß das Ganze nur ein Traum war, und freut ſich ſeiner Schuldloſigkeit.

Ein ſolcher Menſch wird gewiß auch im wachen Zuſtande noch mit Schauder an die Gefahr der blinden Wuth denken, und den Entſchluß faſſen, ſich ja vor aller Zornmüthigkeit zu hüten, damit ſie ihn nie zu einem Verbrechen hinreiße.

Da wir nun ähnliche Ermahnungen von ſehr vielen Träumen gleich den Lehren allegoriſcher Erzählungen oder Fabeln ziehen können, ſo dürfen wir jene nächtlichen Viſionen keineswegs für etwas Unnützes halten. Addiſon erzählt, er habe einſt, da er liebte, und Gegenliebe fand, folgenden Traum gehabt.

Er ſaß an einem ſchönen Sommerabende mit ſeiner Geliebten auf einer vorragenden Klippe, von welcher ſie die Ausſicht auf das Meer hatten. Indem ſie tändelten und koſten, riß das Mädchen ihm ſcherzend ein mit Verſen beſchriebenes Blatt aus der Hand, und lief damit fort. Er folgte ihr nach, aber plötzlich ſank der Fußboden unter der Fliehenden und ſie ſtürzte von der Höhe über eine Klippenreihe ſo tief hinab, daß ihr Leib, wäre er von Diamant geweſen, ſich in viele tauſend Splitter zerſchlagen mußte. Ergriffen von einem Schmerz, der ſich nur fühlen, aber nicht beſchreiben läßt, rief der Verzweifelnde aus: „Selbſt die Macht des Himmels vermag es nicht, mir zu helfen!“ — Bei dieſen Worten erwachte er, in gleichem Grade entzückt und erſtaunt, ſich einem Elend entriſſen zu ſehen, welches ihm einen Augenblick vorher grenzenlos zu ſein ſchien.

Ein Gefühl, gleich demjenigen, wenn wir aus einem ſchweren und ſchreckhaften Traume erwachen, und unſer Auge

ſich dem Roſenlichte eines hellen Frühlingstages öffnet, mag der Menſch haben, wenn er, die Laſt der Uebel dieſes irdiſchen Lebens abſchüttelnd, in dem Reiche des ewigen Friedens erwacht. Wir ſollen daher keine Lehre, ja nicht den geringſten Wink verachten, und ſelbſt aus einem Traume Nutzen ziehen. Die Sorgfalt der ewigen Vorſicht waltet über uns, wir mögen ſchlafen oder wachen, weder ein Traumbild des Schlafes noch ein Gedanke des wachen Geiſtes kann in uns entſtehen, ohne die Zulaſſung Desjenigen, in dem wir ſind und leben

Einige Menſchen träumen viel, andere wenig, einige faſt gar nicht. Dieſe Erſcheinung läßt ſich aber weder aus den verſchiedenen Graden der Geſundheit, welche die Menſchen genießen, noch aus ihrer verſchiedenen Lebensweiſe genügend erklären, obſchon dieſe und ähnliche Eigenheiten ohne Zweifel darauf Einfluß nehmen. Menſchen, die viel denken, eine lebhafte Phantaſie und reizbare Nerven haben, dabei aber wenig Bewegung machen, ſind gewöhnlich die ſtärkſten Träumer, und gerathen manchmal ſogar in einen krankhaften Zuſtand. Der Schlaf desjenigen, der körperliche Arbeit verrichtet, iſt geſund und angenehm; er weiß von ſeinen Träumen beim Erwachen nichts mehr, denn ſeine Geiſteskräfte werden wenig angeſtrengt, ſeine Nerven ſind ſtark, und ſeine Phantaſie hat wenig freien Spielraum.

Da die Natur nichts zwecklos thut, ſo ſcheint es, daß das Träumen für manche Menſchen ſogar nothwendig und eine geiſtige Erholung iſt. Ununterbrochenes Nach-

denken über dieſelben Gegenſtände ſchadet nicht nur der Geſundheit, ſondern auch dem Geiſte. Verfällt Jemand deshalb in niederdrückende Schwermuth, ſo pflegen ihm die Aerzte Unterhaltung, Geſellſchaft, Reiſen und dergleichen Erheiterungen anzurathen, um die Seele von ihrem düſtern Hinbrüten zu befreien, ſie durch neue Ideen und Bilder zu erfriſchen, und zu einer ungewöhnlichen Kraftäußerung nach einer neuen Richtung zu zwingen. Geh! ruft der Dichter Armſtrong einem ſolchen Menſchen zu: Verlaſſe den düſtern Cypreſſenhain, und hör' auf, deine Klagen in das heiſchere Gemurmel des einſamen Baches zu miſchen! Suche den Aufenthalt fröhlicher Menſchen, erfreue dich mit ihnen, laß in deiner Bruſt Wünſche aufkeimen, beſchäftige dich mit ihnen Tag und Nacht! Oder ſuche Scenen auf, neu dem Auge und jede Minute wechſelnd! Oder fliege zum Schlachtfelde, wo der Krieg wüthet, und vergiß alle ſanftern und weniger männlichen Sorgen!" —

Menſchen, die mehr als Andere denken, benöthigen daher auch mehr als Andere jenen angenehmen Wechſel der Träume, die insbeſondere denjenigen, deren Geiſt über unangenehme Gegenſtände brütet oder ſich in gewiſſen Ideenreihen zu ſehr vertieft, die beſte Erholung gewähren. Dieſe zu bewirken, braucht der Traum eben nicht an und für ſich angenehm zu ſein. Bilder von Beſchwerden und Gefahren ſind dem Geduldigen, von Schwermuth Niedergedrückten, nützlich; und wenn ein Traum der Art die Seele ſolcher Menſchen auch nur für eine kurze Zeit aufregt, ſo leiſtet er ihnen ſchon dadurch einen wichtigen Dienſt. Ueberhaupt aber

ſind diejenigen, die ihre Denkkraft ſehr anſtrengen, in ihren Träumen ſelten glücklich.

Träume hängen zum Theile auch von der Beſchaffenheit der Luft ab. Was Einfluß auf die Leidenſchaften der Menſchen hat, kann denſelben auch auf ihre Gedanken nehmen, indem dieſe, wenn ſie in der von irgend einer Leidenſchaft bewegten Seele entſtehen, mit dieſer Leidenſchaft ſelbſt gleichartig ſind und ſie wechſelſeitig aufregen. Nun liefert aber die Erfahrung tauſend Beweiſe, wie wirkſam Sonnenſchein und heiterer Himmel auf die Hervorbringung von Freude und Hoffnung ſind, und im Gegentheile jedes anhaltend trübe Wetter den Geiſt in Trübſinn und Schwermuth verſetzt. Dies iſt insbeſondere der Fall bei Menſchen, deren Nervenſyſtem durch ſitzende Lebensweiſe und vieles Denken geſchwächt iſt, daher ſie am meiſten den unruhigen Träumen unterworfen ſind.

Wenn die Luft einen ſo ſchweren Stoff, wie der Merkur in der gläſernen Röhre des Barometers, in Bewegung ſetzen kann, ſo darf man ſich wohl nicht wundern, daß ſie auf die feinen, den menſchlichen Körper durchkreiſenden Flüſſigkeiten noch mehr Wirkung hervorbringen muß. Und wenn unſere Leidenſchaften und Gedanken in unſerem wachen Zuſtande durch die gute oder üble Beſchaffenheit und durch das Mehr oder Weniger dieſer Flüſſigkeiten (Blut und Säfte), ſo wie vom Zuſtande der Röhren, durch welche ſie fließen, auf verſchiedene Weiſe modificirt werden, dürfen wir uns gleichfalls nicht wundern, daß eben dasſelbe auch im Schlafe geſchieht, wenn unſere Gedanken, frei von der Aufſicht der

Vernunft, mehr der materiellen Herrſchaft unterliegen. Iſt die Luft mit dicken Dünſten angefüllt, ſo haben die feiner organiſirten Menſchen gewöhnlich unangenehme Träume.

Wenn nun unſere Gedanken im wachen Zuſtande ſo vielfache Geſtalt und Farbe annehmen, von ſo vielen Umſtänden, als: von dem Geſundheitszuſtande des Körpers überhaupt, von der Beſchaffenheit des Magens, des Blutes und der Säfte, von der Temperatur der Luft, von den äußeren Gegenſtänden, die mit unſerem Körper in Berührung kommen, und von der Richtung, die unſere Gedanken nehmen, — kann uns dann die Mannigfaltigkeit der Träume noch befremden?

Und wenn uns ein ſeltſamer oder unangenehmer Traum quält, iſt es nicht vernünftiger, ihn irgend einer von dieſen Urſachen zuzuſchreiben, als uns ſelbſt mit dem Wahne zu ſchrecken, daß er einen übernatürlichen Urſprung habe und Unglück bedeute?

Es entſtehen ja oft während des Tages in uns Gedanken, deren Urſprung wir uns eben ſo wenig zu erklären vermögen, als jenen der ungewöhnlichen und ſonderbaren Traumbilder, die mit irgend einer Vorbedeutung der Zukunft oder eines übernatürlichen Weſens ſo wenig gemein haben, als der Schmerz, den uns ein Zahnübel oder ein Schnitt in den Finger verurſacht.

Die drei Lebenswege.

An einem kalten, ſtillen Winterabende, aus einer ſehr gemiſchten und ziemlich lebhaften Geſellſchaft zurückkommend, ſetzte ich mich in meinem einſamen Zimmer an den Ofen, deſſen ſchon verglimmende Glut mir eine ſehr angenehme Wärme in die Glieder hauchte, und ließ Alles, was ich in dem bunten Kreiſe geſehen und gehört hatte, vor meinem geiſtigen Auge die Muſterung paſſiren.

Das gaukelnde Bilderwerk mit ſeinem Thun und Treiben führte mich endlich zu einer Betrachtung über das menſchliche Leben, und es wurde mir bald klar, daß alle Menſchen ſo ziemlich gleichen Gegenſtänden nachjagen, und ſich bei dieſer Jagd nur nach der Beſchaffenheit ihres Lebensalters und Temperamentes unterſcheiden, indem die Jugend ſich dem Vergnügen hingibt, das männliche Alter dem Ehrgeize huldigt, und das hohe Alter dem Geize fröhnt.

Dieſe allgemeinen Haupttriebfedern der menſchlichen Handlungen, der guten wie der böſen, erhalten dann nur durch Geſchlecht, Alter, Stand und Temperament einige Nuancirung, und ändern ihre Namen, je nachdem ſie von gröberer oder feinerer Art ſind, denn der gute Menſch ſtrebt als Jüngling nur nach edleren Vergnügungen, als Mann nur nach wahrer Ehre, und im würdigen Greiſe wird der Geiz zur Sorgfalt für das Wohl ſeiner Nachkommen.

Unter dieſen Gedanken beſchlich mich endlich die ſanfte

Betäubung des Schlafes. Ich erkannte ſeine Macht und ging zu Bette. Auf dieſem weichen Throne der Ruhe geſtaltete ſich aus jenen Betrachtungen ein Traum, der mir viel Vergnügen gewährte.

Ich befand mich in einem ungeheuer großen, vielfach verſchlungenen Walde. Nach langem beſchwerlichen Herumgehen erreichte ich endlich eine weite Ebene, auf welcher eine Menſchenmaſſe beiderlei Geſchlechts hin und her wogte. Von dieſem Platze führten drei breite, lange Straßen in drei verſchiedene Theile des Waldes. Plötzlich theilte ſich nun die ganze Menge in drei Schaaren, deren jede, nach Verſchiedenheit des Alters, einen jener drei Wege einſchlug. Ich war neugierig zu ſehen, wohin jede Schaar auf dem von ihr betretenen Wege gelange, und geſellte mich denn, ohne langes Bedenken, zu derjenigen, die in der Blüte der Jahre und der Kräfte ſtand. Sie nannte ſich die Schaar der Liebenden. Zu meiner nicht geringen Verwunderung ſah ich aber, daß ſich in dieſe luſtige Geſellſchaft auch bejahrte Leute eingedrängt hatten, ſo wie im Gegentheile manche Jünglinge ſich zu den Greiſen geſchlichen hatten und auf dem Pfade des Geizes wandelten, obſchon Beide ſehr lächerlich ausſahen und manchen Spott erdulden mußten, ſowohl von denjenigen, denen ſie ſich zugeſellten, als auch von den Andern, von welchen ſie ſich trennten.

Der Weg, auf dem ich mit der fröhlichen Schaar dahinwandelte, war ſehr anmuthig. Kühle Schatten umſäuſelten uns, bunte Blumen hauchten uns ihre Wohlgerüche entgegen; ſilberhelle Bäche rieſelten mit ſanftem Gemurmel

durch das frische Wiesengrün; kleine Cascaden sprangen plätschernd über weiche Hügel herunter, und die Vögel, überall umher, wetteiferten in Lustgesängen. Alles war so schön und lieblich, daß uns die Freude mit einer Art von Sinnentrunkenheit überfiel. Jedes Männlein wählte sich ein Weiblein zur Gefährtin, schloß ihr sein Herz auf und gestand mit einem Strome glühender Beredsamkeit seine Liebe, die mit stillem Entzücken erwiedert wurde.

Plötzlich bemerkte ich, daß dieser schöne Weg immer mühseliger wurde, bis er endlich in ein sonderbares Gemisch von weichem Rasen und spitzigen Kieselsteinen, Wiesen und Gräben, Blumenbeeten und Dornenhecken, Grashügeln und verbrannten Steinklippen so entartete, daß man nicht wußte, ob man mehr Vergnügen empfinde oder mehr Beschwerde. Jetzt nahmen auch die Angelegenheiten der Verliebten eine ernsthaftere Gestalt an. Einige der von den Anbetern verfolgten Schönen, die bisher zum Scheine oder des Wohlstandes wegen geflohen waren, liefen nun immer langsamer, bis sie endlich von den Nacheilenden eingeholt wurden, die dargebrachten Huldigungen sehr geneigt aufnahmen und den Glücklichen die Hände zum Bundeszeichen hingaben. Andere flüchteten vor ihren Verfolgern in abseitige Wildnisse, so dicht und verworren, daß viele Liebhaber den Muth verloren und am Eingange des Dickichts, ohne einen Schritt weiter zu thun, ermüdet und unlustig zurückblieben.

Besonders komisch war's zu sehen, wie manchmal ein Liebender einer Schönen nachlief, diese aber einem Andern nacheilte, der wieder auf eine Andere Jagd machte, die davon

ebenfalls ihr Augenmerk auf einen Andern richtete. Dabei kamen mir zwei Erſcheinungen gar ſonderbar vor; die eine, daß viele junge Männer, die ganz gemächlich am Ende der Waldgänge ſtanden und die Nymphen während ihrer Flucht als gleichgültige Zuſchauer betrachteten, ſie öfters unvermuthet haſchten, indeß die eifrigſten Verfolger ſich vergeblich bemüht hatten; die andere, daß manche Männer meines Alters, die Anfangs von den Nymphen keines Blickes gewürdigt oder gar mit Unwillen und Verachtung angeſchaut wurden, jetzt blos deshalb, weil ſie das Revier kannten, die Schönen ihren glühendſten Verehrern wegnahmen, ehe ſie ſich's verſahen.

Eine iſolirte Waldpartie hieß das Labyrinth der Koketten; dahin wurden viele Jäger verlockt, aber die meiſten kamen ohne Beute heraus. Welche köſtliche Augenweide, zu ſehen, wenn eine berühmte Schönheit hier den Einen anlächelte, dem Andern nebenher einen bezaubernden Blick zuwarf, dem Dritten zugleich einen Wink gab, gegen den Vierten ihren ſchlanken Wuchs ſpielen ließ, und ſo ihre Gaben und Reize nach den verſchiedenen Thorheiten ihrer Bewunderer einrichtete, bis es ihr gelang, eine Schaar von Liebesrittern in das Labyrinth zu ziehen, wo ſie ſich nun verirrten, ohne einen Ausweg zu finden! Dabei gefiel's mir über auch, daß manche Nymphe, die ihren verirrten Liebhaber ſpöttelnd im Labyrinthe zurückließ, ſich endlich, wenn ſie ſelbſt herauskam, ſo einſam und verlaſſen ſah, daß ſie dem nächſten Beſten, der ihr den Arm bot, ſich freudig anſchmiegte.

Als ich mich endlich durch mehrere verworrene und beſchwerliche Pfade durchgearbeitet hatte, bemerkte ich, daß die vorige breite Straße auf der gegenüber ſtehenden Seite zu einem kleinen Wege führte, an deſſen Ende zwei ſchöne Tempel glänzten, nach welchem mehrere Paare hinwandelten. Der Tempel zur Rechten war, wie die Inſchrift ſagte, der reinen Liebe geweiht. Vor demſelben ſtand am Eingange einer Laube von Jasmin und Amaranthen ein Weſen von ſehr edler Geſtalt; den ſchlanken Wuchs umwallte ein ſchneeweißes, weites Gewand im ſchönſten Faltenwurfe, unter der Bruſt von einem goldenen Gürtel umfloſſen, welchen zwei Täubchen von Rubin mit den in einander gefügten Schnäbeln zuſammen hielten. Das dunkellockige Haupt umgab ein Kranz von Roſen und Myrthen. Dieſes Weſen, voll Huld und Würde in der ſtill-heiteren Miene, hieß, wie ich nachher erfuhr, Hymen. Nur diejenigen Paare, die von demſelben einen Ring erhielten, durften in den Tempel hineingehen, an deſſen Rückſeite ſich zwei Pforten befanden, durch welche ſie wieder herauskamen. An der einen Pforte ſtanden zwei Frauen, beide gleich ſchön, die Eine ſittig und ernſt, die Andere lächelnd und liebreizend; die Schweſtern: Beſcheidenheit und Gefälligkeit.

Die aus dieſer Pforte heraustretenden Paare wurden von den beiden Schweſtern in Gärten geführt, deren Schönheit nur dem Elyſium zu vergleichen war. Aus der anderen Pforte kamen die unglücklich Vermählten heraus, meiſtens ſolche, die ſich vor der Hochzeit entweder zu wenig oder zu nahe kennen gelernt hatten. Nun fühlten ſie ſich mit Ketten

an einander gefeſſelt, und all ihr Bemühen, dieſe zu zerreißen, war vergeblich. Der Unglücklichen bemächtigten ſich drei ſehr widrige Geſtalten: Leichtſinn, Zwiſt und Eiferſucht. Leichtſinn ſprang mit geſchloſſenen Augen wie toll herum, und trieb die albernſten Poſſen, ohne auf ſich oder die Uebrigen die geringſte Rückſicht zu nehmen; er hatte jeden Augenblick eine andere Geſtalt, andere Geſichtszüge und andere Kleider.

Zwiſt trug einen Bruſtharniſch von der bewaffneten Haut eines Stachelſchweines, in der rechten Hand einen Scorpion, auf dem linken Arme einen unaufhörlich klaffenden Schooßhund, der gegen alle Vorübergehenden beißig losfuhr. Eiferſucht ſchlich, gelb gekleidet, mit bleichem Geſichte lauernd herum. In den Händen trug ſie eine Geißel und ein Hirſchgeweih, heftete überall durchdringende Blicke hin, und ſah Alles doppelt.

Ich entfernte mich eilig von der unangenehmen Geſellſchaft, und ging zu dem anderen Tempel, welcher der unreinen Liebe gewidmet, und auf allen Seiten mit ſeltſamen Bildern von Ziegenböcken und Sperlingen, Faunen und Mänaden, und von verſchiedenen Ungeheuern, halb Menſch halb Thier, in Basreliefs verziert war. Der Weg des Vergnügens, auf dem man zu dieſem Tempel gelangte, war immerzu von herbeieilenden Schaaren bedeckt. Die Neugier trieb mich an die Pforte. Ein unangenehmes Gemiſch von Luſtgeſängen, Freudengeſchrei, Becherklang, Tanzgetümmel, Gezänk und Degengeklirr ſcholl mir entgegen. Ich zog mich zurück und bemerkte nun, daß Alle, die

zu dieſem Tempel auf dem Wege des Vergnügens gekommen waren, aus demſelben durch ein eiſernes Pförtchen gehen mußten, an dem ein rieſenhaftes Scheuſal, Reue genannt, hingepflanzt war, welches die Stöhnenden mit einer ziſchenden Schlangengeißel peitſchte. Viele, die als Jünglinge in den Tempel hineintanzten, kamen als abgelebte Greiſe, kraftlos ſchwankend, mit triefenden Augen und kahlem Haupte heraus, die Weiber als Knochenſkelette und Zerrbilder, in zahnloſer Verzweiflung grinſend. Das Scheuſal Reue trieb Alle zuſammen nach einem rauhen, mit ſpitzigen Steinen, Dornen und Neſſelblättern bedeckten Weg, der ihnen ſolche Beſchwerden und Schmerzen verurſachte, daß ſie keuchten, ächzten und wehklagten. Einige wollten dem qualvollen Wege und den Schlägen des Ungeheuers mit Gewalt entſpringen, aber — o Gräuel! die Glieder fielen ihnen ab, — gleich dem geſpenſtiſchen Reiter in Bürger's „Leonore" — Stück für Stück wie mürber Zunder.

Dieſer Anblick flößte mir ſolchen Schrecken ein, daß ich zu laufen anfing, und fortlief, bis mir der Athem verſagte. Als die tolle Bewegung aufhörte, befand ich mich wieder in des Waldes Mitte, von welcher ich die drei großen Straßen vor mir ſah. Ich geſellte mich nun zu den Wanderern im männlichen Alter, die der Fahne des Ehrgeizes folgten. Am Ende der geraden Straße, auf welcher ſie einherzogen, erhob ſich ein Tempel der Tugend, umgeben von einem Lorbeerhaine, in dem prunkende Siegestrophäen und Marmorbilder von Geſetzgebern, Staats-

männern, Weiſen, Helden und Dichtern ſtanden. Die ganze Gegend, in welcher die Ehrgeizigen wandelten, war von einem magiſchen Lichtglanze des Ruhmes erhellt. Zu beiden Seiten der Straße zogen ſich aber ſchmale, von dichten Bäumen beſchattete Gänge hin, in deren Dunkel einige Wenige, ohne den hellen Lichtglanz zu ſuchen, ſtill und einſam wandelten; ſie konnten daher den Tempel der Ehre gar nicht ſehen, weil der Tempel der Tugend vor demſelben ſtand. Ich ſchloß mich dieſen Pilgern an, und ging mit ihnen in den Tempel der Tugend, welcher, wie ich jetzt erſt ſah, mit dem Tempel der Ehre durch einen Triumphbogen vereinigt war. Die Prieſterin führte uns zu einem, in der Mitte des Raumes ſtehenden Altar. Hier ſaß ein erhabenes Weſen, von höchſt edler Geſtalt auf einer Himmelskugel, in einer Hand die Sonne haltend, in der andern den Mond; das Haupt verhüllte ein dichter, von Sternen durchblinkter Schleier. Von der wunderbaren Verhüllten ging aber eine Lichtglorie aus, die mit Strahlen des Entzückens in unſere, von heiligem Schauder ergriffene Herzen drang. Die Prieſterin ſprach mit einem Wohllaut, der uns in die Seele klang: „Betet an die Ewigkeit!“ Wir ſanken mit gebeugtem Haupte auf die Knie, erhoben uns wonneſelig, und verließen, auf einen Wink der Prieſterin, ſchweigend den Tempel. In einiger Entfernung ſchimmerte uns ein anderer Tempel funkenſprühend entgegen. Er ſchien von weißem Marmor gebaut zu ſein; als ich aber näher kam, bemerkte ich mit nicht geringem Erſtaunen, daß er nur aus Kalkſteinen

beſtand, die ohne Mörtel und Kitt, unverbunden und unbefeſtigt auf einander lagen; nebſtdem ſtand das Gebäude auf einem ſo lockern und unſichern Grunde, daß es bei jedem Windhauche ſchwankte. Ich konnte mir die ſonderbare Bauart bald erklären, als ich die Aufſchrift las: Tempel der Eitelkeit. Die Göttin ſaß auf einem Sopha von purpurnem, mit goldenen Borten bedeckten und mit Luft geſchwellten Kiſſen. Ihr Geſicht war weiß und roth geſchminkt, das Gewand mit falſchen Steinen und mit einem Flitterſtaat von Bändern, Schleifen, Franſen, Quaſten, Verbrämungen und Stickereien aller Art verziert. Vor und hinter ihr und zu beiden Seiten ſtanden ſilberne Spiegel, in welchen ſie ſich nach allen Richtungen beſchaute und dabei eine ganz eigene Gabe entwickelte: die Kunſt, ſich ſchöner zu zeigen, als ſie es wirklich war. Um aber das Verſchönerungs-Blendwerk auf den höchſten Grad zu ſteigern, brannte an den Kryſtallwänden ringsumher eine Menge Fackeln, deren Widerſchein die, ſich ſelbſt anlächelnde Göttin in einem günſtigeren Licht, als der Tages gethan haben würde, erſcheinen ließ. Der Tempel war voll von Gecken und Schöngeiſtern, Titelſüchtigen und Pedanten, Putznärrinnen und Romanheldinnen, Koketten und Virtuoſinnen u. ſ. w., ein ſolches Gedränge, daß ich mich nur mit Mühe durchwinden konnte!

Ich eilte, nun auch den Weg des Geizes und ſeine Wanderer kennen zu lernen. Dieſe hatten kaum den dritten Theil ihres Weges zurück gelegt, als ſie in ein Thal kamen, wo ſie einige Stunden ausruhten, ohne einen Bis-

sen zu sich zu nehmen. Mitten durch das Thal zog ein Fluß von sehr klarem Wasser, welches Goldsand führte. Die bejahrten Pilger legten und setzten sich an das Ufer, und schauten mit so gierigen Blicken und mit solchem Entzücken in den Fluß, daß sie sich selbst und alles Andere darüber vergaßen. Sie tranken manchmal von dem Wasser in langen Zügen: dieses hatte aber die Eigenschaft, daß die Trinkenden immer durstiger wurden, je mehr sie tranken.

In einiger Entfernung vom Flusse erhob sich eine Reihe von kahlen Gebirgen, aus deren Ritzen Gold- und Silberadern hervorblitzten. Auf dem letzten und höchsten dieser Berge stand der Tempel des Geizes, dessen Pforte von tausend dreiköpfigen Hunden bewacht wurde, die bellend gegen uns losfuhren. Zum Glück bot sich ein altes Weib, welches sich Nothdurft nannte, uns als Führerin an. Sie zog hinter ihrer Schürze eine goldene Ruthe hervor und hielt sie empor. Die Hunde schwiegen sogleich, schmiegten sich zu unsern Füßen, und die Pforte öffnete sich von selbst. Wir mußten aber nun erst durch hundert eiserne Thore passiren, bis wir endlich in den Tempel gelangten.

Hier saß der Gott des Geizes auf einer diamantenen Pyramide, von Haufen gegossenen und geprägten Silbers und Goldes umgeben, er selbst aber mit Lumpen behangen, wie vor Kälte erstarrt, und das bleiche, hagere Gesicht mit einem langen, schmutzigen Bart umgeben. Über ihm hing eine große Rechentafel mit dem Einmaleins, nach welcher er oft liebäugelnd emporschaute. Ihm zur Seite stand das grinsende Skelett des Hungers; die Gefühl-

losigkeit mit einem Harnische von Büffelhaut bekleidet; der Wucher mit langen eisernen Harpienkrallen; die Bestechlichkeit, die bald die rechte, bald die linke Hand geldfordernd ausstreckte, und der Betrug, welcher einige Goldmünzen durchlöcherte, andern mit einer Feile den Rand abschabte. Ringsumher lagen viele abgemagerte grämliche alte Männer und Weiber auf dem Boden, die Köpfe, statt der Kissen, auf Geldsäcke lehnend. Einige schienen das Herannahen ihres letzten Augenblicks zu fühlen, und wendeten nun noch ihre letzten Kräfte an, die Geldsäcke mit den Armen zu umfassen und an's Herz zu drücken. Plötzlich aber fingen Alle heftig zu zittern an. Einige waren einer Ohnmacht nahe, Andere wurden rasend. Ich fragte nach der Ursache und erfuhr, es werde sogleich jenes Gespenst eintreten, welches sich dreimal des Tages und dreimal in der Nacht hier zeige. Während dieses allgemeinen Entsetzens trat das gefürchtete Wesen ein; es war — die Armuth, deren Gestalt mir aber keineswegs schrecklich erschien, wohl aber mein Herz mit Wehmuth und Mitleid erfüllte, und mir Thränen in die Augen preßte. Anders dachten aber die Verehrer dieses Tempels; jeder von ihnen glaubte, das umher schleichende Gespenst drohe seinen Geldsäcken, und hielt diese mit beiden Händen, vor Angst stöhnend, fest.

Die Armuth stand jetzt zwischen der Gottheit des Geizes und den eifrigsten seiner Verehrer, blickte kopfschüttelnd auf die erbärmlichen Wichte, und lächelte bedauernd. Nun hielt ich mich nicht länger zurück, trat wie ein Begeisterter vor die Huldin, die sich vor meinen Augen

mit jeder Minute verſchönerte, und ſagte: „Du ſanfte Göttin! Erſcheine mir nie furchtbarer als jetzt! Und muß ich dich auch einſt in grauenhafter Geſtalt erblicken, ſo verleite mich durch deine Drohungen und Schreckbilder ja nie zu einer undankbaren oder ungerechten Handlung! Gib, daß ich mein Ohr der Klage und dem Flehen des Dürftigen nie verſchließe! Gib, daß ich nie Derjenigen vergeſſe, deren Wohlthaten oder Wohlwollen ich je genoß! Bewahre mich, daß ich nie aus Furcht vor dir meinen Freund, mein Gewiſſen oder meine Ehre verläugne! Und will der Reichthum ſich mir zugeſellen, zugleich aber den Hochmuth, den Geiz und die Gefühlloſigkeit als Gefährten mit ſich bringen, dann Armuth, eile du mir zu Hilfe, verſcheuche die Unholde, und führe mich in deine ſtille Wohnung, laß aber auch deine Schweſtern Unſchuld, Zufriedenheit und Frohſinn ſtets meine Geſpielinnen ſein! —

Der Eifer, mit dem ich dieſes ſprach, erweckte mich. Es war ſchon heller Morgen; ich ließ meine Augen ſuchend im Gemach herumſtreifen, konnte aber weder den Reichthum noch die Armuth erblicken, und ging wohlgemuth an mein Tagewerk.

Gedenke Mein!

Eine Betrachtung am Schluſſe eines Jahres oder eines Tages.

Alle Gedanken und Empfindungen, die uns am Schluſſe eines Jahres ergreifen, mögen eben ſowohl am Schluſſe jeden Tages Statt finden; denn jeder Tag iſt für uns Eintagsfliegen, für uns Kinder und Beute des Augenblicks, ein Jahr im Kleinen.

Geendet iſt das Jahr — oder der Tag. Um Mitternacht ſinkt ſeine Leiche in den Abgrund der Zeit, und der Menſch wirft ihr Kränze oder Steine nach, je nachdem das Jahr oder der Tag ihm Freuden oder Leiden, Glück oder Unglück brachte. Sogleich aber werden die dahingeſchwundenen vergeſſen, und er wendet ſeine Blicke vorwärts nach der Zukunft, um zu erſpähen, was ſie ihm bringen wird, was er von ihr zu hoffen oder zu fürchten habe.

Armer Menſch! Vergebens iſt dein Forſchen. Die Zukunft iſt verhüllt, taub und ſtumm. Wende deine Blicke vielmehr auf die Vergangenheit zurück! Von ihr wirſt du die meiſten und wichtigſten Aufſchlüſſe erhalten. In ihren Schooß haſt du ja den Saamen des Guten oder Böſen zu deinem Heil oder Unheil ausgeſtreut, der aus dem Gefilde der Zukunft aufſproſſen und zur Ernte reifen wird.

Der Selbſtſüchtige kann nicht Liebe ernten, der Ge-

fühlloſe kein Mitgefühl, der Böſe nichts Gutes, der Rohe kein Wohlwollen, der Ränkevolle keine Offenherzigkeit, der Gotteslängner keine Himmelswonne, der Leidenſchaftliche keine Gemüthsruhe, der Ehrloſe keine Selbſtachtung, der Neidiſche keine Nächſtenliebe, der Geizige keinen weiſen Lebensgenuß, der Unbeſonnene keine Klugheit, der Verleumder keinen Edelſinn. Wie die Saat, ſo die Ernte! Den Samen des Guten hat Gott in unſere Seele gelegt, wie der Säemann ihn in die Erde ſtreut. Bewahre ihn rein, wie du ihn erhalten haſt, ſo wird er dir hundertfältig eine köſtliche Ernte bringen!

Was haben wir demnach zu hoffen oder zu fürchten? was ſollen, was dürfen wir hoffen und wünſchen?

Wir müſſen Alles mit Ruhe erwarten, Vieles von uns ſelbſt, noch Mehreres von der Zeit, das Meiſte aber von ihm, dem wir alles Gute verdanken.

Willſt du ruhig und freudig leben, ſo hüte dich vor dem ſtürmenden Übermuth, ſo wie vor der verzagenden Verzweiflung! Handle weder mit blindem Trotz noch mit bleierner Schwerfälligkeit! Vergiß nie, daß ein Allſehender, Allwiſſender über uns Allen waltet! Vergiß nie, daß das Glück flüchtig, das Unglück nicht unbeſiegbar iſt! Sei beharrlich, denn Alles bedarf ſeine Zeit zur Reife wie zum Vergehen! Nur den Schlafenden kann die Schlange tödtend umwinden, nur den Unvorbereiteten kann das Krokodil der Gefahr verſchlingen. So wie der Maler ſein Gemälde zuerſt in Umriſſen zeichnet, ehe er zur Ausführung und Ausfüllung ſchreitet, ſo entwirf dir einen wohlüberdachten

Lebensplan, und habe dich ſtets in deiner Gewalt! Nur der Schein läßt ſich erkünſteln, die Wahrheit nie; aber der Schein, dem die Larve abgezogen wird, verſinkt in ſein Nichts, indeß die enthüllte Wahrheit gleich der entwölkten Sonne ſtrahlt.

Hüte dich vor zu ſchönen Erwartungen ſo wie vor niederdrückenden Beſorgniſſen! Auf ſchöne Träume folgt ſehr oft ein ſchreckliches Erwachen, und je höher die Luftſchlöſſer, in welchen deine Phantaſie ſchwelgt, in die Wolken hinaufgebaut ſind, deſto tiefer wird dein Fall in die Tiefe der Wirklichkeit ſein. Erwarte nie das Beſte, fürchte nie das Ärgſte! Laſſe dich nicht vom Leichtſinn berauſchen, von banger Zweifelſucht nicht vergiften! Vergöttere dich nicht ſelbſt, und raube keinem Menſchen das Göttliche! Verlaſſen iſt nur, wer ſich ſelbſt verläßt, verloren nur, wer ſich ſelbſt verliert, oder ſeinen Gott verlaſſen und verloren hat. Wähle dir am Himmel einen Lieblingsſtern, der dich an deine Unſterblichkeit erinnert! Wähle dir auf der Erde eine Lieblingsblume, die dich an deine Vergänglichkeit mahnt! Und ſo ſei denn ſtets gerüſtet und gewappnet mit dem Panzer der Standhaftigkeit, mit dem Helme der Weisheit, mit der Ägide des Glaubens, und mit dem Schwerte gerechter Selbſtvertheidigung! So gerüſtet und gewappnet ſuche aber, ſo viel möglich, mit Allen in Frieden und Eintracht zu leben, und deine Seele ſei ein Sonnenſtrahl, der im weißem Licht reiner Herrlichkeit vom Himmel kommt, aber eine Harmonie von Farben enthält, die einen glänzenden Freudenbogen über das Leben ausſpannt.

Dann wird jedes Jahr eine neue Perle im Kranze deines Daſeins werden, und jeder Tag gehaltreich wie ein Jahr, und du wirſt aus der Aſche jedes Jahres neuverjüngt aufleben, wie der Phönix aus ſeinem Flammengrabe.

Weiblicher Kopfputz und männliche Köpfe.

Dem Haupte gebührt, auch ohne deſſen Inneres zu beachten, ſchon ſeines Aeußern wegen, Schmuck und Auszeichnung, denn es iſt das Kleinod der ſchönen Körpergeſtalt, und nimmt eben deshalb den oberſten Theil des Ganzen, wie thronend, ein.

Wie ſchön hat der Schöpfer die Form des Hauptes, wie reich das Leben des Angeſichtes ausgeſtattet! Das Licht der Seele ſchimmert durch die Augen wie durch zwei Edelſteine. Die Glut der Freude und der holden Schamröthe bildet eine himmliſche Aurora der Wangen, und das Lächeln umſpielt wie ein Zauberſchleier die ſchwellenden Purpurkiſſen der Lippen. Wie reizend iſt der, jede Bewegung des Herzens verkündende Wechſel des Erröthens und Erblaſſens. Wie unerſchöpflich das Spiel der Mienen!

Dieſe ſchöne Herrlichkeit des Hauptes umgibt in reicher Fülle das Haar: das lichte gleich einer verklärenden Glorie, das dunkle als Folie, jeden Reiz, jeden Ausdruck des Mienenſpiels noch mehr hervorhebend. Mit Recht verwendet daher das ſchöne Geſchlecht auf das Schmücken des Hauptes ſo viel Sorgfalt.

Leider aber hat ſich dieſe Sorgfalt oft ſehr zweckwidrig geäußert, und, ſtatt zu verſchönern, auffallend entſtellt. Frauen, Mädchen zogen durch Bänder, Spitzen, Schmuck und Kamm die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache auf Nebendinge. Sie entſtellten durch einen pagodenartigen Bau der Locken die lieblichſten Geſichtszüge, oder ſetzten auf den Kopf ganze Hut- und Haubengebirge, die nicht nur alles Haar verdeckten, ſondern auch durch Umfang und Höhe in keinem Verhältniſſe zu dem unmäßig verkleinerten und beinahe verſchwindenden Geſichte ſtanden.

Wäre jedes Mitglied des ſchönen Geſchlechtes auch wirklich ſchön, ſo würde bald eine unbeſtreitbare Wahrheit erkannt werden, daß die Schönheit durch ſich ſelbſt leuchte und entzücke, folglich des Putzes und aller fremden Zuthat nicht bedürfe. Der Reichthum ſoll nicht von der Armuth borgen. Die Schönheit iſt aber unter den irdiſchen Gütern das reichſte, aller Putz und Schmuck ſind gegen ſie arm und armſelig.

Zur Beſtändigkeit eines treuen weiblichen Herzens läßt ſich wohl kein grelleres Gegenſtück finden, als die Veränderlichkeit des weiblichen Kopfputzes, der unter allen Artikeln des geſelligen Lebens der veränderlichſte von jeher war, und bleiben wird. Von den thurmähnlichen Haargebäuden bis zu dem glatten Tituskopf herab — welche Mannigfaltigkeit! Rieſinnen und Zwerginnen waren wechſelweiſe zu ſehen. Man kann die Damen in dieſer Beziehung mit den, in dem finſtern Raum einer Camera obſcura herumſchwärmenden Geiſtern vergleichen, die ſich bald verlängern

und bis an die Decke des Zimmers ausdehnen, dann wieder abnehmend zu den winzigſten Miniatur-Geſtalten zuſammenſchrumpfen.

Blicken wir nur ein Bischen in die graue Vorzeit zurück! Die Töchter Iſraels trieben die Kunſt der Haarſchmückung ſo weit, als die gefallſüchtigſte Dame unſerer Zeit ſie treiben kann. Manchen flatterte das Haar in Flechten um Schläfe und Wangen, und nur eine Locke ſchwang ſich ſpielend über den Alabaſter der freien Stirne. Manchen ſtieg es in Kreiſen ſchneckenförmig gewunden zum Scheitel empor; Manchen ſenkte es ſich nach dem Hintertheile des Kopfes, und wurde entweder am Nacken in einen Knoten zuſammengeſchürzt, oder es bildete einen, mit Perlen und Edelſteinen durchflochtenen Kranz. Vermuthlich war es den ſchönen Iſraelitinnen nicht unbekannt, daß eine Haargeſtaltung die Schönheit der Geſichtsbildung nur dann fördert, wenn ſie zum Charakter der Phyſiognomie paßt. Zu bedauern iſt dagegen der Irrthum ſo mancher modernen Schönen, die da glauben, jede neue Mode müſſe, eben weil ſie neu iſt, jedem Geſichte und jedem Körperbaue vortheilhaft ſein.

Manchmal ſetzten die Hebräerinnen auf das einfach geflochtene Haar eine Netzhaube von feiner Wolle, bunt beſäumt und mit Blumen durchwirkt; manchmal den Tulbend, eine Mütze von der Geſtalt eines Helmes oder eines aufgeblühten Blumenkelches, oder einer Halbkugel, mit Gold, Perlen und Edelſteinen verziert, worauf ſich ein

ſchlangenförmig gewundener Bund in der Geſtalt eines abgeſtutzten Kegels erhob.

Der Kopfputz der antiken Griechinnen empfahl ſich durch geſchmackvolle Einfachheit. Das mit goldenen Cicaden geſchmückte Haar wurde gewöhnlich am Hintertheile des Kopfes in einen Knoten zuſammengewunden, und von einem feinen Schleier, durchſichtig wie Spinnengewebe, umflogen.

Der Kopfputz der römiſchen Damen war in der erſten Zeit ſo einfach als die Verfaſſung und die Sitten des neuen Staates. Das Haar wurde aufgerollt und von der Mitte der Stirn bis zum Scheitel hinauf in einen Knoten zuſammengeſchürzt, manchmal auch bis zum Nacken hinabgeführt, dann geknüpft und nochmal ſo zurückgeſchlagen, daß es, einen ſchwellenden Wulſt bildend, die Stirn in bauſchender Wölbung umgab.

Mit zunehmendem Luxus wurden zwei Hauptarten der Haarſchmückung die vorherrſchenden.

Nach der einen Art wurde ein Theil der Haare glatt gekämmt, der andere aber in Locken gekräuſelt und über einen oberhalb der Stirn angelegten goldenen, wohl auch mit Perlen beſetzten Reif, das ſogenannte Diadem, gewunden, welches in der Mitte der Stirn eine Spitze bildete, nur die vorderſten Haare in kleinen Ringeln an den Schläfen nachläſſig herabfallen ließ und am Hintertheile des Kopfes mit einem Kettchen zuſammengebunden wurde. Vom Kopfwirbel fiel ein offener Schleier, wie die Veſtalinnen ihn

trugen, über die Lockenfülle der Nicht-Veſtalinnen zu beiden Seiten auf die Schulter herab.

Nach der andern Art wurden die Haare zuerſt in Zöpfe und Flechtengewinde geſtaltet, dann in mehreren ſich begegnenden Kreiſen übereinander geſchlungen, auf dem Scheitel gethürmt, und mit einer einzigen goldenen, ſieben bis acht Zoll langen Schmucknadel künſtlich befeſtigt. Das Sonderbarſte bei der Sache iſt das unerwartet Tragiſche, daß der Schmuck zugleich ein Todeswerkzeug war, indem man in jenen Haarnadeln, abſichtlich hohl gemacht, Gift aufbewahrte. Der bekannteren Sage nach, hat ſich die berühmte Kleopatra durch eine an den Arm geſetzte Schlange getödtet. Abweichend von andern Geſchichtſchreibern berichtet Dio Caſſius, jene bezaubernde Königin Egyptens habe die Schmucknadel, mit welcher ſie das geſcheitelte Haar zu befeſtigen pflegte, mit einer Art von Gift beſtrichen, welches nur dann, wenn es ſich mit Blut vermiſchte, tödtete, jedoch ohne Schmerz. Dieſe Nadel ſtach ſie ſich in den Arm und entging ſo der Schmach, Cäſar's Triumphzug als Gefeſſelte verherrlichen zu müſſen. Den Kopf ſolcher Prachtnadeln bildeten gewöhnlich Figuren, wie z. B. Amor und Pſyche, oder Venus und der Liebesgott, oder die Göttin des Überfluſſes mit dem Füllhorn u. d. gl.

Eine eigene Art der Haartracht beſtand in der Geſtaltung zu zwei hoch emporragenden auswärts gebogenen Hörnern, ähnlich der Form ausgeſchweifter Lauten.

Ovid räth den Damen mit länglichem Geſichte glatte Haare, in der Mitte der Stirne getheilt, zu beiden

Seiten in dichten Locken über die bedeckten Ohren herabfallen zu laſſen. Den runden Geſichtern empfiehlt er, die Locken auf der Stirne in einen Wulſt zu vereinigen, und die Ohren ganz frei zu laſſen. Er bemerkt aber dabei, es ſei leichter, die Eicheln an der Eiche, ja die Bienen und das Wild in den Wäldern zu zählen, als die Menge der mit jedem Tage neu erſcheinenden Haartrachten. So unendlich war zu jener Zeit der Wechſel und die Mannigfaltigkeit! Aus dem Orient kam nach Rom die Mode, das Haar mit Perlen zu durchflechten, aus Egypten die ungeheure Haar-Aufthürmung, mit Blumen, Federn und Sinnbildern angefüllt.

Jede Eroberung einer neuen Provinz, jeder deshalb in Rom gehaltene Triumph-Einzug brachte eine neue Mode in der Haarſchmückung der galanten Frauen hervor. Da indeß nur wenige Köpfe mit der, zu einem ſolchen Labyrinthe von Zöpfen, Flechten und Locken erforderlichen Haarmaſſe von der Natur beſchenkt waren, ſo mußten fremde Haare dem Mangel der eigenen zu Hülfe kommen.

Dieſer traurige Nothbehelf iſt indeß eine ſehr alte Erfindung. Schon die Meder und Lydier in Aſien und die Japygier in Italien (Männer und Weiber) trugen Perrücken; auch die Griechen bedienten ſich der künſtlichen Haarbedeckung und nannten eine Perrücke ψευχνη (Betrügerin). Man machte davon auch in wichtigen Fällen Gebrauch. Der berühmte Hannibal bediente ſich im Kriege gegen die Römer der Perrücke im großen Styl, nämlich als einer Kriegsliſt, und wußte das falſche Haar ſo zu raffiniren, daß

er ſich dadurch wechſelweiſe das Anſehen von jedem Alter geben konnte. Er wählte dann zu jeder Perrücke paſſende Kleider und brachte es ſo weit, daß ſelbſt die Freunde, mit denen er täglich umging, ihn nicht erkannten*).

Kaiſer Caracalla trug während ſeines Aufenthaltes bei den Germaniern, um ſich beliebt zu machen, nicht nur germaniſche Kleider, ſondern auch nach dem germaniſchen Haarſchnitte gemachte Perrücken von der blonden Nationalfarbe.

Von einem ſehr ſonderbaren griechiſchen Fräulein, Namens Aglais, wird erzählt, ſie habe eine Perrücke mit einem Federbuſch getragen. Dieſe Dame zeichnete ſich nebſt ihrem Kopfſchmucke noch durch zwei andere Eigenſchaften aus: Sie blies die Trompete und hatte einen ſo guten Appetit, daß ſie (wenn Athenäus und Aelian nicht lügen,) täglich zwölf Pfund Fleiſch und vier Brotportionen nebſt ſechs Kannen Wein zu ſich nahm. Wer eine charakteriſtiſche Abbildung von ihr zu ſehen wünſcht, nehme den zweiten Band der herkulaniſchen Gemälde zur Hand, auf deſſen dreißigſter Platte ſie erſcheint.

Die Römer trieben die Haar-Illuſion auf das Aeußerſte, indem ſie ſich die Perrücken auf die kahlen Köpfe ſogar — malten. Der erſte Zweck der Perrücken, Bedeckung und Erwärmung kahler Köpfe, hörte alſo mit dieſer Haar-Malerei auf. Die Kunſt der falſchen Haare wurde bald ſo vervollkommnet, daß ſie von der natürlichen ſchwer zu unter-

*) Gewährsmänner ſind Polyb und Livius.

ſcheiden war. Man gebrauchte nun die entſtellenden Perrücken, wie Hannibal ſich ihrer als Kriegsliſt bedient hatte, auch zu verliebten Abenteuern und zu Betrügereien aller Art. Es kam endlich dahin, daß man ſogar den weiblichen Bildſäulen marmorne Perücken aufſetzte, die nach Belieben abgenommen, und gegen andere, vermuthlich nach dem Gebote der immer wechſelnden Mode, vertauſcht werden konnten. Solche weibliche Perrücken-Büſten ſind noch in mehreren Antiken-Sammlungen und Muſeen zu finden.

Mit der Farbe der Haare nehmen wir's heute zu Tage nichts weniger als genau. Dichter und Nichtdichter huldigen bald den ſchwarzen, bald den braunen, bald den blonden Haaren; nur die rothen finden ſeltenere Verehrer. In Rom aber wurde ſeit den in Gallien und Germanien gemachten Eroberungen, die an den Einwohnern dieſer Länder bewunderte goldgelbe und feuerrothe Haarfarbe von den römiſchen Damen als Gegenſtand einer neuen Mode aufgenommen und für eine beſondere Schönheit gehalten. Die Sehnſucht nach ſolchen Aurora-Locken wurde ſo mächtig, daß diejenige, der ſie von der Natur verſagt waren, ſich für unglücklich hielt, und nicht ruhte, bis die dunklen Haare entweder mit röthlichem Goldſtaube gepudert, oder mit Salben und kauſtiſcher Seife roth gefärbt, oder abgeſchoren und gegen eine lichtrothe Perrücke vertauſcht waren.

Es entſtand nun ein eigener Galanterie-Handel mit falſchen Haaren, welcher bald ein ſehr einträgliches Gewerbe wurde. Man brachte ſie meiſtens aus Deutſchland. So prangten die Damen in Rom mit den Locken, Zöpfen und

Flechten der deutſchen Frauen. Machte ein Anbeter ſeiner Schönen ein Geſchenk mit hochrothen oder lichtblonden deutſchen Haaren, ſo durfte er nicht zweifeln, daß ihm die Gabe hoch angerechnet wurde, da glühende Blondinen nun einmal für die höchſte und ſeltenſte Schönheit galten.

Die Haarfärbung ſcheint aber eine nicht minder alte Erfindung als die Perrücke zu ſein. Schon Medea ſoll eine Pflanze gekannt haben, welche die Eigenſchaft beſaß, weiße Haare ſchwarz zu färben. Die alten Germanier färbten ſich die Haare mit einer Seife von Ziegenfett goldgelb, die Gallier hochroth.

Seit undenklichen Zeiten haben Poeten und Poetaſter von den ſeidenen Locken der Schönen geſungen und geträumt, und dadurch die Selbſtſtändigkeit der Haare nicht wenig beeinträchtigt. Endlich wurde die vergriffene Metapher müde, länger eine poetiſche Figur abzugeben, und trat als etwas Wirkliches ins galante Leben. Kaum war dies geſchehen, als ſie ſich für die lang erduldete Gewalt zu rächen beſchloß. Das mißbrauchte falſche Bild wurde durch falſche Locken, und das wirkliche Haar durch wirkliche Seide verdrängt. Die Poeten mußten ſich zuſammen nehmen, und ihre Phantaſie in Bewegung ſetzen, um ſtatt der figürlichen Seide etwas anders zu Markte zu bringen. Wie manchem Leiermann, der es mit ſeinen Vergleichungen vormals gar bequem hatte, koſtete es nun ſauern Schweiß, das Haar der Auserwählten auf eine neue Weiſe zu lobpreiſen!

Dies mußte aber das reimende Heer um ſo mehr in die Klemme bringen, als die Frauen bekanntlich von jeher

dem Haupthaar und der Lockenfülle, mit vollem Rechte hohen Werth beilegten. So erzählt uns die Chronik von der Frau eines deutschen Ritters, die ihren Eheherrn über Alles liebte, ihr schönes blondes Haar aber noch mehr als den Eheherrn. Sie verwendete auf ihren Kopfputz viel Zeit und noch mehr Geld, um das bewunderte Lockengebäude mit Perlen und Edelsteinen zu schmücken.

Endlich verließ den geduldigsten der Männer die Geduld, und er wagte es, da Bitten und Schmollen ohne Wirkung blieb, nach dem Rathe seines Burgkaplans, dem jene übermäßige Eitelkeit ein Dorn im Auge war, der schönen Frau, indem sie der Süßigkeit eines festen Schlafes genoß, den Kopf abzuscheeren. Welches Entsetzen ergriff die Erwachende, als sie das kahle Haupt gewahrte!

Der Ritter und sein Helfer bemühten sich, die in Thränen zerfließende Schöne zu überreden, es habe sie des herrlichen Haupthaares kein Geringerer beraubt, als — der Hoffartsteufel selbst. Das kahlköpfige Weibchen durchseufzte nun, da sie so manche Einladungen zu Turnieren, Festen und Lustgelagen ablehnen mußte, viele bleierne Stunden im einsamen Gemache. Das fatale Haar wuchs auch so langsam, als wollte das Schicksal die unglückliche Frau aus Schadenfreude zu ewigem Hausarreste verdammen. Wie viele Unterhaltungen konnte sie in dieser Jammerzeit genossen, welche Bewunderung eingeärntet haben!

Nach einer der vielen schlaflosen Nächte voll Sinnens und Grübelns, setzte sich die Dame an das Toiletten-Tischchen, beschaute das Antlitz im Spiegel und ließ ihren

Thränen freien Lauf, nicht nur über die rührende Wehmuth die ihr in den trauernden Mienen des im Spiegel abgebildeten blaſſen Angeſichtes entgegen blickte, ſondern auch über das öde Stoppelfeld der noch immer ſehr kurzen Haare. Ein ſchlankes Zöfchen, die angeborne Luſtigkeit mit Mühe zurückhaltend, bot alle Kunſt auf, die Gebieterin zu ſchmücken. Alles ging gut, nur am Kopfe blieb jede Bemühung ohne Erfolg.

Wer beſchreibt aber die Größe des Schmerzes, welcher die Dame ergriff, als der geſchäftigen Zofe das Häubchen entfiel, und ein Strom blonder Haare ihr über den Nacken herabfloß! Mit Wehmuth und Neid blickte die Dame auf den Schatz der Goldwogen; aber eben daraus ſtieg nun der Gedanke empor, der allen Leiden in wenig Minuten ein Ende machen konnte, und ſie verwunderte ſich nur, wie es denn möglich war, daß ſie auf dieſen glücklichen Gedanken, der ihr ſo nahe lag, und ſich faſt aufdrang, nicht früher gerieth.

Sie bemerkte jezt, nicht mehr mit Neid, ſondern mit freudigem Erſtaunen, daß die Haare der Zofe eben ſo blond und eben ſo ſeidenartig wie ihre eigenen waren. Wie leicht, wie geſchwind konnte der Verluſt erſetzt werden! Auf weichherzige Zofen wirkte das Geld bekanntlich von jeher ſehr draſtiſch. Das wußte die Dame und erreichte durch eine kleine Doſis Goldtinktur ihre Abſicht gar bald. Das erkaufte Haar wurde mit Hülfe der Verkäuferin auf den Kopf der Käuferin ſo künſtlich befeſtigt, daß ſelbſt dem getäuſchten Eheherrn nichts übrig blieb, als der Gram über den ſchnellen Wuchs eines Haares, welches ihm ſchon ſo viel koſtete, da es noch auf eigenem Grund und Boden

ſtand, und nun ſelbſt, nach der Ernte neue Auslagen verurſachen konnte.

Die Dame machte ihr Geheimniß, nachdem das eigene Haar unter der Hülle des falſchen die gehörige Länge und Fülle erreicht hatte, einer vertrauten Freundin bekannt, deren Haar nie recht gedeihen wollte. Dieſe hatte gleichfalls eine Freundin. So ging denn das Geheimniß bald von einer Freundin zur andern und der falſche Haarſchmuck wurde in kurzer Zeit verbreitet. Wann die getäuſchten Männer den Betrug entdeckten, iſt nicht bekannt.

Auf jeden Fall aber geht aus dem bisher Geſagten deutlich hervor, daß die Weiber von jeher mehr auf den Kopfputz, die Männer mehr auf den Kopf bedacht waren, vermuthlich weil jene ſich durch die Erfahrung überzeugt hatten, daß der weibliche Kopfputz vielen Männern die Köpfe verrücke. Die Kopfputzſucht wird aber gewiß nie die Grenzen der Schönheit und der Schicklichkeit überſchreiten, ſobald der männliche Kopf ſo viel ausgebildeten Verſtand beſitzt, daß er, ohne pedantiſch zu ſein, der weiblichen Phantaſie das Gleichgewicht zu halten vermag. Es haben ſich daher auch die Ausdrücke erhalten, womit man bei den Männern den guten Kopf, an den Weibern den ſchönen rühmt; des weiblichen Kopfputzes in Ehren gedenkt, mit dem männlichen Kopfſchmuck aber nichts weniger als einen erfreulichen Nebenbegriff zu verbinden pflegt.

Geſchichte der Buchſtaben, nebſt Zueignung an dieſelben.

Liebe gute Buchſtaben!

Ihr habt mir ſchon ſo viele Dienſte geleiſtet, daß die Pflicht der Dankbarkeit mich auffordert, euch vor aller Welt meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, euch, die ich ſo unzählige Male mit Willen und ohne meinen Willen niedergeſchrieben habe, mit und ohne Erfolg, euch, ihr Göttlichen! denn Götter werden als die Erfinder der Buchſtaben, Merkur als ihr Erfinder in Egypten, Kadmus in Phönicien, genannt. Ich zweifle nicht im Geringſten, daß ihr eine Erfindung Merkurs, und auch, daß ihr aus Phönicien gebürtig ſeid; denn Merkur war der Gott der Handelsleute und die Phönicier waren berühmt als ein handeltreibendes Volk, daher es wohl kommen mag, daß auch der Buchhandel erfunden ward und Geiſtesprodukte ein Handelszweig geworden ſind. Ihr ſeid ein unentbehrliches Bedürfniß jeder gebildeten Nation geworden, und habt deshalb auch von jedem Volke, zu dem ihr gehört, das National-Koſtum angenommen, daher wir euch auch im griechiſchen, römiſchen, gothiſchen, morgenländiſchen ꝛc. Koſtume erblicken, verſchieden an Geſtalt, doch überall gleich in

der Wirkung. Ihr ſeid die wahren Geiſterbanner; ohne eure Bindungsmittel würde ſich das Geiſtige verflüchtigen, die herrlichſten Gedanken, die edelſten Gefühle würden ſpurlos verſchwinden, und das Morgen wüßte kaum etwas vom Geſtern. Hat man euch hier und da mißbraucht, ſo iſt das nicht eure Schuld; gibt es irgend etwas auf Erden, was dem Mißbrauche nicht unterläge? Werden ſogar Menſchen mißbraucht, warum nicht auch Buchſtaben? Ertragt es alſo mit Geduld! Vielleicht hegen manche Erwachſene gegen euch einen Groll, weil ſie als Kinder durch Zwang und Strafen verhalten wurden, euch nachzubilden; Andere lernten euch dagegen deſto ſchneller und freudiger, wenn ſie euch in bunte Bilder gemalt anſahen, oder auf — nachher zu genießendes Butterbrot hineinſchnitten, oder, auf Lebkuchen abgebildet, ſammt den Lebkuchen verſchlingen durften. Duldet alſo mit Geduld die Mißhandlung, insbeſondere von weiblichen Kielen; die Schönen verſtehen ja, in der Regel, beſſer, die Feder auf dem Hute, als in der Hand zu haben, und glauben nicht mit Unrecht, daß ſelbſt die häßlichſten Buchſtabenkrüppel gefallen müſſen, ſobald eine ſchöne Hand ſie geſchrieben hat. Wollte man dem berühmten Artemidorus Glauben beimeſſen, ſo wäre es wohl den Menſchen ſehr vortheilhaft, die Buchſtaben nie kennen gelernt zu haben; denn er behauptet in ſeinem Werke über die Auslegung der Träume, wenn Einem, der keine Buchſtaben kennt, träume, daß er ſchreiben, leſen oder die Buchſtaben kennen lerne, ſo bedeute dies, daß ihm ein großes Glück bevorſtehe. Da könnte es denn wohl mit Recht hei-

ßen: „Selig ſind die Kinder und die Unwiſſenden, denn ihnen kommt das Glück im Schlafe!" Wer alſo die Buchſtaben und das Buchſtabiren lernt, der hat dann ſein Glück verſcherzt.

Groß iſt das Reich der Wirklichkeit, größer das Reich der Träume, noch größer das Reich der Ideen und der Buchſtaben. Xenokrates, ein Schüler des Plato, hat berechnet, daß die Zahl der Sylben, welche durch die verſchiedene Zuſammenſtellung der Buchſtaben gebildet wird, nicht weniger als hundert Millionen und zweimal hunderttauſend betrage.

Die Buchſtaben ſelbſt ſind vermehrt worden. Das griechiſche Alphabet hatte deren Anfangs nur ſechzehn, erſt Palamedes und Simonides haben die drei Doppel-Conſonanten **Zeta**, **Xi** und **Pi**, die drei Aſpiraten **Theta**, **Phi** und **Chi**, dann das lange **E** und **O** hinzugefügt. Die Buchſtaben dulden aber keine demokratiſche Gleichheit. Die Selbſtlauter ſtellen die Patrizier vor und nehmen den Vorrang vor den Mitlautern. Unter den **24** Buchſtaben unſeres Alphabetes beſteht auch ein ſymmetriſches, ſogar auch ein arithmetiſches Verhältniß; die fünf Selbſtlauter ſind die Anführer der Mitlauter, und es ſind gleichſam jedem Selbſtlauter fünf Mitlauter untergeordnet. Ich bekenne aufrichtig, daß ich meine zärtlichſte Liebe unter alle Buchſtaben gleichmäßig vertheilen, und daß ich keinen derſelben entbehren möchte; es hat aber Schriftſteller gegeben, welche ein eigenes Verdienſt darein ſetzten, einen oder den anderen Buchſtaben anzufeinden, auszuſtoßen und gleichſam zu exiliren. So haben Einige z. B. das Kunſtſtückchen gemacht, irgend

einen einzelnen Buchſtaben, wie das **R** oder **S**, in einem Werke ganz zu vermeiden. Alle dieſe Buchſtaben-Künſtler hat im Alterthume ein gewiſſer Tryphiodorus übertroffen, welcher es wagte, die Begebenheiten und Abenteuer des Ulyſſes in einem epiſchen Gedichte von vierundzwanzig Büchern, alſo nach der Zahl der vierundzwanzig Buchſtaben, zu beſingen — eine Odyſſee — *nach* dem Homer zu ſchreiben. Aus dem erſten Buche, **A** genannt, war der Buchſtabe **A** verbannt, aus dem zweiten, mit **B** überſchrieben, das **B**. Und ſo wurden alle vierundzwanzig Buchſtaben, wie ſie einander in alphabetiſcher Ordnung folgen, einer nach dem andern in den vierundzwanzig Büchern ausgeſchloſſen. Natürlich mußten ſich's daher die treffendſten Worte oft gefallen laſſen, verworfen zu werden, ſobald ſie das Unglück hatten, einen Buchſtaben zu enthalten, der in dieſem oder jenem Geſange nicht erſcheinen durfte. An dem poetiſchen Unwerthe dieſes negativen Buchſtaben-Kunſtwerkes dürfte wohl kaum zu zweifeln ſein.

Ihr lieben guten Buchſtaben, wie viel müßt ihr euch gefallen laſſen! Zu welchen Verſetzungen und Witzſpielen müßt ihr euch gebrauchen laſſen, welche Mißhandlungen erdulden! Da drechſelt Einer ein *Anagramm*, und ihr müßt euch im Worte *Leben* zurückleſen laſſen und den *Nebel* geben, oder die Willkür trennt und verſetzt euch, und macht aus der *Dame* eine *Made*, aus *Wien* *Wein*. Manchmal müßt ihr euch gefallen laſſen, Gaſtrollen als Ziffern zu ſpielen. Da kommt dann ein lateiniſches *Chronogramm*, und bedient ſich der römiſchen

Buchstaben, um die Jahreszahl irgend einer Begebenheit anzudeuten, wobei die auserwählten Buchstaben das Glück genießen, sich durch Riesengröße über die andern zu erheben.

Wurden die Buchstaben von Einigen mißbraucht und mißhandelt, so wollen Andere ihnen dagegen Kräfte zumuthen, die sie nun einmal nicht haben. Ein gewisser Marcus, welcher zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius lebte, und eine phantastische Schule des gnostischen Lehrgebäudes gründete, behauptete: Der Inbegriff aller Weisheit sei im griechischen Alphabete enthalten, und eben deshalb habe Christus in der Offenbarung gesagt: „Ich bin das Alpha und das Omega!" Nach dem Systeme dieses Marcus enthält nicht nur jeder der vierundzwanzig Buchstaben, sondern sogar jeder einzelne Theil eines jeden Buchstabens einen ihm eigenthümlichen Schatz von Geheimnissen. So z. B. nennen die Griechen das D Delta; der Name D besteht also aus fünf Buchstaben oder Theilen, deren jeder wieder eine dem Buchstaben D untergeordnete Kraft besitzt. Gleich dem D genießt auch jeder andere der vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets dieselbe unversiegbare Kraft.

Einen wahrhaft großen Werth erhalten die Buchstaben auch dadurch, daß der Mensch so manche Empfindungen, welche er mit Worten nicht auszusprechen vermag, durch die Musik ausdrückt, und die Tonkunst diese Herzenstöne und Seelen-Accorde und Tonarten mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Um dem Lobe und Werthe der Buchstaben die Krone aufzusetzen, gebe ich dem Menschen, er mag nun viel oder wenig oder gar nichts lesen, zu bedenken,

daß Buchſtaben Worte bilden, und Worte über den Menſchen außerordentlich viel vermögen. Darum ſagt auch der Korporal in Bulwer's „Eugen Aram“ von Einem, der ein gutes Mundwerk beſitzt: „Braucht er ein Weib, er beredet Eine, ihn zu heirathen; braucht er einen vollen Geldbeutel, er redet ihn dem Andern aus der Taſche heraus; braucht er eine Bedienſtung, er redet ſich in ſie hinein. Was thut der Paſtor? Er macht Worte. Der Advokat? Er macht Worte. Das Parlamentsglied? Es macht Worte. Worte können ein ganzes Land ruiniren im großen Hauſe. Worte retten Seelen auf der Kanzel; Worte machen Autoren, die armen Kreaturen, in aller Leute Mäulern. O Herr! Geben Sie ja auf die Worte Acht! Die Dinge machen ſich von ſelbſt.“ —

Nun genug von den Buchſtaben im Allgemeinen. Wir wenden uns an die einzelnen; zuerſt an die Selbſtlauter, und unter dieſen zuerſt an das A. Warum behauptet das A den erſten Platz im Alphabet? warum alſo den Vorrang vor allen Buchſtaben? Bloßer Zufall kann das nicht ſein; die Sache muß vielmehr einen allgemeinen für gültig erkannten Grund haben, denn das A behauptet in den Alphabeten aller — wenigſtens aller mir bekannten Sprachen, ſeinen Vorrang. Die Urſache davon ſcheint theils in der Natur dieſes Buchſtabens zu liegen, theils in ſeiner vorzüglichen Brauchbarkeit. Der Laut A wird ſchon durch das bloße Oeffnen des Mundes ohne Bewegung der Lippen und der Zunge hervorgebracht; er iſt alſo der einfachſte und eben deshalb auch der erſte artikulirte Laut, der gleichſam an der

Schwelle des Lebens ſteht, aus dem Munde des Säuglings hervorgeht, und dann bei dem Kinde noch lange der vorherrſchende Laut bleibt. In den wohlklingendſten Sprachen, z. B. in der italieniſchen und ſpaniſchen, kommt das A am häufigſten vor. Man ſetzt zwar den Mitlautern, wenn man ihren Namen ſpricht, den Selbſtlauter E nach, z. B. Be, De ꝛc., ſtellt ſich aber der Mitlauter, dem das E wie ein Licht in der Finſterniß leuchtet, zu einem A, ſo muß der Laut E ſogleich verſchwinden. Das A verſchmäht, wenn es mit einem anderen Selbſtlauter einen Doppellaut bilden ſoll, die zweite Stelle. Der ſtolze Buchſtabe will keinem ſeiner ſelbſtlautenden Kollegen nachtreten, und verbindet ſich mit ihnen nur dann, wenn er vorgeſetzt wird, zur Bildung eines harmoniſchen Lautes, wie z. B. in den Worten Aehre, Kaiſer, Auge, worin das A den erſten Platz, den Vorrang und Vorlaut eben ſo behauptet, wie im Alphabet.

Im griechiſchen Alphabet bezeichnet A die Zahl acht, deren Name auch in der deutſchen Sprache mit dem Buchſtaben A anfängt.

Auch bedeutet es bei den Alten einen Menſchen, der vor Andern den Vorzug hat. So z. B. nennt Martial einen Erzbettler das Alpha penulatorum *). Bei den Römern hieß das A litera salutaris, der heilbringende Buchſtabe, weil bei dem Abſtimmen auf den Täfelchen derjenigen, welche auf die Losſprechung des Angeklagten antrugen, ein A als Anfangsbuchſtabe des Wortes Absolvo ſtand. Auch

*) Im 57. Sinngedichte des 2. Buches.

in den groſsen Volksverſammlungen hatten ſie die ſtimmenden Täfelchen mit A bezeichnet, welches bedeutete: **Antiqua sequor**, es ſoll beim Alten bleiben, d. h.: der neue Vorſchlag ſoll nicht angenommen werden.

Das **B**, dieſer ſanfte und weiche Laut, der mit geringer Oeffnung der Lippen ſo leicht ausgeſprochen wird, bedeutete bei den Römern, wenn es einzeln ſtand, immer etwas Gutes, z. B. **B A**, **bonis auspiciis** oder **bonis avibus**. — **B F**, **bonum factum**. Dabei erſchien es oft als Stellvertreter des **V** und des **U**. So ſchrieben die Alten bald **Bedua**, bald **Vidua**; bald **aufero** — **abfero**. Die Macedonier (ſagt uns Plutarch) ſprachen das **B** wie ein **F** aus. Die Griechen gaben häufig das **V** der Lateiner durch ihr **b** (**Beta**); die Spanier und insbeſondere ihre Nachbarn, die Gaskonier, verwechſelten das **b** und **v** immer mit einander. Leider mußte ſich's aber das gute **B** gefallen laſſen, von den Grammatikern der Schafbuchſtabe (**litera ovina**) genannt zu werden.

Das gefügige **C** läßt ſich die verſchiedenartigſten Ausſprachen gefallen, z. B. als **k** im lateiniſchen Worte **canis**, als **s** im franzöſiſchen Worte **cendre**, und im ſpaniſchen **ciento**, als **tsch** im italieniſchen Worte **cibo**, als **z** im Worte **Cäsar**. Archäologen behaupten, das **C** ſei von den Römern durchaus als ein **G** ausgeſprochen worden, nämlich **Gäsar**, **Gigero** ꝛc., daher ſie **lece** ſtatt **lege**, **Macistratus** ſtatt **Magistratus**, **Gajus** ſtatt **Cajus** u. ſ. w. ſchrieben. Bei den Römern hieß das **C** der Trauerbuchſtabe, **litera tristis**, weil bei den Griechen die Tafeln derjenigen Abſtim-

menden, welche den Angeklagten verurtheilten, mit einem C bezeichnet waren, um das Wort Condemno anzudeuten. Als Ziffer gebraucht, bedeutet das C nicht weniger als Einhundert, in der Musik bald eine Tonart, bald den Viervierteltakt, und wenn es von oben herab durchstrichen ist, den Alla breve- oder Zweizweiteltakt. Ungeachtet dessen haben neuere deutsche Schriftsteller das arme C für überflüssig erklärt, und dessen Stelle dem K eingeräumt.

Wie man es dem Menschen hoch anrechnet, wenn er auf seinen eigenen Füssen zu stehen weiß, und, ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse, an und für sich etwas gilt und vermag, eben so geht es auch mit den Buchstaben.

Der Werth des Buchstaben D läßt sich mit Fug und Recht auf fünfhundert anschlagen, und enthält eine göttliche Kraft in sich; denn er bedeutet allein stehend, in lateinischer Form (D), die genannte Zahl und den Namen Divus, der Göttliche. Mit dem L und dem T stand das D bei den Römern in einem so innigen freundschaftlichen Verhältnisse, daß es sich statt Beider verwenden ließ. Die alten Römer sagten und schrieben wirklich Dacrymae statt Lacrymae, Denates statt Penates *); Alexanter und Cassantra statt Alexander und Cassandra. Gefälliger als heut zu Tage war das E bei den alten Römern, bei denen es sich statt des A, statt des I und statt des O setzen ließ. So sagten und schrieben sie escendere und ascendere, Me-

*) Quintilian sagt im vierten Buche seines rhetorischen Lehrbuches: Quare minus mirum, si in vetustis urbis nostrae *et celebribus* templis legantur Alexanter et Cassantra.

nerva und Minerva, Leber und Liber, magister und megister, verto und vorto *).

Das F zeigte bei den Römern ein vorlautes Wesen und pflegte andere Buchstaben stolz zu verdrängen, wie auch viele Menschen es gerne thun. Es heißt ein Blaselaut, vielleicht weil der Hochmuth sich aufbläst. Wollte z. B. irgend ein Wort die Vorwörter ad, dis oder ex zu sich nehmen, so kam sogleich das hoffärtige F, drängte einen der Buchstaben weg und pflanzte sich selbst dafür doppelt hin, wie z. B. in den Wörtern affero (adfero), differo (disfero) und effero (exfero). Dagegen behauptete es hartnäckig seine Wahlverwandtschaft mit dem Buchstaben ph und v. So sehen wir in den Büchern noch jetzt Philosophen und Filosofen, eine Phantasie und eine Fantasie, eine Veste und eine Festung, und auf alten Monumenten und Münzen finden wir triumphus und triumfus, triumphator und triumfator, gravare und grafare, gravatores und grafatores.

Die Römer sprachen den Gaumenbuchstaben G (wie uns Plutarch in der 78. seiner Fragen über römische Gebräuche erzählt) eben so, wie das K ausgesprochen wird, und fingen erst spät das von einem gewissen Spurius Carvius erfundene G zu gebrauchen an. Als Ziffer bedeutet das lateinische G 400, und mit einem Strich über sich ($\overline{G}$) gar 40,000.

Das gute H ist ein bedauernswürdiger Buchstabe, wel-

*) Quintilian eben daselbst.

cher nun mit Hamlet ausrufen muß: „Sein oder Nichtsein! das iſt nun die Frage;“ indem es ſich bei einigen Völkern beinahe außer Athem hauchen — muß, bei andern aber nicht den leiſeſten Hauch von ſich geben darf. Das arme **H** wird daher an ſich ſelbſt irre, ſo daß es oft ganz außer ſich kommt, wie verloren daſteht und fragt: „Bin ich ein Buchſtabe oder bin ich keiner?“ — O du arme Ophelia des Alphabetes! dein trauriges Schickſal geht mir zu Herzen. Die Töchter der lateiniſchen Sprache behandeln dich mit Geringſchätzung; die deutſchen Schriftſteller ſetzen dich oder laſſen dich weg nach Belieben, und mancher Sprachlehrer ſagt dir keck in's Geſicht: „**H** iſt kein eigentlicher Buchſtabe, ſondern nur ein Hauchlaut, eine Aſpiration.“ — Die alten Lateiner haben dich ſogar mit dem **F** verwechſelt und **hebris** ſtatt **febris** geſchrieben. Unſere neueren Schriftſteller wollen dich ſammt deinem Gatten, dem **P** vernichten, und übertragen euer Geſchäft dem **F**, welches ſich an eurer Stelle breit macht, wie in dem Worte Filoſof u. ſ. w.

Das **I** (J) darf auf ſeine Doppelgeſtalt ſtolz ſein, indem es bald als Selbſtlauter, bald als Mitlauter erſcheint. Die Grammatiker haben ſogar in Virgil's Aeneis denjenigen Vers der Aeneis, nämlich den **127.** im erſten Geſange, herausgehoben, welcher die meiſten **I** hat; er lautet:

Accipiunt inimicum imbrem nimisque fatiscunt.

Das **I** darf ſich auch häufiger als die übrigen Selbſtlauter verdoppeln, ja verdreifachen, und zugleich Selbſt- und Mitlauter ſein, wie in dem Worte **adjicio** u. ſ. w. Es behauptet dabei, wenn es in ſeiner lateiniſchen Geſtalt erſcheint,

einen vielfachen Rang, und kann durch Selbſt-Vervielfältigung als I, die Zahlen eins, zwei, drei und vier darſtellen.

Dem guten K, Gaumlaut, ging es in alter Zeit, wie dem C in der neueren; es wurde von Einigen (wie z. B. vom Quintilian am erwähnten Orte) für überflüſſig erklärt, weil ſchon das C da war, und ſollte daher im Alphabet kein Bürgerrecht erhalten. Dagegen hat es ſich bei uns wieder emporgeſchwungen.

Alten Grammatikern hat es einmal beliebt, die Buchſtaben nicht nur in Selbſt- und Mitlauter, ſondern ſogar in Halb-Selbſtlauter oder fließende Buchſtaben einzutheilen, und unter dieſen letzteren dem L den erſten Platz anzuweiſen. Es wäre kein Wunder, wenn das L deshalb vornehm zu thun angefangen hätte, und zwar um ſo mehr, als es in alter Zeit das N ſo verdrängte, daß man z. B. aus Nympha, Lympha machte; doch muß es ſich gefallen laſſen, von denen, die es nicht gut ausſprechen können, gar mit dem N verwechſelt zu werden. Auch iſt es ſtolz darauf, als lateiniſches L nicht weniger als Fünfzig, und als LL nicht weniger als zwei Pfunde im Gewichte zu bedeuten. Das M (ein Lippenbuchſtabe und der zweite der ſogenannten Halblauter oder fließenden Buchſtaben) bedeutet zwar, lateiniſch geſchrieben, noch mehr, nämlich Tauſend; es mußte ſich aber dafür gefallen laſſen, in den Verſen am Schluße eines Wortes von den nächſtfolgenden, wenn dieſes mit einem Selbſt- oder Doppellaute anfing, ohne weiters verſchlungen zu werden; ja, es mußte ſich vom Quintilian die Grobheit

anthun laſſen, der blöckende oder Rindsbuchſtabe (litera bovina) genannt zu werden.

Das N, den dritten Halblauter oder fließenden Buchſtaben, kann ich nur einer guten Hausfrau vergleichen, vorausgeſetzt, daß es wahr iſt, wenn man behauptet, die beſte Hausfrau ſei diejenige, von der man am wenigſten ſpricht. Ich weiß von dem guten N wirklich nicht einmal wenig, ſondern gar nichts zu ſagen, als daß es in der ſpaniſchen Sprache, mit einem Circumflex bedeckt (ñ), wie nj lautet, z. B. Señor, Se-njor; von dem O aber nichts anderes, als das Wenige, was ich ſchon beim E geſagt habe, und daß es vor den irländiſchen Familiennamen eine adelige Abkunft anzeigt.

Der Lippenbuchſtabe P kann von ſich nichts rühmen, als daß er Wunder thut, indem er zu den ſtummen Buchſtaben gezählt wird, und ſich deſſen ungeachtet ausſpricht.

Das arme Q iſt aber gar übel daran; und es mußte ſich von den Grammatikern die Sottiſe ſagen laſſen, es ſei unter den Buchſtaben — wegen ſeiner gar zu engen Klangverwandtſchaft mit dem C, G und K — das fünfte Rad am Wagen. Gerührt von dem Jammer des Q, ſchloß ſich das mitleidige U demſelben an, um ihm einen mehr eigenthümlichen Klang zu geben, ohne zu bedenken, daß es eigentlich doch überflüſſig bleibt. Die neuere Rechtſchreibung der ſpaniſchen Sprache war ſo grauſam, das Qu ganz auszuſtoßen und die erledigte Stelle dem C zu verleihen. Und ſo wird jetzt nicht mehr qual — welcher, quanto — wie viel, ſondern cual, cuanto ꝛc. geſchrieben. Auch das R,

der vierte der Halblauter oder fließenden Buchſtaben, hatte nicht das günſtigſte Schickſal; es mußte ſich gefallen laſſen, ein Hundsbuchſtabe (litera canina) genannt zu werden, weil der grollende Hund einen ähnlichen Laut äußert *). Nur Dionyſius von Halikarnaß nahm ſich des **R** an, und nannte es den edelſten unter den Halb-Buchſtaben, liquidarum maxime generosam. Das **S** überläßt dem **R** manchmal aus Freundſchaft ſeine Stelle, und ſo kann man im Lateiniſchen z. B. nicht blos **honor**, ſondern auch **honos** ſagen. Dich aber, du armes **S**! dich bedaure ich vor Allen, denn obſchon du in der griechiſchen Geſtalt und Sprache **200** bedeuteſt, ſo verfuhren doch die Grammatiker mit dir ſchmählicher als mit irgend einem Buchſtaben; ja, dieſe Barbaren wollten dich nicht einmal für einen Buchſtaben gelten laſſen, wollten dich ſogar geradezu aus dem Alphabet verbannen! Meſſala behauptete, das **S** ſei kein Buchſtabe, ſondern nur ein Ziſchlaut **). Es erhielt ſogar den Schimpfnamen: „der Schlangenbuchſtabe.“ Virgil bedient ſich in einem Verſe der Aeneis der Wiederholung des **S**, um das Schlangengeziſche auszudrücken. Aeltere römiſche Dichter, wie: Ennius, Plautus und Terentius, ließen es nach Belieben weg, und ſchrieben **contentu** ſtatt **contentus**, **satine**, **vine**, **audine** ſtatt **satisne**, **visne**, **audisne**. Der attiſche

*) „Irritata canis quod **R** quam plurima dicat,“ ſagt Perſius in der erſten Satyre.

**) „Ne literam quidem esse, sed sibilum.“ Lipsius de recta pronunciatione latinae linguae.

Dialect der Griechen ſetzt für das S gewöhnlich ein T. Die Franzoſen ſchreiben das S tauſendmal, ohne daß ſie ſich würdigen, es auszuſprechen. Das heißt doch das gute S zum Narren haben.

Das T muß ſich gefallen laſſen, zweideutig zu erſcheinen, um bald als eigentliches T, wie z. B. im Worte Natur, zu klingen, bald wie ein Z, wie im Worte Natio, oder dem Z zur Stütze zu dienen, wie es im Wort Stütze ſelbſt der Fall iſt, oder ſich in abgeleiteten Wörtern in ein D zu verwandeln, wie z. B. in den Wörtern Mentior und Mendax.

Noch mehr Zweideutigkeit muß ſich das U aufdringen laſſen, welches bald als Selbſtlauter auftreten, bald als V einen Mitlauter vorſtellen muß. Manchmal wurde es genöthigt, bei den Lateinern die Stelle des I oder Y zu vertreten, wie z. B. Optumus, Maxumus ſtatt Optimus, Maximus, oder Sulla ſtatt Sylla. Sie unterſchieden ſogar ein kurzes und ein langes U *), und weil man in dem langen U eine Aehnlichkeit mit dem Geheule des Todtenvogels, der Nachteule fand, nannten ſie das unglückliche U ſogar den Todtenbuchſtaben **).

---

*) „Quidem reprehendunt, quod pluit, luit, dicamus in praeterito et in praesenti tempore. Falluntur, nam est ac putant, aliter, quod in praeterito V dicimus longum, pluit, luit in praesenti breve," — ſagt Varro de latina lingua.

**) „Ferale sonans V," ſagt Auſonius.

Nicht viel glimpflicher behandelten die ſtrengen Grammatiker das **W**, den ſanfteſten und weicheſten unter den Blaſelauten, dem ſie geradezu in's Geſicht ſagten, es ſei erſt lange nach dem eiſernen Zeitalter der lateiniſchen Sprache erfunden worden, mithin von barbariſcher Abkunft. Italiener, Spanier, Franzoſen ꝛc. haben dem armen **W** daher die Aufnahme in das Alphabet verweigert; wären nicht die Deutſchen, die Engländer, Holländer ꝛc., ſo wäre der unglückliche Buchſtabe ſchon längſt mauſetodt.

Das **Cs** und **Gs** verſchworen ſich bei den Lateinern gegen das **X**, ſo daß es ſich erſt ſpät in das Alphabet einſchleichen konnte. Ein gewiſſer Nigidius Figulus trieb ſeinen Eigenſinn und ſeinen Haß gegen das **X** ſo weit, daß er ſich in allen ſeinen Schriften dieſes geächteten Buchſtabens nicht ein einziges Mal bediente. Dies erzählt uns Quintilian im **4.** Buche ſeiner Rhetorik, und im **5.** nennt er das **X** gar den letzten der lateiniſchen Buchſtaben. Cicero behauptet, das zierliche Latein dulde kein **X** *). Lipſius nennt es den Kreuzbuchſtaben, **literam cruciarium**, **X**, wegen ſeiner, den alten Kreuzen ähnlichen Geſtalt. Die Spanier dulden es, ſeit der im Jahre **1815** allgemein angenommenen neuen Rechtſchreibung, nur in den Wörtern, in welchen es, wie in der griechiſchen, der lateiniſchen und den andern neueren Sprachen, den Laut von **cs** hat, in allen übrigen muß es dem **j**, **g** oder **s** weichen. Als Ziffer-Surrogat zeigt es die römiſche Zahl Zehn an.

---

*) **De Oratore, cap. 45.**

Das Y brüſtet ſich mit ſeiner vornehmen Abkunft. Zwei Väter ſtreiten ſich um das alphabetiſche Kindlein. Einige nennen den Griechen Palamedes als Erfinder dieſes Buchſtabens, Andere gar den weiſen Pythagoras. Die Erſteren erzählen, Palamedes habe das griechiſche Y dem Zuge der Kraniche nachgebildet, welche bei ihren Wanderungen dieſe Form bilden. Diejenigen, welche die Erfindung dieſes Selbſtlauters dem Pythagoras zuſchreiben, nennen denſelben daher auch den pythagoräiſchen Buchſtaben, und machen ihn zum Sinnbilde des Scheideweges der menſchlichen Lebensbahn, mit welcher er, wie ſie behaupten, Aehnlichkeit zeige, wenn der Menſch, nach erreichtem Jünglingsalter, an jene Stelle kommt, wo der Weg ſich in zwei Theile ſondert, und dann ſtehen bleibt, ungewiß, welche der beiden Straßen er betreten ſoll *). Die Pythagoräer bezeichneten damit auch die heilige Drei. Die Neueren nennen es ganz reſpektwidrig den Drudenfuß. Das Y vertritt manchmal ein doppeltes J, wie z. B. in den ſpaniſchen Wörtern los reyes — die Könige, el rajo — der Blitz, wo es wie ij ausgeſprochen wird.

Den alphabetiſchen Triumphzug der menſchlichen Sprache ſchließt der Buchſtabe Z, von Geburt ein Grieche, und ſchon durch ſeine Würde als Beſchließer keine unbedeutende Perſon, welche zugleich beweist, wie verſchieden die menſchlichen Anſichten ſind. So z. B. behaupten Quintilian, Dionyſius von Halikarnaß und Lipſius: Y und Z ſeien

*) Lactantius 6, 3.

in ihrem Klange die lieblichſten Buchſtaben des griechiſchen Alphabetes; dagegen hielten andere Grammatiker das Z für einen unglücklichen Buchſtaben im Ziehen der Loſe, und der Römer Appius Claudius *) ſoll einen ungeheuren Abſcheu gegen das Z blos deshalb gehegt haben, weil deſſen Klang ihm viele Aehnlichkeit mit dem Laut eines Sterbenden zu haben ſchien, der vor Todesangſt mit den Zähnen knirſcht.

Und ſo erhält dieſer Aufſatz mit dieſem Schlußſtein des Alphabetes auch ſeinen Schluß, nachdem wir gewiſſermaßen dem Kaiſer Geta nachgeahmt haben, der ein großes Gaſtmahl gab, bei welchem die Speiſen nach der Ordnung ihrer Anfangsbuchſtaben aufgetragen wurden.

Der Streit der Ziffern und Zahlen.

Ein Traum.

Die Nacht lud uns Menſchenkinder zur Ruhe ein. Ich folgte der Einladung und ging zu Bette; aber der Schlaf, welchen die dunkle Göttin mir verheißen hatte, ließ mich ſo lange warten, daß ich auf Mittel dachte, ihn durch Gewalt oder Liſt herbeizuführen. Unter den vielen Mitteln, welche mein Gedächtniß die Muſterung paſſiren ließ, dachte ich auch an Jean Paul's Kunſt einzuſchlafen, und zwar zu-

*) So erzählt Capella in Nupt. Philos. et Merc.

erſt an den Handgriff des Zählens, wo der große Humoriſt dem Schlafloſen anräth, daß er im Kopfe die Ziffer, welche Schläfer ſchon fertig ausgeſchrieben, anſchauen, ſelber erſt groß und langſam hinſchreibe, auf was er will, z. B. auf eine Thurmuhr oder auf den Schnee, aber ja recht lang und dick, wobei die unendlich einförmige Langſamkeit der Operation eine äußerſt einſchläfernde Wirkung hervorbringt. Ich verſuchte das Mittel, und ſchrieb im Gedanken mehrere Ziffern. Die drei letzten, welche ich koloſſal neben einander ſchrieb, bildeten zufällig die Zahl 365, nämlich die Summe der Tage eines Jahres, welches kein Schaltjahr iſt. Endlich zeigte ſich die Wirkung des Mittels. Es mochte ungefähr eine Viertelſtunde verfloſſen ſein, als ich ſchon eingeſchlafen war, und die Ziffern von eins bis neun, nebſt der beſcheidenen Nulle, im Traume rieſengroß vor mir ſtanden. Die leere Nulle fing an, wie auch leere Menſchen es zu thun pflegen, ſich aufzublähen, und erklärte, ſie habe mir etwas vorzutragen im Namen der neun Ziffern, die über ihren Werth und Rang in Zwiſt gerathen ſeien, und beſchloſſen hätten, mich zum Schiedsrichter zu wählen. Ich erklärte mich bereitwillig, dieſes etwas ſchwierige Amt zu übernehmen. Hierauf erwiederte die Nulle, jede der Ziffern wolle ihre Sache in Betreff des Werthes und Vorranges ſelbſt führen; ihr bleibe daher nichts übrig, als eine Lobrede auf die Wichtigkeit der Ziffern und Zahlen überhaupt zu halten, da es nun einmal ſchon ihr trauriges Loos ſei, bald als ein Nichts en bagatelle behandelt zu werden, bald als dienſtbarer Geiſt ſich gebrauchen zu laſſen,

um den Werth der einzelnen Zahlen auf das Höchste zu steigern. Die arme gute Nulle, Nichts und Alles zugleich, seufzte herzbrechend und begann:

„Wer sich der Zahlen blos zum Zählen des Geldes oder der Stunden bedient, dem mögen sie wohl als etwas Profanes erscheinen; nur derjenige, der ihre Anwendung zu höheren Combinationen kennt, versteht auch ihre tiefere Bedeutung und, so zu sagen, ihre Mystik oder den geheimnißvollen Sinn, in welchen schon die Weisen der Vorwelt, insbesondere die Platoniker, sie genommen haben. Nach dem Livius *), wie Ihnen, Herr Kuffner, bekannt sein wird, gilt die Göttin der Weisheit als Erfinderin der Zahlen, deren jede ihren eigenen Charakter, ihre eigenen Bedeutungen und Geheimnisse hat. Das Alterthum gab jeder ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden; denn es hielt die ungerade Zahl für besser und vollkommener als die gerade, weil diese eine Theilung zuläßt, und die gleichen Theile derselben immer mit einander im Streite sind, die ungerade aber sich nicht ganz gleich abtheilen läßt, daher bei der Theilung immer etwas Gemeinschaftliches übrig bleibt. Die gerade Zahl, sagten sie, sei mangelhaft, unvollkommen und unbestimmt. Theilt man die Zahlen in ihre Einheiten, so läßt die gerade Zahl in ihrer Mitte einen leeren Raum, bei der ungeraden bleibt aber der mittlere Raum jedesmal voll. Die Pythagoräer nannten die ungeraden Zahlen männliche, die geraden weibliche. An Tagen von gerader Zahl wurde kein Ge-

*) Im 3. Kapitel des 7. Buches.

ſchäft angefangen, keine Reiſe angetreten. Alte Philoſophen behaupteten ſogar, die Zeit überhaupt ſei eine Art von Zahl. Wir erſchienen zuerſt ohne Geſtalt, ohne ein ſichtbares Zeichen; die erſten Menſchen zählten an den Fingern, und dieſe Art des Zählens iſt noch jetzt bei manchen Menſchen und Völkern üblich; man pflegt auch von Allem, was ganz klar iſt, zu ſagen, es laſſe ſich an den Fingern herzählen. Die Römer gaben uns Buchſtaben zum Kleide. Der Buchſtabe I repräſentirte die Zahl Eins; die wiederholte Nebeneinanderſtellung des I bedeutete Zwei, Drei und Vier. Der Buchſtabe V machte die Zahl Fünf ſichtbar, der Buchſtabe C, als Anfangsbuchſtabe des Wortes Centum, d. i. hundert, die Zahl Einhundert. Späterhin wurde der Buchſtabe D zum Zeichen von Fünfhundert, M von Eintauſend beſtimmt. Die Buchſtaben-Ziffergeſtalt von geringerem Werthe vor einer von höherem deutete an, daß man eben ſo viel von der größeren abziehen müſſe; ſo z. B. bedeutet IV Fünf weniger Eins, d. i. Vier; IX Zehn weniger Eins, d. i. Neun. Ich muß aber bemerken, daß man auf alten Denkmälern dieſe Stellungen nicht findet; ſie gehören ſchon einer neueren Zeit an. Ich arme Null ging aber dabei, weil ich leer bin, auch leer aus, und man dachte nicht daran, mich, die gewiſſermaßen als nichts betrachtet wurde, in einem ſichtbaren Zeichen darzuſtellen, obſchon ſo manches Nichts in der Welt oft großen Lärm macht und viel Aufſehen erregt."

„Endlich erhielten die Zahlen ihre eigenen Zeichen, und mir ward die Ehre zu Theil, auch eines zu erhalten.

Das edle Volk, welches uns zuerſt die gebührende Ehre erzeigte, waren die Indier, denen die weiſen Braminen die Ziffergeſtalten **1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9** und die **0** gaben. Von den Indiern kamen ſie zu den Arabern, und Perſern und andern Völkern des Morgenlandes, dann erſt durch Reiſende nach Europa. Die Spanier behaupten, ſie durch die Mauren erhalten zu haben. Im Jahre **1240** wurden ſie daſelbſt bei den aſtronomiſchen Tafeln gebraucht, welche Alfonſo der Zehnte machen ließ. Nach Deutſchland kamen ſie erſt im vierzehnten Jahrhundert. Zu bedauern iſt nur, daß unſere orientaliſchen Geſtalten leichter zu verfälſchen ſind, als die römiſchen, ſo z. B. iſt das Zeichen **2** leichter in ein **8** verwandelt, als das **II** in ein **VIII**. Stehen unglücklicher Weiſe hinter der **2** noch fünf Nullen, ſo ergibt ſich zwiſchen **200000** und **800000** eine ungeheure Differenz. — **Dixi**; und ſomit trete ich nichts und vielſagende Nulle nun ab."

Die gelehrte Null ſchwieg, und ſogleich nahm, feierlich vortetend die Ziffer **1** das Wort: „Der Anfang der Zahlen iſt göttlich, denn er iſt die Einheit, der weiße Lichtſtrahl, der ſich prismatiſch in die ſieben Farben bricht, ohne deshalb getheilt oder getrennt zu werden, denn die Einheit iſt untheilbar, nur die Vielheit wird theilbar. Daher liegt in Allem, was Eins iſt, die höchſte Kraft. Der weiſe Zoroaſter nannte die Einheit den Vater der Zahlen, die Zwei die Mutter. Die Pythagoräer haben die Einheit Phöbus-Apollo genannt; denn die Einheit bringt Licht in Alles; ſie gibt Allem Geſtalt und Vollendung, und iſt

das ſchöne Ziel aller Geiſtigkeit. Die Einheit deutet auf die wirkende und bildende Urſache, welche das denkende Weſen oder Gott iſt. Nach den Platonikern iſt die Einheit dreieckig, alſo das erhabene Sinnbild der Dreieinigkeit."

„Die Einheit tritt nie aus ihren Grenzen; ſie bleibt immer und unverändert die Eins, wogegen die Zwei ſchon der unbegrenzte Anfang der Verſchiedenheit iſt, indem ſie durch Verdopplung aus ſich ſelbſt heraustritt, und ſich zur Vielheit wendet. Die Einheit enthält in ſich Alles, ſo wie die Verſchmelzung von Tönen den Einklang, die Verſchmelzungen von Geſinnungen und Empfindungen die Eintracht bildet. Die meiſten Ideen, zu deren Ausdruck die deutſche Sprache ihre Worte von der Einheit ableitet, haben den Charakter von Größe, Schönheit oder Freudigkeit, wie z. B. die „Einigkeit;" — „einzig in ſeiner Art;" — das Wort „einfach" mit den Nebenbegriffen des Leichtfaßlichen und Klaren; — „einſtimmig" — „einhellig" — „einmüthig."

Eins ſchwieg; die Zwei begann barſch und heftig: „Das Gegentheil der ſich als friedlich, in ſich ſelbſt vollendet und untheilbar rühmenden Einheit, und die erſte gerade Zahl iſt die Zwei, von den Pythagoräern Dyas, Krieg und Streit, genannt, und wirklich nicht mit Unrecht, denn bei Zweien beginnt das Entzweien, welches dann mit der Vielheit in's Unzählige übergeht. So wie daher die Einheit in den mit ihr verbundenen Worten größtentheils auf Friede und Freude deutet, eben ſo zeigt die Zwei in den meiſten Worten, denen ſie ſich zugeſellt, Streit, Zwiſt und

Gefahr, wie z. B. in den Worten: Zwietracht, Zwiespalt, Zwielicht, Zweikampf, Zweideutigkeit, zweizüngig, zweiköpfig, zweiſchneidig ꝛc. Die Zwei galt den alten Philoſophen als der Urſtoff aller Ungeſtaltheit und Unordnung; ich will aber nicht hoffen, daß ſie dabei an irgend eine eheliche Verbindung gedacht haben."

Ernſt und feierlich begann die Drei: „Welche Zahl kann für ſich ſo Vieles und Großes anführen? — Ihr findet die Drei, wohin ihr blickt. Alle Völker verbinden mit ihr die Idee des Heiligen und Erhabenen, und die ganze Erde ſtellt ſich uns in drei Reichen der Natur dar, als Thier-, Pflanzen- und Mineralreich. So wie Zwei die erſte gerade Zahl, ſo iſt Drei die erſte ungerade, aber auch die erſte vollkommene Zahl, weil ſie Anfang, Mitte und Ende hat. Durch drei Linien entſteht zuerſt ein geſchloſſener Raum; ſie bilden alſo eine Einheit, daher die Dreieinigkeit und das Dreieck ein Sinnbild der Einheit iſt. Die Pythagoräer nannten die Drei die Gerechtigkeit, indem das Unrechtthun und das Unrechtleiden vom Überfluß und vom Mangel herrühre, das Gleiche und Gerechte aber zwiſchen Beiden in der Mitte ſtehe; das gleichſeitige Dreieck aber nannten ſie die aus Jupiters Scheitel geborne Minerva, Tritogenia, weil es durch drei, von drei Winkeln ausgehende Perpendikel gebildet wird. Nach Plato beſteht das erhabene Weſen der Gottheit aus dem Geiſte, der Materie und dem, was von Beiden abſtammt. Den Geiſt nennt er die Idee, das Urbild, den Vater; die Materie: Mutter, Amme und Raum; das

von Beiden Abſtammende, das Erzeugte, die Geburt. Einheit, Verſtand und Seele oder: das Gute, das Wort und die Weltſeele, bilden Plato's göttliche Trias. Ihm gilt das Dreieck auch als Sinnbild des Eheſtandes, ſo daß die Grundlinie das Weib, die auf der Grundlinie ſenkrecht ſtehende Linie den Mann, und die zwiſchen den Enden dieſer Beiden ruhende das Kind vorſtellt. Die Egypter dachten ſich das Weltall unter dem Bilde des ſchönſten Dreiecks. Der griechiſche Mythos nennt drei Richter der Unterwelt, drei Parzen, drei Furien, drei Harpyen und drei Grazien. Die alten Celten hatten drei Nornen als Göttinnen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Die Indier haben drei Hauptgötter: Brama, Wiſchnu und Siwa. Die orakelgebende Pythia ſaß auf einem Dreifuß; Neptun führt einen Dreizack. Am Firmament glänzt ein Dreigeſtirn. Der chineſiſche Weiſe Lilaolium, ein Zeitgenoſſe des Confucius, ſagte: „Das Geſetz oder die Vernunft brachte Eins hervor; Eins brachte Zwei, Zwei brachte Drei, Drei brachte alle Dinge hervor. Umſonſt befragſt du deine Sinne über dieſe Drei, nur die Vernunft kann dir davon ſagen, und ſie wird dir ſagen, daß ſie nur Eins ausmachen, über welches kein Licht iſt, unter welchem keine Finſterniß.“ Die Hauptgottheiten der Egypter: Iſis, Oſiris und Orus, ſcheinen auf das Geheimniß der Dreieinigkeit zu deuten. Die drei Söhne des griechiſchen Chronos und des römiſchen Saturnus: Zeus oder Jupiter, Poſeidon oder Neptunus, Aïdes oder Pluto, beherrſchen die Erde, das Waſſer und die Unterwelt. Auch in der nördlichen Tatarei wird die Zahl

drei geehrt. Der Dalai Lama in Thibet gibt dem Volke Münzen mit dem Bilde einer dreifachen Gottheit. Die Amerikaner haben die Sonne in drei Bildern verehrt: Apomti (Vaterſonne), Churunti (Sohnſonne), Inteaquaogui (Bruderſonne). Ein Stern des Himmels leitete die drei Weiſen und frommen Könige des Morgenlandes. Der Chriſt empfängt die Taufe im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, das erhabenſte Zeichen auf Stirne, Mund und Bruſt."

Mit dem Lächeln eitler Selbſtzufriedenheit trat die Vier hervor, und ſprach:

„Die alten Philoſophen erhoben die Vier über alle andern Zahlen, und behaupteten, daß durch das Verhältniß derſelben jeder dichte Körper ſeine Vollendung erhalte.*) In der Zehn iſt, nach dem Ausſpruche des Pythagoras, die Natur der Zahl ganz begriffen. Die Kraft der Zehn aber liegt wieder in der Vier, die ſich aus den vier erſten Zahlen zuſammenſetzen läßt, wenn man nämlich eins nimmt, dann zwei, drei und vier hinzuſetzt, ſo erhält man zehn. Es liegen folglich alle Zahlen der Einheit nach, in der Zehn, der Kraft nach aber, in der Vier. Die Pythagoräer ſchworen deshalb bei der Vier (Tetraktys), als der Quelle der nimmer verſiegenden Natur, ihren größten und heiligſten Eid. Das Viereck legten ſie den vier Göttinnen Rhea, Venus, Ceres und Veſta, bei. Auch unſere Seele, ſagt Pythagoras,

*) Plutarch in der Abhandlung über die Inſchrift im Tempel zu Delphi.

beſteht aus der Vier, Verſtand, Wiſſenſchaft, Meinung und Empfindung, woraus alle Künſte und Wiſſenſchaften entſtehen. Bei den Griechen war die Vier dem Merkur geweiht, dem man in Athen am vierten Tage jedes Monats zu opfern pflegte. Die Vierfürſten (Tetrarchen) in Judäa ſind bekannt; jeder derſelben beherrſchte ein Viertel des Landes. Der Römer Antonius ernannte den berüchtigten Herodes zum Vierfürſten in Judäa, und ſein Bruder Pheroras erhielt eine Tetrarchie vom Auguſtus. Das Viereck, dieſe wichtige mathematiſche Figur, geſtaltet ſich in fünffacher Weiſe: als Quadrat erſcheint es rechtwinkelig und gleichſeitig, als Oblongum oder Rectangulum rechtwinkelig und ungleichſeitig, als Rhombus oder Raute ſchiefwinkelig mit parallelen gleichen Seiten, als Trapezium oder Trapezoides als unregelmäßiges Viereck. Der Elemente, aus welchen die Welt mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit hervorging, waren von jeher vier, bis endlich die neuere Chemie ſie nicht mehr gelten ließ, weil ſie den Namen Element nur jenen einfachen Stoffen zuerkennen wollte, welche die bisherige Kunſt nicht weiter in Beſtandtheile zerlegen kann. Statt der vier abgedankten alten Elemente wurden nun über fünfzig neue Stoffe zum Rang eigentlicher Elemente erhoben. In der neueſten Zeit hat aber die Naturwiſſenſchaft die unglücklichen vier alten Elemente in ihre alten Rechte eingeſetzt, indem man erkannte, daß die Chemiker, im neueren Sinne genommen, nicht Feuer, Luft, Erde und Waſſer, ſondern nur jene Stoffe Elemente nennen, welche bisher durch die chemiſche Procedur nicht

weiter zerlegbar ſind; wogegen aber die alten Phyſiker gleichfalls recht hatten, wenn ſie nicht die unzerlegbaren, einfachſten Stoffe, ſondern die einfachſten und allgemeinſten Stoffe welche die Natur hervorgebracht hat, und woraus alles Mannigfaltige durch Entwicklung hervorgeht: Feuer, Luft, Waſſer und Erde— Elemente nannten, weil ſie fanden, daß zum Beiſpiel kein Theil des Waſſers vom andern verſchieden iſt, daß der kleinſte Dunſttheil noch eben ſolches Waſſer iſt, als die größte Waſſermaſſe u. ſ. w. Und ſo hat denn insbeſondere Oken die Ehre der verunglimpften vier alten Elemente gerettet, indem er darthat, ein eigentliches oder Ur-Element ſei dasjenige, welches die allgemeine Grundlage, die erſte Quelle, und gleichſam die Mutter aller andern Elemente oder unzerlegbaren Stoffe iſt. Und ſo hat denn nun das Feuer die Freude der Anerkennung erlebt, daß man es als eine Einheit von Licht und Wärme gelten läßt, welche die Urſache aller Bewegung und Thätigkeit, das heißt, alles Lebens in der Natur ſind, im ganzen Weltraum verbreitet, als das erſte Organ der Schöpfungskraft, gleichſam das himmliſche Ur- und Weltelement, der Geiſt, der die drei irdiſchen Elemente: Erde, Waſſer und Luft, in Bewegung und Wirkſamkeit ſetzt. Die Luft iſt das Medium, durch welches die Sonne, als Centralfeuer unſers Planetenſyſtems, der Erde und dem Waſſer Licht und Wärme, alſo Leben ſendet. Die Luft umgibt unſere Planeten und durchdringt Alles. Das Waſſer, welches vor Jahrtauſenden die ganze Erde umgab, und noch jetzt mehr als die Hälfte derſelben umgibt, iſt auflöſend, und demnach die Nährmutter des Erd-Elementes.

Und ſo erfreuen ſich denn nun die vier phyſiſchen Ur-Elemente, Feuer, Luft, Waſſer und Erde, der Ehre, alle chemiſchen Elemente oder Grundſtoffe in ſich zu enthalten. Eben ſo gewaltig, wie im Schöpfungswerk, zeigt ſich die Zahl Vier auch in der Natur und im Menſchen. Wir finden ſie in den vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer Herbſt und Winter, deren Bild im Kleinen die vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Abend und Nacht ſind, ſo wie jene und dieſe im menſchlichen Lebensalter wieder erſcheinen. Die vier körperlich-geiſtigen Beſchaffenheits-Arten, die ſogenannten vier Temperamente, das heißblütige, heftige, kräftige choleriſche, das kaltblütige ruhige, behagliche phlegmatiſche, das leichtblütige, bewegliche, genußluſtige ſanguiniſche, und das ſchwerblütige, beharrliche, trübſinnig-ernſte melancholiche, — ſie tragen viel bei, das Leben dem Menſchen und durch ihn ſeinem Mitmenſchen, leicht oder ſchwer zu machen, zu verſüßen oder zu verbittern. Die vier Elemente ſind die Beſtandtheile des menſchlichen Körpers, die vier Jahreszeiten ſein Wohnhaus, die vier Tageszeiten die Lebensalter, die vier Temperamente die Hausherren. Blickt der Menſch nachdenkend um ſich, ſo verkündet ihm auch jede der vier Weltgegenden ſeinen Lebenslauf. In dem prächtigen Sonnenaufgang (Oſt) ſieht er Jugendkraft, Freude und Hoffnung; im ſchwülen Mittag (Süd) die Glut der Leidenſchaft, die Schwüle und den Schweiß der Lebensmühe; im Sonnenuntergang (Weſt) die Ruhe nach Stürmen, den kühlen Lebensabend und die Ruhe nach vollbrachtem Tagewerke; und

in Mitternacht (Nord) das Erlöſchen des Irdiſchen und die Erholung zu einem neuen ſchönen Wiederaufleben. Iſt der Menſch endlich bis an den Rand des Lebens vorgeſchritten, ſo begegnen ihm endlich noch die gewichtigen vier letzten Dinge: Der Tod, das jüngſte Gericht, Himmel und Hölle, Dinge, vor welchen ſelbſt das Größte, was er hier erlebt hat, in eine Nulle, in ein Nichts verſchwindet."

Mit erhabenem Stolze trat jetzt die Fünf hervor, und ſprach:

„Ich bin diejenige Zahl, auf welche, wie die weiſen Pythagoräer gelehrt haben, in der ganzen Natur am meiſten ankommt, daher auch die Griechen nach mir das Zählen πεμπαζειν, πεμπαζθαι nannten. *) Ich bin das Kind der erſten geraden oder weiblichen Zahl Zwei, und der erſten ungeraden oder männlichen Zahl Drei; daher werde ich auch die Ehe genannt. Dabei habe ich auch den Vorzug aller ungeraden Zahlen. Keine gerade gibt, wenn ſie zu einer andern geraden addirt wird, eine ungerade, die ungerade Zahl aber, verbunden mit einer andern ungeraden, gibt eine gerade Zahl. Durch Multiplication mit ſich ſelbſt kehrt die Fünf gleichſam in ſich zurück, erhält ſich, erzeugt nichts Unvollkommenes oder Fremdes, ſondern ſie hat ihre beſtimmten Veränderungen, weil ſie entweder die Zehn, Fünfzehn u. ſ. w., das heißt, immer entweder etwas Vollkommenes oder etwas Eigenes hervorbringt. Alle andern Zahlen geben, wenn ſie multiplicirt werden, ſolche Theile, die

*) Von πεμπε, oder nach der doriſchen Mundart πεντε, fünf.

von ihnen ganz verſchieden ſind; die Fünf aber, mit geraden Zahlen multiplicirt, gibt ſtets die vollkommenen Zehn, oder ſie bringt ſich ſelbſt hervor. Der Anfang einer jeden Zahl iſt die Einheit, das erſte Viereck die Vier; aus dieſen beiden entſteht, wie aus Form und Materie, die Fünf. Die alten Philoſophen haben fünf Klaſſen lebendiger Weſen angenommen: Götter, Dämonen, Heroen, Menſchen und unvernünftige Thiere. Plato *) nahm fünf Principien als die vorzüglichſten an: das Exiſtirende, das Gleiche, das Verſchiedene, die Bewegung und das Stillſtehen."

„Fünf iſt die Zahl der Finger, welche die Hand des Menſchen bilden. Wie viel Gutes und Böſes, Schönes und Häßliches geſtalten dieſe fünf Finger, z. B. in der Mechanik, in der Malerei, Inſtrumental-Muſik u. ſ. w. Und was wären die armen Schriftſteller und Handwerksleute ohne Finger? In den Fingerſpitzen liegt das feinſte Betaſtungsvermögen, und dem unglücklichen Blinden müſſen ſie ſogar die fehlende Sehkraft erſetzen. Fünf iſt auch die Zahl der Sinne, mit welchen der Menſch die ganze Außenwelt und ihre Eindrücke aufnimmt, wodurch er Ideen, Kenntniſſe und Erfahrungen ſammelt. Fünf Welttheile geben ihm die Erlaubniß, in ihnen zu hauſen und herumzuſpaziren. Und ſo kommt auf jeden Sinn und auf jeden Finger einer Hand auch ein Welttheil. Will man das Vortrefflichſte oder das Vollkommenſte in ſeiner Art ausdrücken

*) Im Sophiſten.

ſo ſagt man, es ſei die Quinteſſenz von dieſem oder jenem, z. B. die Quinteſſenz der Schönheit, die Quinteſſenz von einem Spitzbuben."

Die Fünf trat ſtolz und mit einem ironiſchen Lächeln zurück; die Sechs drängte ſich vor, ſprechend:

„Die Drei rühmt ſich die erſte vollkommene Zahl zu ſein, weil ſie Anfang, Mitte und Ende hat; eben dasſelbe kann ich noch mehr von mir in doppelter Kraft rühmen; auch bin ich, ſo wie jene, in allen meinen Theilen gleich, und habe noch den Vorzug, daß ich aus dem Anfange der Zahlen (der Einheit), aus der erſten geraden (der Zwei), und aus der erſten ungeraden Zahl (der Drei) zuſammengeſetzt bin. Wird die Sechs mit der Vier vervielfältigt, ſo entſteht dadurch der erſte vollkommene Kubus, nämlich die Zahl vierundzwanzig. Wer mich nicht lieben will, der fürchte mich! Die Pythagoräer legten dem mächtigen und gefürchteten Gotte der Egypter, dem Typhon, das Sechseck bei. Und dennoch erſcheine ich den Sterblichen im Würfelſpiel als der erſehnte höchſte Glückswurf."

„Aber ferne ſei es mir, mit ſo nichtigen Kleinigkeiten zu prahlen! Es genügt mir, eitles Wortgepränge verſchmähend, nur das Eine zu ſagen: In ſechs Tagen ſchuf Gott die Welt!" — Und ich (fiel die Sieben ein) kann mit Stolz und Freude hinzufügen: Der ſiebente Tag war der Tag der Ruhe, das allgemeine Feſt der Schöpfung, noch jetzt der Tag der Feier und der Freude. Ich vermag aber noch ſo Manches anzuführen, was für meine Würde ſpricht und zu meiner Verherrlichung dient, welche ſchon

der weiſe Plutarch ſo anerkannte, daß er ſagte, die dem Apollo geweihte Sieben würde mehr als einen Tag erfordern, um alle Kräfte derſelben anzuführen *). Die Lebensregeln der ſieben Weiſen Griechenlands erſchollen durch Jahrhunderte. Die durch ungeheure Größe, Dauer und Schönheit ausgezeichneten Kunſt-Denkmähler des Alterthums: die egyptiſchen Pyramiden, die Mauern und die hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, der Tempel der Diana zu Epheſus, die Bildſäule des olympiſchen Jupiter, das Mauſoleum **), und der Koloß zu Rhodus — ſie ſtrahlen als die ſieben Wunder der Welt."

„Alle Völker verbinden mit der Zahl ſieben die Idee des Feierlichen und Heiligen. In der Stiftshütte ſtand der große Leuchter mit ſieben Lampen. In der Offenbarung Johannis ſteht der Gottmenſch zwiſchen ſieben Leuchtern, und ſieben Geiſter ſind vor ſeinem Stuhl. Der Prophet Iſaias ſpricht von einem ſiebenfältigen Geiſte, der auf dem Meſſias ruhen werde. Die ſieben fruchtbaren und die ſieben Mißjahre im alten Egypten ſind bekannt. Das Siebengeſtirn, eines der vorzüglichſten des ſüdlichen Himmels, ſtellte bei den Morgenländern die Arche Noah's vor. Der helle Stern am Steuer deutete auf göttliche Führung ***)."

---

*) In der Abhandlung über die Inſchrift im Tempel zu Delphi.

**) Das Grabmahl, welches Artemiſia ihrem Gemahle Mauſolus erbauen ließ.

***) Stolberg's Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, 1. Band.

„Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind *).“ Die Herrlichkeit eines ſolchen Wunders wird gewiß jede Seele, welcher echte Frömmigkeit innewohnt, in der Geſchichte der Siebenſchläfer erbauen. Sie bilde den Schluß meiner Rede!“

„Als Kaiſer Decius die Chriſten verfolgte, verbargen ſich ſieben edle Jünglinge aus Epheſus in einer geräumigen Höhle eines nahe gelegenen Gebirges. Decius, welcher dies erfuhr, ſprach über ſie das Todesurtheil, und ließ den Eingang mit Steinen vermauern. Die Jünglinge fielen ſogleich in einen tiefen Schlaf, welcher einhundert ſieben und achtzig Jahre währte, ohne Vernichtung oder Verminderung der ruhenden Lebenskraft. Nach Verlauf dieſer Zeit nahmen die Sklaven eines gewiſſen Adolius, welcher Eigenthümer des Berges geworden war, die Steine weg, um ſie zum Baue eines Landhauſes zu verwenden. Die Sonnenſtrahlen fielen in die Höhle, plötzlich erwachten die Siebenſchläfer, aus einem — wie ſie glaubten — Schlummer weniger Stunden. Vom Hunger getrieben, ging Jamblichus, Einer der Sieben, in die nahe Stadt, um heimlich und unerkannt für ſich und ſeine Gefährten Brot zu kaufen. Epheſus ſchien ihm ganz fremd; er konnte ſich kaum in den Straßen zurecht finden. Mehr als Alles ſetzte ihn aber die Erſcheinung eines großen Kreuzes über dem Hauptthore der Stadt in Erſtaunen. Der Bäcker, dem

*) Göthe.

Jamblichus eine alte Münze aus dem Zeitalter des Decius gab, gerieth ſowohl über dieſe als über die ſonderbare Tracht des Käufers in Verwunderung, und führte denſelben, in der Vermuthung, er habe einen Schatz gefunden, vor den Richter. Durch das Verhör kam die wunderbare Begebenheit ans Licht. Das Volk von Epheſus, die Obrigkeiten, der Biſchof und ſelbſt der Kaiſer Theodoſius eilten nach der Höhle der Siebenſchläfer, welche nach erhaltenem Segen in dem Augenblicke, da ſie die Erzählung ihrer Geſchichte geendigt hatten, ſanft entſchlummerten."

Die Sieben ſchwieg. Beſcheiden und ſchüchtern trat die Acht mit der Neun vor.

Die Acht ſprach:

„Acht heiße ich, und ach! rufe ich; denn es wäre mir lieber, wenn ich gar nichts ſprechen dürfte, indem ich nichts anderes zu ſagen weiß, als etwas, das ich nicht verſtehe, und was auch wahrſcheinlich wenig oder nichts bedeutet. Da dieſes aber, wie ich höre, bei Herren und Damen nichts Seltenes iſt, ſo will ich denn in Kürze nur ſo viel ſagen, daß die Acht, wie einige mathematiſche Philoſophen des Alterthums behauptet haben, der erſte Würfel von der geraden Zwei iſt, und die Frau, gleich einem Würfel, beſtändig, eingezogen und nicht leicht zu bewegen ſein ſoll. Da mir Unwiſſenden der tiefe Sinn dieſes Unſinns ein Räthſel iſt, ſo ſchließe ich mit dem unbedeutenden Beiſatze, daß bei den Römern den Mädchen der Name am achten Tage, den Knaben aber am neunten gegeben wurde. Iſt's nicht wahr? Rede du, Nummer neun!" —

„Wahr!“ ſagte die Neun.“ „Eben ſo wahr iſt es auch, daß, wie die Sieben dem Muſenführer, eben ſo die Neun den Muſen geweiht iſt. Die alten Delphier haben nicht mehr als drei Muſen gekannt, welchen ſie die Namen Nete, Meſe und Hypate gaben *). Auch Otus Ephialtes, die Söhne eines gewiſſen Aloeus, verehrten zuerſt auf dem Berge Helikon nur drei Muſen, welchen ſie unter dem Namen Melete (Fleiß, Übung), Mneme (Gedächtniß), und Aoide (Geſang), göttliche Ehre erzeigten **). Die Alten fanden, daß alle Künſte und Wiſſenſchaften ſich auf drei Hauptgattungen: Philoſophie, Rhetorik und Mathematik zurückführen laſſen; dieſe betrachteten ſie als Geſchenke und Wohlthaten dreier Gottheiten, und nahmen deshalb drei Muſen an. Als aber Künſte und Wiſſenſchaften ſich immer mehr entwickelten und ausbildeten, fand man, daß jede der drei Hauptgattungen wieder drei beſondere Arten enthielt, nämlich, daß in der Mathematik die Muſik, die Arithmetik und die Geometrie; in der Philoſophie die Logik, die Moral und die Phyſik; in der Rhetorik die dreierlei Arten des Vortrages bei Lobreden, Berathungen und Rechtsſtreiten, enthalten ſeien. Weil ſie nun glaubten, daß keine Wiſſenſchaft ohne den Schutz einer Gottheit bleiben dürfe, (Homer ſagt: „Es bedürfen ja al-

*) Das heißt: die untere, mittlere und obere Saite der Lyra.

**) Plutarch in den Tiſchreden, 14. Frage des 9. Buches. — Pauſanias im 29. Kapitel des 9. Buches.

le Menſchen der Götter *)," ſo erhielt jede der Neun, die ſich in drei Dreie theilen laſſen, eine eigene Muſe, von der ſie gepflegt und vervollkommnet wird, als Vorſteherin. Dichter und Aſtronomen durften ſich damals nicht beſchweren, übergangen zu ſein, da die Alten die Aſtronomie zur Geometrie, die Dichtkunſt zur Muſik gerechnet haben. — Nach und nach kamen die neun Muſen — insbeſondere zur Zeit der großen Völkerwanderung — ganz in Verfall, ja ſogar in Lebensgefahr. Aus Furcht und Verzweiflung verwandelten ſie ſich in die neun Kegel, und die grauſamen Rezenſenten feuern unter ſie mit hölzernen Kugeln." —

Alle Ziffern ſchwiegen nun; ich ſollte beſtimmen, welcher unter ihnen der Vorrang gebühre. Ich ſann lange hin und her; da ich aber mit mir ſelbſt eben ſo wenig einig werden konnte, als die Ziffern es unter ſich waren, ſo erklärte ich ihnen kurz, daß mich der ganze Rangſtreit nichts angehe: ſie würden am beſten thun, einen Vergleich einzugehen. Mit dieſem Vorſchlag hatte ich aber nur Öl ins Feuer gegoſſen; denn die Ziffern fielen nun ganz wüthend über einander her, und es entſtand eine Zifferſchlacht, die noch grimmiger war, als jene Bücherſchlacht, welche Swift im Märchen von der Tonne beſchrieben hat. Ich tappte mit der Hand auf das wilde Getümmel; da vereinigten ſich alle, und kneipten mich in die Finger. Und ſo erweckten mich die Ziffer nun eben ſo, wie ſie mich vorher eingeſchlä-

*) 18. Vers im 3. Geſange der Odyſſee.

fert hatten. Ich fühlte aber ſogleich die Gegenwart aller neun Ziffern, denn in dem Augenblicke, da ich die Augen öffnete, ſchlug meine Zimmeruhr die vier Viertel der ſiebenten Morgenſtunde des erſten der 365 Tage des Jahres 1829, und der ganze Traum war Null.

Sprüche des armen Richards *).

Gott hilft denen, die ſich ſelbſt helfen.

Eine Regierung, welche von ihrem Volke den zehnten Theil ſeiner Zeit für ſich in Anſpruch nähme, würde man für deſpotiſch erklären; der Müſſiggang verlangt aber einen noch weit größeren Theil derſelben. Die Trägheit verkürzt, Krankheiten bringend, ſogar unſer Leben. Sie verzehrt, gleich dem Roſte, die Kraft ſchneller, als die Arbeit ſie ermüdet. Ein gebrauchter Schlüſſel behält immer ſeinen Glanz. Wie viel mehr Zeit als nöthig, ſpenden wir dem Schlafe! Wir vergeſſen, daß der ſchlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe genug ſchlafen.

Verlorne Zeit wird nimmer gefunden, und es zeigt ſich bald, daß dasjenige, was wir „Zeit genug" nennen, wenig genug iſt.

*) Aus einer Vorrede Franklins zu einem alten penſilvaniſchen Almanache, betitelt: „Poor Richard improved."

damit Alles zuſammenpaßt. Es iſt leichter, den erſten Wunſch zu unterdrücken, als allen nachfolgenden Genüge zu leiſten.

Der Hochmuth frühſtückt mit dem Überfluß, ſpeiſt Mittags mit der Armuth, und Abends mit der Schande.

Die Lüge reitet auf dem Rücken des Schuldenmachers.

Die Armuth raubt dem Menſchen oft Geiſt und Tugend. Ein leerer Sack kann nicht aufrecht ſtehen.

Die Gläubiger haben ein beſſeres Gedächtniß als die Schuldner.

Die Gläubiger ſind abergläubiſche Leute; ſie halten viel auf gewiſſe Tage und Zeiten.

Sorge für dein Alter und gegen den Mangel! Die Morgenſonne dauert nicht den ganzen Tag.

Es iſt leichter, zwei Rauchfänge zu bauen, als einen in der Feuerung zu erhalten.

Es iſt beſſer, hungrig zu Bette gehen, als mit Schulden aufſtehen.

Erfahrung iſt die theuerſte Schule, aber auch die beſte; nur der vollkommene Narr lernt ſogar in dieſer Schule nichts.

Man kann den Leuten wohl guten Rath geben, aber nicht die Gabe, ihn zu befolgen.

Aprilflocken und Thautropfen.

Gewohnheiten des Eigenſinns ſind petrifizirte Gedanken und Empfindungen.

Die Phantaſie iſt der Liebe das, was das Gas dem Luftballon iſt, den es von der Erde emporhebt.

Was man gerne thut, dafür findet man immer einen Grund, oft ſogar tauſend und einen.

Viele bauen ihren Lebensplan, wie das Kind ein Kartenhaus, aber — ein Stoß, ein Hauch, und das ganze Gebäude fällt zuſammen.

Viele kleine Uebel ſind ſchwerer zu ertragen, als ein großes. So duldet und überſteht der Menſch eine ſchwere Krankheit leichter als hundert Gebrechen und Kränklichkeiten.

Falſche Zähne will ich den Leuten gerne erlauben, aber nur keine falſchen Zungen.

Man braucht ſich eben nicht ſehr zu wundern, wenn ſo Manches im Menſchen verſteinert wird, iſt doch ſein irdiſches Daſein zwiſchen zwei Steine eingeklemmt, den Taufſtein und den Grabſtein.

Das Meiſte und das Beſte von dem, was wir wiſſen, haben wir erworben, ohne es zu wiſſen. Wir können uns z. B. erinnern, wie wir Leſen und Schreiben gelernt haben, keineswegs aber, wie wir ſprechen, Farben und Töne unterſcheiden, Lieben oder Haßen lernten, u. ſ. w. Die Unſchuld der Kindheit gleicht der Magie des glühenden und doch ſo ſchönen Morgenrothes. Offenheit iſt des Kindes Element, mit dem erſten Gedanken, welchen ein Kind vorſätzlich verbirgt, hört die Unſchuldswelt der Kindheit auf.

Das alte Sprüchwort in Beziehung auf Feuer und Waſſer: „Ein guter Diener aber ein böſer Herr", läßt

ſich eben ſo gut auf die Phantaſie und auf die Leidenſchaften anwenden.

Manche Übel und Leiden gleichen dem ſchlechten Wetter; Anfangs ſcheinen ſie unerträglich zu ſein, endlich gewöhnt man ſich daran.

Die Lebensgeſchichte der Menſchen zerfällt gewöhnlich in drei Haupttheile, ihre Thorheiten, ihre Freuden, und ihr Glück oder Unglück.

Die Eiferſucht muß tragiſch ſein, ſonſt wird ſie lächerlich.

Unſere Schwächen bringen uns mehr Nachtheil, als unſere Fehler.

Ein zu ängſtliches Beſtreben, Andern eine gute Meinung von uns beizubringen, verleitet uns oft zu Unwahrheiten und Albernheiten.

Die Jugend pflegt ihre Wünſche zu Hoffnungen zu ſteigern, und jede Hoffnung zur Gewißheit. Hoffnung iſt der Prophet, dem ſie blindlings glaubt, die Klugheit aber eine Kaſſandra, deren wahrſte Vorſehungen bei ihr kein Gehör finden.

Die Wahrheit braucht lange, bis ſie Eingang findet; nichts auf der Welt verbreitet ſich aber ſo ſchnell, als Lügen und Geheimniſſe.

Freuden der Gegenwart werden ſehr oft mit künftigen Leiden bezahlt.

Man tadelt die Menſchen oft, daß ſie ihre Mitbrüder vergeſſen. Ach! ſie vergeſſen ſich ſelber noch viel öfter.

Das Reden iſt in zwei Fällen eine üble Sache, näm-

lich: wenn man Alles ſagt, was man ſich denkt, und wenn man ſtets anders ſpricht, als man denkt. Wer hier die Klugheit mit der Ehrlichkeit vereinigen will, vergeſſe nie den Spruch: Silbern ſtrömt die Rede vom Munde, aber Schweigen iſt köſtliches Gold!

Je mehr bei zunehmender Verfeinerung eines Volkes die Tugend verloren geht, deſto ängſtlicher hält man auf die Beobachtung des äußern Anſtandes.

Die ſchriftſtelleriſche Mittelmäßigkeit bleibt ſich immer gleich; deſto wechſelreicher iſt die Genialität, in deren Werken man nicht ſelten die entzückendſten Schönheiten neben der flachſten Trivialität findet. Der größte Fehler mancher Schriftſteller iſt — der, daß ſie keinen haben. Je mehr große Schönheiten in einem Buche, um ſo mehr große Fehler auch. Ein Werk ohne Fehler iſt gewiß kein geniales. Sehr bändereiche Schriftſteller verfallen oft in einen gewiſſen Mechanismus, wo bei Alles zur Sprache wird, und ſchöne Worte die Stelle der Ideen vertreten. Die ſpätern Werke ſolcher Schriftſteller gleichen dann Blumen, die ſchön für das Auge ſind, aber ohne Duft.

Manche Menſchen wiſſen mehr als ſie ſagen; andere ſagen mehr als ſie wiſſen.

Soll eine Schmeichelei gute Wirkung thun, ſo muß ſie, gleich der rothen Schminke, nicht zu ſtark aufgetragen ſein.

Die Träume.

Träume, die unſern Schlaf beſuchen, ſind transparente Mondſcheingemälde unſerer Seele, aber die — gewiß nur ſehr wenigen Menſchen unbekannten Träume im wachen Zuſtande kommen mir vor, wie Nachtlichter, die am Tage brennen.

Auch der Fremdeſte, der uns ſeine gewöhnlichen Träume erzählt, ſchließt uns ſein Innerſtes auf, ſelbſt ohne es zu wollen. Die Träume eines Menſchen können uns wirklich als ſeine Temperamentsmeſſer dienen. Der Leidenſchaftliche erhält ſeine Träume ſtets aus dem Gebiete der nächſten Vergangenheit und der fernſten Zukunft, der ruhige umgekehrt, aus der nächſten Zukunft und aus der fernſten Vergangenheit der Kindheit.

Die Unſchuld im Leben hat unter ihren unendlichen Herrlichkeiten auch dieſe, daß ſogar ihre Träume unſchuldig ſind, wogegen die Träume des Schuldbelaſteten vielleicht von allen ſeinen Quälgeiſtern die ſchrecklichſten ſind.

Ernſt und Scherz großer Gelehrten.

Mehrere der gründlichſten Gelehrten, deren Ruhm ſo groß iſt, daß ſelbſt diejenigen daran glauben, die ihre Werke gar nicht kennen und auch nicht kennen zu lernen verlan-

gen, haben ſich von ihren anſtrengenden Geiſtesarbeiten dadurch zu erholen geſucht, daß ſie ſcherzhafte Lobreden auf werthloſe oder geringfügige Gegenſtände verfaßten. So z. B. wird erzählt, daß Pierius Valerianus ein Lob des Bartes, ein anderer Gelehrter ein Lob der Perrücken, Holſtein ein Lob des Nordwindes, Heinſius ein Lob des Eſels, Erasmus das Lob der Thorheit, Sallengre das Lob der Trunkenheit, Sineſius ein Lob der Glatze u. ſ. w. geſchrieben haben.

Etwas vom Alter der Porträte und von der Eitelkeit des Porträttreus.

Die Römer liebten Porträte großer Männer, das iſt bekannt; von der eigentlichen Beſchaffenheit derſelben weiß man aber nichts Beſtimmtes. Vermuthlich beſtanden dieſe Abbildungen in bloßen Umriſſen. Atticus, Cicero's geiſtreicher Freund, und Varo, der gelehrte Polyhiſtor ſchrieben Biographien ausgezeichneter Männer, und jeder derſelben ſchmückte ſein Werk mit Bildniſſen. Plinius, der Naturforſcher, nennt dieſe Werke ein Schauſpiel für Götter *). Der Dichter Martialis beſaß einen Band von Virgils Gedichten mit dem Porträt des Dichters, worauf er folgendes Sinngedicht machte:

*) Im 35. Buche ſeiner Naturgeſchichte.

Quam brevis immensum cepit membrana Maronem!
Ipsius vultus prima tabella gerit *).

Manche Menſchen ohne alle Verdienſte laſſen ſich häufig porträtiren, manche verdienſtvolle ſträuben ſich dagegen. Bei jenen iſt gewöhnlich eine übermäßige Eitelkeit die Triebfeder, bei dieſen eine falſche Beſcheidenheit oder zu viel Stolz. Als Montesquieu einem Künſtler nicht ſitzen wollte, bewog dieſer ihn endlich nur dadurch zur Willfährigkeit, daß er ihm ſagte: „Glauben Sie nicht, daß Ihre Weigerung mehr Stolz verräth, als die Gewährung meiner Bitte?“

Die glücklichen Nachahmer.

Manchen Halbdichtern iſt es gelungen, ſich in den Geiſt großer Originaldichter ſo hineinzuſtudiren, daß ſie die Dichtungsweiſe derſelben mit Glück nachahmten. Man denke z. B. an ſo manche Nachahmer Anakreon's, Oſſian's, Arioſt's, Shakeſpeare's, Klopſtock's, Göthe's, Schiller's ꝛc. Auf jene paßt die Antwort, welche König Philipp von Macedonien einem Kunſtmanne gab, der ſich rühmte, den Geſang der Nachtigall auf die täuſchendſte Weiſe nachahmen zu können. Philipp erwiederte lächelnd: „Mag ſein! Ich gebe aber dennoch der Nachtigall ſelbſt den Vorzug.“

Eine ſonderbare Erſcheinung bleibt es, daß die griechiſchen und römiſchen Dichter der Nachtigall und andern Singvögeln, deren Geſang die neuern Dichter nicht genug

*) Das 186. Sinngedicht des 14. Buches.

preiſen können, ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenken. Sangen dieſe Vögel damals noch nicht ſo ſchön wie ſpäterhin, oder fehlte es den Dichtern an Empfänglichkeit für ſolchen Geſang, oder -- an Sentimentalität? — Catull ſchrieb wohl ein Liedchen auf einen Sperling; ich kenne aber kein Gedicht jener Zeit auf eine Nachtigall.

Die Wichtigkeit und Kunſt des Eſſens.

So widerſprechend auch die Lebensanſichten der unzähligen Bewohner dieſer Erde, und ſo verſchieden auch ihre Meinungen in den meiſten Dingen ſind, ſo herrſcht doch unter ihnen die größte Übereinſtimmung wenigſtens in Einem Punkte, nämlich in der allgemeinen Überzeugung von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Eſſens. Der Choleriker und der Phlegmatiker, der Sanguiniker und der Melancholiker, der Robuſte wie der Schwächling, das ſchöne Geſchlecht wie das ſtarke, der tapferſte Held wie der friedfertigſte Gelehrte, der beweglichſte Tagelöhner wie der ſitzende Manufakturant, der ſpirituellſte Dichter wie der materiellſte Bierbräuer, das Kind, welches den Löffel noch nicht, und der Greis, der ihn nicht mehr halten kann, die Vornehmſten und Reichſten, ſo wie die Geringſten und Ärmſten aller Stände und Klaſſen, ſie theilen die Überzeugung, wie nothwendig und wichtig das Eſſen ſei, nicht nur deshalb, weil es ein Hauptbe-

dingniß des Lebens iſt, conditio sine qua non, ſondern weil von der Quantität und Qualität der genoſſenen Nahrungsmittel, dann von der Art und Weiſe, wie ſie zubereitet und genoſſen werden, die Beſchaffenheit unſeres körperlichen Zuſtandes, und dadurch auch die unſers moraliſchen und geiſtigen, mehr oder weniger abhängt.

Bei dieſer ſo einleuchtenden und ſo allgemein anerkannten Wahrheit darf man ſich wohl nicht wundern, wenn wir in der großen Kunſt und Wiſſenſchaft des Eſſens, mehr als in jeder andern, ſo viele ausgezeichnete Virtuoſen, ſo viele eminente Genies finden, und wenn viele Menſchen alles Mögliche anwenden, um ihrer Kunſt einen brillanten Spielraum zu verſchaffen, mithin ſplendider Mahlzeiten theilhaftig zu werden und den Speiſegenuß auf den höchſten Grad zu potenziren ſuchen. Eine reichbeſetzte Tafel iſt der Vereinigungspunkt, an dem ſich Trojaner und Griechen, Haß und Groll vergeſſend, in freundſchaftlicher Harmonie zuſammen finden, denn das nährende Eſſen iſt das Alpha und Omega aller Exiſtenz von der Wiege bis an's Todtenbett.

Für den großen Zweck des Eſſens iſt daher auf eine besondere Weiſe zweifach geſorgt, indem fürs Erſte alma mater, die mütterlich nährende Natur, dem Menſchen im Thier- und Pflanzenreiche, wohin er ſeine Augen wendet, überall die mannigfaltigſten Nahrungsmittel gehen, ſchwimmen, fliegen, an allen Bäumen und Sträuchen wachſen, und aus der Erde hervortreten läßt.

Ein zweiter mächtiger Beweis der allwaltenden Fürſor-

ge für das Eſſen zeigt ſich in der kunſtreichen Einrichtung und Verbindung der menſchlichen Zermalmungs-, Verſchlingungs- und Verdauungswerkzeuge, welche den großen Boerhaave zu dem Ausrufe der Bewunderung bewog: **Tam operosa sit arte deglutitio! tot conspirantes organorum adeo multiplicium et concurrentium actiones huc requiruntur!**

Das Eſſen iſt ein Schauſpiel, welches, um einen erfreulichen Ausgang zu erhalten, in drei Acte abgetheilt ſein muß: 1. Act: das geſunde Mundwerk; 2. Act: die glückliche Reiſe nach dem Magen; 3. Act: die gute Verdauung.

In der Expoſition des 1. Actes werden die Speiſen von den Zähnen gekaut und zermalmt, wobei ſehr viel von der Geſundheit der Zähne abhängt, weil ſchlechte Zähne nicht nur ſchlecht zermalmen, ſondern auch von ſchlechten Säften im Munde begleitet ſind. Beides erſchwert die Verdauung, welche ſchon durch die Zunge vorbereitet wird, die, verſehen mit vielen Muskeln und mit einer Menge von Nerven, Gefäßen und Geſchmackswärzchen, aus feinen Gefäß- und Nervenenden beſtehend, erweichende Säfte abſondert, die Speiſen zwiſchen die Zähne bringt und in die Speiſeröhre leitet, wobei der Menſch, wenn nicht der ſich ſchnell ſchließende Kehldeckel wäre, bei jedem Biſſen, den er hinabſchluckt, erſticken könnte. Hat die ſo bereitete, mit Speichel vermengte Speiſe die Reiſe in das Innere von Afrika angetreten und die Meerenge von Gibraltar, den Schlund, paſſirt, ſo begegnet ſie auf ihrem Wege nach dem Magen vielen Drüſen, welche ſie durch das Abſondern von Feuchtigkeiten ſchlüpfrig machen, und ihr die Bewegung nach

ihrem Ziele erleichtern. Iſt ſie endlich, zu Anfang des dritten Actes, im Magen eingetroffen, ſo werden die Nahrungsſtoffe, durch die Bewegung des Magens und durch die in demſelben befindliche Flüſſigkeit, den Magenſaft, aufgelöſet, von den gröbern, zur Nahrung unbrauchbaren Theilen geſchieden und in den ſogenannten Speiſebrei verwandelt, woraus dann der eigentliche nährende Milch- oder Lebensſaft (Chylus) erzeugt wird.

Dieſer Chylus wird nachher in das eigentliche rothe Blut (Cruor) ſublimirt, welches alle Theile des Körpers durchſtrömt, und die für ſeine Erhaltung und ſein wachſendes Gedeihen erforderlichen friſchen Nahrungsſäfte abſetzt.

Es ſcheint hiernach beinahe, daß jeder Menſch, um ein vernünftiger und doch tüchtiger Eſſer ſein zu können, ein Arzt oder Anatom ſein ſollte, und daß ein Arzt ſich durch das Eſſen nie verderben könne, weil er das Verdauungsgeſchäft am beſten verſtehen muß. Die Ärzte gehören auch größtentheils in die Rubrik der ſtärkern Eſſer, und müſſen wohl gleichſam ex officio gute Mägen haben, nicht nur, um die Bewirthung der durch ihre gute Behandlung glücklich Geneſenen, ſondern auch um die Vorwürfe der nicht glücklich Behandelten oder nicht Geneſenden gehörig verdauen zu können. Für die letztere Unannehmlichkeit werden ſie aber durch gewiſſe Herren und Damen entſchädigt, deren einziges und ausſchließendes Hauptgeſchäft darin beſteht, dem Gaumen, dem Schlunde, dem Magen und dem Bauche zu fröhnen, daher dieſe lebendigen Speiſekammern, dieſe wandelnden Faſanengräber, Auſtergrüfte, Tortenpyrami-

den, Paſtetenarchive, Ragoutsmauſoleen ꝛc. ohne Ärzte und Arzeneimittel nicht beſtehen können, weil ſie nie daran denken, daß jeder Biſſen zu viel ein Stoff zur Unverdaulichkeit, jede Unverdaulichkeit die Veranlaſſung zu einer Krankheit, und jede Krankheit ein Wegweiſer zum Grabe iſt.

Wer keinen guten Magen und keinen geſunden Appetit hat, wird ſich in der Regel keines hohen Alters erfreuen; denn genügende und wohlverdaute Nahrungsmittel geben Geſundheit, Körperkraft, Geiſtesheiterkeit und langes Leben. Ganze Nationen, beſonders die erobernden, ſind als tüchtige Eſſer bekannt; der ungeheure Speiſenluxus der reichen Römer iſt bekannt, wie ihre Eroberungen; die Schwelger Craſſus, Lucullus, Marcus Antonius, M. Gabius Apicius ꝛc. haben ſich unſterblich gemacht, und Cölius Apicius ſteht mit ſeinem römiſchen Kochbuche (de arte coquinaria) in der Reihe der Klaſſiker. Eben ſo weiß man, daß auch das gemeine römiſche Volk ſich Alles gefallen ließ, wenn man es nur gut ſättigte. Die Worte: „Panem et Circenses“ floriren als vielbenütztes Sprüchlein. Wer dieſes Volk am beſten fütterte, der war auch der größte Staatsmann und Feldherr. Die Gladiatoren wurden ſehr kräftig gemäſtet. Unſere deutſchen Vorfahren aßen zwar einfach, aber tüchtig, ohne deshalb das Trinken zu vernachläſſigen. Die franzöſiſchen Leckerbiſſen der raffinirteſten Gaumenkunſt ſind weltberühmt, und die Franzoſen huldigen der Göttin Mode ſelbſt beim Eſſen ſo ſehr, daß ſelbſt der boeuf à la mode erſcheinen muß. Die bairiſche, böhmiſche und Wiener Koch-

kunſt, mit ihren Kochbüchern, die ſchon beinahe den Gegenſtand der Eßkunſt, die Magenlehre und die Wonne des Gaumenkitzels, in ein philoſophiſches Syſtem bringen, liefern hinlängliche Beweiſe für die National-Eßluſt und ihren guten Geſchmack. Die Ragouts des Heliogabalus ſind eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit geworden; das **Roast-Beef of old England**, das **Beef-steak**, die **Plum-Puddings** (Roſinenklöße), (**Blak-Puddings**) (Blutwürſte) und die **Pudding-pies** (Fleiſchpaſteten) der mit ſehr geſunden Mägen begabten Briten haben eine ehrenvolle Univerſalität erhalten.

Man behauptet, Köche, die Meiſter in ihrem Kochfache waren, ſollen nicht ſelten zum Glück und Emporkommen ihrer Herren viel beigetragen haben, und ein guter Mund- und Leibkoch ſei mehr werth, als tauſend Kopf- und Seelenköche; auch pflegen erſtere die Suppe nur Andern, Letztere aber ſie ſich ſelbſt zu verſalzen. Ich zweifle nicht, daß die Kochkunſt bald den ihr gebührenden Rang unter den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, vielleicht unter dem Titel: „Geſchmackslehre" oder „Poeſie des Lebens" einnehmen wird, da ſie bei allen Hochzeiten, Kindstaufen, Leichenmahlen, Inſtallationen, Grundſteinlegungen, Gründungen von Wohlthätigkeits-Inſtituten, Gelehrten-Vereinen, Geburts- und Namensfeſten, Bürgermeiſter- und Richterwahlen, Viſitationen, Muſterungen u. ſ. w. die Hauptrolle ſo gewaltig ſpielt, daß ohne ſie Niemand in die Welt eintreten, im Leben beſtehen, oder von der Erde abreiſen kann.

So viel Werth und Wichtigkeit hat das Eßweſen für den Reichen, deſſen Tafel mit Gold- und Silber-Service prangt, wie für den Bettler, der ſeine Suppe auf einem gebrochenen Stuhl, ſein trockenes Brot auf einem Steine ſitzend verzehrt, für den Gourmand, der in den Salons der üppigſten Gaſthöfe ſpeiſ't, wie für den gemeinſten Tagelöhner, der ſein karges Mahl in der gemeinſten Kneippe zu ſich nimmt, wo der eiſerne Leuchter ſammt der Lichtſcheere mit einem Kettlein an den löcherigen Tiſch befeſtigt iſt! Gute Nahrung erhält ja nicht nur dem Menſchen Geſundheit und Kräfte, ſie ſtärkt auch Manchen das Gedächtniß ſo, daß ſie nach Wochen, Monaten und Jahren noch alle bei einem großen Gaſtmahle aufgeſetzten Gerichte in der genaueſten Ordnung ihres Erſcheinens, die vorzüglichſten Nationalſpeiſen in allen Ländern und Städten, ja alle Gaſthöfe und alle Privathäuſer, wo man gut bewirthet wird, ſo genau anzugeben wiſſen, wie Homer alle Schiffe vor Troja, Taſſo alle Helden und Völker vor Jeruſalem.

Wir finden wirklich viele Menſchen, die ſich ſelbſt mehr oder weniger achten, je nachdem ſie beſſer oder ſchlechter geſpeiſt haben. Mancher, der an frugalen Tagen die Beſcheidenheit ſelbſt, und beinahe demüthig iſt, trägt nach dem Genuße eines ſplendiden Mahles die Naſe hoch, wird ſogar arrogant, keck und abſprechend. Manche Menſchen ſind vor dem Mittagsmahle viel zugänglicher und humaner als nach demſelben. Mancher ſetzt ſich ſehr artig zu Tiſche und ſteht inſolent auf.

Mag nun auch hie und da ein griesgrämiſcher Siech-

ling gegen den Eßgenuß deklamiren; es bleibt doch immer wahr, daß das Leben ohne die Freuden der Tafel um einen beträchtlichen Theil ärmer wäre, da ſie uns dasjenige Vergnügen gewähren, welches wir vor allen andern kennen gelernt haben, welches wir öfters als alle andern genießen, welches unter allen am letzten aufgegeben wird. Sind wir einmal ſo tief herabgekommen, daß keine Küche mehr für uns beſchäftigt iſt, ſo muß uns wenigſtens die lateiniſche Arzeneimittel liefern, die zugleich die Stelle von Nahrungsmitteln nothdürftig verſehen, und wir eſſen ſo lange, bis wir gegeſſen werden. Es gab Lebendigbegrabene, die, wenn ſie bei ihrem Erwachen vom Scheintode nichts anders fanden, ſich ſelbſt aßen.

Ein Volk, das gerne ißt und hinreichend zu eſſen bekommt, mit einem Worte, ein wohlgenährtes Volk, iſt in der Regel ein gutes und ruhiges, ein zu gefräßiges und überfülltes, aber gewöhnlich ein träges oder übermüthiges Volk. Hungerleidende Menſchen und Völker gerathen leicht auf böſe Gedanken und ſtörriſche Projekte. Alle Menſchen zerfallen aber, in Hinſicht auf das Eſſen, in drei Hauptklaſſen, je nachdem ſie zu wenig, oder eben hinreichend, oder zu viel zu eſſen haben.

Glücklich ſind diejenigen, die da eſſen, weil ſie Hunger fühlen, bedauernswürdig aber diejenigen, die da ſo viel und ſo oft eſſen, daß ſie die köſtliche Empfindung der Befriedigung des Hungers nie kennen lernen, oder ſich erſt durch Reizmittel einen Appetit erkünſteln müſſen, und unaufhörlich mit der ängſtlichen Sorge für die Verdauung be-

ſchäftiget ſind! Es wäre fürwahr oft beſſer, mit Nahrungs- als mit Verdauungsſorgen kämpfen zu müſſen!

Wohlgenährte Menſchen haben bei ihrem Kraftgefühl zugleich den Vortheil, daß ſie Andern durch ihr Äußeres imponiren, was in vielen Fällen von großer Wichtigkeit iſt, da nicht Wenige geneigt ſind, die geiſtige Beſchaffenheit eines Menſchen nach ſeiner körperlichen zu beurtheilen, und die Geiſtesfülle mit der Leibesfülle zu verwechſeln oder gar zu identifiziren. So Manche haben ſich emporgegeſſen, und der Jüngling kann manche Ämter nicht erhalten, die Jungfrau nicht eher Gattin werden, bis ſie nicht eine gewiſſe Quantität Lebensmittel im Verlauf der Jahre zu ſich genommen haben. Der Kranke muß ſtrenge Diät beobachten, um nach der Geneſung der neuerwachenden Eßluſt huldigen zu können. Auf alles Faſten überhaupt folgt ein deſto reichlicherer Speiſengenuß, und je ſchlechter die Zeit, je theurer die Lebensmittel, deſto beſſer ſchmeckt das Eſſen, weil der Hunger die beſte Würze desſelben iſt.

Man hat das Leben ſelbſt mit einem Gaſtmahle verglichen. So ſagt Zſchokke in ſeinem Gedichte: „das Gaſtmahl des Lebens"

„Der Genius des Lebens beut
Noch immerdar den Menſchenkindern
Seit weiland Adams gold'ner Zeit
Sein großes Gaſtmahl an, voll ſtiller Freundlichkeit.
Wie viel man auch genießt, es will ſich doch nicht mindern,
Aus ihren Speichern führt vollauf
Frau Schaffnerin Natur, Vorräthe zu dem Feſte.

Das Schicksal ist der Koch, die Horen tischen auf,
Die Götterchen des Glücks bedienen ihre Gäste."

Man vergesse ja nicht, daß für Jeden eine Zeit kommt, wo er von dem Gastmahle des Lebens so gut wie von jedem anderen aufstehen muß! In dem, was ich bis jetzt angeführt habe, liegt die beste Entschuldigung und Rechtfertigung der Parasiten oder Schmarotzer, einer Menschenklasse, die schon im Alterthume berühmt war, und auch in der neueren Zeit den festen Entschluß zeigt, sich selbst und ihren alten Ruhm zu behaupten.

Die Rolle eines Parasiten mit Anstand, Beifall und Vortheil zu spielen, ist aber keine Kleinigkeit, da ein Solcher viele Eigenschaften besitzen muß, um in einer Kunst zu excelliren, welche so viele Virtuosen hervorgebracht hat. Wer dem Vergnügen des Gaumens auf fremde Kosten huldigen will, braucht vor Allem Zähne, die gut kauen, einen Magen, der gut verdaut, und eine Zunge, die in steter Bewegung sein muß, entweder um zu essen oder um zu sprechen. Dabei muß er, wenn er auch noch so viel ißt, die Kunst besitzen, dies so viel als möglich zu verbergen, oder doch mit Anstand so verjüngt und zierlich zu genießen, daß man ihm mit Vergnügen zusieht. Vor Allem aber muß er ein Meister im Conversationswesen, immer heiter und guter Laune, weder empfindlich noch aufbrausend sein. Er muß sich stets in seiner Gewalt haben, um Manches leise zu verschlucken, Manches nicht zu bemerken, Manches auch fallen zu lassen und es zu rechter Zeit wieder aufzunehmen. Er

muß mit dem Zeitgeiſte gleichen Schritt halten, mit den Stadtneuigkeiten ſtets à jour ſein, Witz und die Gabe eines guten Vortrages, nebſt einem Schatze von Anekdoten, Bon-mots, Charaden u. ſ. w. beſitzen, viel ſprechen, doch im rechten Augenblicke inne halten, ſeine ganze Aufmerkſamkeit den Andern zuwenden, ſeine Meinung mit einer Art von griechiſchem Feuer vertheidigen, und doch auf eine gefällige Weiſe nachgeben oder ſich fein aus der Schlinge ziehen können. Es muß ihm ferner Gewandtheit und ein feiner Takt eigen ſein, um eben ſowohl mit Andern gutmüthig zu ſcherzen, als auch Andere mit ſich ſcherzen zu laſſen, und die ſchwachen Seiten ſeiner Tiſchgenoſſen abzulauern. Der Kopf muß der Vormund ſeines Gaumens und der Privat-Inſpector ſeines Magens ſein, damit er nicht auf einen oder zwei Freitiſche beſchränkt ſei, ſondern von Vielen geſucht werde und eine Tafelauswahl habe, weil ihn die Bekümmerniß, einen Tag ungeladen zu bleiben, leicht ängſtlich machen und in Verlegenheit ſetzen kann, was ſeiner Geiſtesfreiheit ſchaden möchte. Iſt er klug, ſo nimmt er ſogar zwei Einladungen für Ein Mittagsmahl an, und kleidet dann die Entſchuldigung ſeines Nichterſcheinens bei dem Einen ſo ein, daß er dadurch an Liebenswürdigkeit gewinnt, indem er an dem Orte, wo er nicht erſchien, ſeinen Schmerz über die Verhinderung mit den lebhafteſten Farben ausmalt, dort aber, wo er ſich einfand, verblümt merken läßt, wie unendlich werth ihm ein Haus ſein müſſe, dem er jene andere Einladung zum Opfer brachte. Man wird dann wetteifern, ſich ſeiner Perſon früh zu

verſichern, und Einer wird ihn dem Andern gleichſam aus der Hand reißen oder pfiffig wegſchnappen. Auf dieſe Art kann ein guter Geſellſchafter immer ſeinen guten Tiſch haben.

Bei den Frauen und Fräulein kann er eine Art von **seccatura amabile** verſtellen, und darf froh ſein, wenn Eine oder die Andere ihn einen ſchlimmen Menſchen nennt. Beim männlichen Geſchlechte kann er ſich dadurch beliebt machen, wenn er die Gabe beſitzt, einen Disput, der heftig zu werden droht, durch einen komiſchen Einfall, durch eine pfiffige Wendung, oder durch einen luſtigen Schwank zu unterbrechen, worüber ein Gelächter entſteht, bei dem die ſtreitenden Parteien ihren Zwiſt unwillkürlich oder abſichtlich vergeſſen.

Ein ordentlich ausſtaffirter Tiſch-Abgott muß nicht nur mancherlei Kenntniſſe, ſondern auch die Kunſt, ſeinen Kram gehörig auszulegen, beſitzen. Er muß viel in's Theater kommen, in der geheimen Geſchichte des Theater-Perſonals bewandert ſein, Journale leſen, die **Chronique scandaleuse** mehrerer Familien, die neueſten Moden in der Kleidung, Meublirung, Speiſen-Zubereitung, die merkwürdigſten Zeitgenoſſen und Hauptperſonen ſeines Wohnortes kennen.

Alle dieſe Kenntniſſe gelten aber nichts, wenn ihn nicht ſchon die Natur mit einem glücklichen Gedächtniſſe, mit einer lebhaften Einbildungskraft und mit jener Beredtſamkeit begabt hat, welche dem weiblichen Geſchlechte angeboren iſt. Hat er etwa gar einmal eine Reiſe in's Ausland gemacht, und weiß davon etwas Wahres oder Unwahres zu erzählen, ſo erhebt er ſich zum Ideal. Wenn er ſich nebſtbei auf's Decla-

miren verſteht, oder ſich gar als Haus- und Gelegenheitsdichter brauchen laſſen und bei Cantaten oder Chören mitſingen oder wenigſtens ohne merkbare Diſſonanz und Diſtonirung mitſchreien kann, mitunter ein Bischen Pferde-, Hunde- und Gemäldekenner, und auch in einigen Hausmitteln nicht unerfahren iſt, ſo wird er um ſo mehr eine geſuchte Waare werden, als ein Mann ſeiner Qualität nicht unter die alltäglichen Erſcheinungen gehört. Er wird ſich bald Gönner, endlich gar ſeine eigenen Coterien und ſein eigenes Publikum erwerben, welches, bei Tiſche ſitzend, dann weiter nichts zu thun braucht, als zu eſſen und zu lachen, oder Speiſen und Späße mit einander zu genießen, wie man ſonſt zum Fleiſche Brot zu nehmen pflegt.

Der Herr vom Hauſe hat bei einem ſolchen Menſchen nichts weiter zu beobachten, als daß er dem eßluſtigen Fixſtern einen guten Platz bei Tiſche anweist; am beſten ſetzt er ihn zwiſchen zwei frugale und joviale Leute, die ihn von Zeit zu Zeit wie eine Uhr aufziehen, oder an ihm Feuer ſchlagen; nur hüte man ſich, ihn neben eine ſchöne Frau zu ſetzen, über die er alle anweſenden Gäſte und Speiſen vergißt, oder neben einen mürriſchen Pedanten, der ihn niederdrückt und ihn wie einer Violine ein Sordin aufſetzt, oder neben einen Ritter von der traurigen Geſtalt, mit dem nichts anzufangen iſt. Dabei muß der Herr vom Hauſe darauf ſehen, daß der Tafelheld, der ſo zu ſagen die Seele des Schmausfeſtes ſein ſoll, wohl proviantirt werde; denn ſolche Witz-Paradepferde ſind, wenn ſie einmal Celebrität

erworben haben, nicht ſelten empfindlich für irgend eine, ſelbſt ſcheinbare Vernachläſſigung oder Zurückſetzung.

Wer nicht alle jene Eigenſchaften beſitzt, wird nie ein vielgeſuchter Hauptgaſt werden, deſſen ſich wohlhabende Leute gleichſam als eines Lockvogels bedienen, um andere Gäſte an ihre Tafel zu ziehen. Der Aermſte muß ſich dann gefallen laſſen, entweder vom eigenen Fett und auf eigene Koſten zu zehren, oder ſich wenigſtens mit frugalen Mahlzeiten und unanſehnlichen Tiſchgenoſſen zu begnügen. Schreibt indeſſen ein moderner Plutarch etwa einmal Tiſchgeſpräche, ſo kann dem Unglücklichen, wenn er ſie fleißig ſtudirt, vielleicht doch einige Hoffnung blühen, ſich zu Luxustafeln aufzuſchwingen. Sollte ihn aber der Name des ernſthaften alten Griechen von der Lektüre philoſophiſcher Schriften abſchrecken, ſo will ich ihn dazu ermuthigen, indem ich ihm sub rosa vertraue, daß eben dieſer weiſe Plutarch, ſeiner Weisheit unbeſchadet, der Wichtigkeit des Eſſens die feurigſte Lobrede hält, welche hier auch der meinigen die Krone aufſetzen ſoll und alſo lautet:

„Hebt man die Nahrung auf, ſo werden auch zugleich alle Altäre der Götter der Freundſchaft und des Gaſtrechtes aufgehoben. Thales ſagt, das ganze Weltgebäude würde in Verwirrung gerathen, wenn man die Erde daraus wegnehmen wollte; eben ſo würde auch jenes das Ende aller häuslichen Geſellſchaft ſein. Mit dem Tiſche müßten zugleich das der Veſta geheiligte Feuer, der Herd, die Becher, die Gaſtmahle, die Gaſtrechte, die erſten und nothwendigſten Bande der gegenſeitigen Liebe, mit einem Worte, das ganze

Leben hinwegfallen, wenn es anders die Bestimmung des Menschen ist, wechselweise zu arbeiten und sich zu ergetzen, als wozu die Bereitung und der Genuß der Speisen am meisten Gelegenheit gibt."

Wer das Gemälde einer nichts essenden Menschheit in's Ungeheure ausmalen will, der bedenke, daß es, so wie das Essen aufhört, nicht nur keine Köchinnen und Köche, keine Küchenmägde und Küchenjungen, auch keine Wirthschafterinnen, ja sogar keine Hausfrauen mehr geben könnte; bedenke, daß alle diejenigen, die jetzt vom Verkaufe der Lebensmittel leben, brotlos würden, daß der Ackerbau und die Viehzucht beinahe ganz eingingen, daß Fische und Vögel sich in's Unendliche vervielfältigen, die Menschen aber an Macht und Zahl von jenen Wesen unterjocht würden, die jetzt von ihnen unterjocht und verzehrt würden. Wo sollte es hinführen, wenn die Flüsse dann mehr Fische als Wassertropfen, alle Wege mehr Thierlein als Staubkörner hätten? Darum, geliebteste Menschen! esset, und lasset es euch wohl schmecken!

Glückliche und unglückliche Gedanken über die Glücksgöttin und das Glück.

Man irrt, wenn man die Fortuna, von den Griechen τυχη genannt, nur für eine gabenaustheilende, freudenbringende Göttin hält; denn sie ist, im Sinne des Klassi-

ſchen Alterthums, die Lenkerin ſowohl der guten als der böſen Schickſale des Menſchen. Es läßt ſich daraus erklären, warum es ſo oft geſchieht, daß das Glück manche Menſchen unglücklich macht, weil ſie es nicht ertragen können, wogegen durch das Unglück ſo viele Menſchen, die ſich von demſelben nicht zermalmen laſſen, zuerſt glücksfähig, dann glücklich werden. Das Unglück führt uns oft auf einem ſehr rauhen Wege, voll von Steinen und Dorngeſträuchen, zum Tempel des Glückes; es züchtigt uns aber auch für die Verbrechen, die wir im Tempel des Glückes begingen. Viele Unglückliche ſind glücklich geworden, allein viel größer iſt die Zahl der Glücklichen, die unglücklich wurden. Der Verluſt des Glückes fällt uns aber um ſo ſchwerer, iſt uns um ſo ſchmerzlicher, weil derſelbe gewöhnlich — mehr oder weniger — die Folge unſerer Thorheit oder Schuld, folglich unſer eigenes Werk iſt. Unſere unvernünftigen oder ſchlechten Handlungen ſind die dichten ſchwarzen Wolken, welche ſich vor die Sonne ſtellen und zerſtörende Gewitter bringen. Heil dem Menſchen, den ſolche Todesſtürme noch zu reinigen vermögen, wie die Atmoſphäre!

Die Vorwelt erſchöpfte ſich in Huldigungen, welche ſie dem Glücke darbrachte. Ein tiefer Sinn liegt in dem orphiſchen Mythos, in welchem Fortuna als eines und daſſelbe Weſen mit der unterirdiſchen Göttin Hekate erſcheint. So wie ſich die Macht der Letzteren über die Unterwelt erſtreckt, eben ſo vermag uns die Erſtere in den Abgrund zu ziehen.

Sehr wahr und treffend finde ich die Abbildung dieſer

dreigestaltigen Hekate *) als drei mit dem Rücken zusammengefügte Figuren, welche das gute und böse Glück in ihrem vollen Umfange bedeutungsvoll darstellen. Eine dieser drei Figuren trägt einen halben Mond (Ruhe und sanfte Heiterkeit) auf dem Haupte. Ueber dem Halbmonde sieht man Blumen, die Sinnbilder der Freude. In jeder Hand hält sie eine Fackel; das Glück erleuchtet uns ja die Lebensjahre und bestrahlt nicht nur den Glücklichen, sondern auch Alles, was ihn umgibt. Die Flammen derselben können aber auch ein wildes Feuer entzünden, und die Fackeln der Lust werden Todesfackeln.

Das Haupt der zweiten Figur bedeckt eine phrygische Mütze. Die aus dem Rande derselben hervorkommenden Strahlen bilden ein Diadem. Umgibt nicht ein eigener Nimbus das Haupt des Glücklichen, der ihn den Nicht-Glücklichen als einen Verklärten, als ein Wesen höherer Art erscheinen läßt? — Sein Licht fällt sogar auf Jeden, der in seiner Nähe stehen darf. Leider verwandeln sich aber jene Strahlen nicht selten in Blitze, die dem Strahlenden selbst so verderblich werden als dem Bestrahlten. — In der einen Hand hält diese Figur ein Schwert, in der anderen eine Schlange. Deutet das Schwert nicht auf den Uebermuth des Glücklichen, der ihn zu mancher gewaltthätigen Handlung verleitet und endlich ihn selbst einem gewaltsamen Tode entgegen führt? Und wer weiß es nicht, daß die giftige Schlange gern unter Blumen lauert?

*) Man sehe Montfaucon's: L'antiquité explicée 1. Bd.

Das Haupt der dritten Figur ist mit Lorbeerzweigen bekränzt. Fortuna krönt den siegreichen Helden, den unsterblichen Künstler. — In der rechten Hand trägt sie einen Schlüssel; das heißt: ihr Geld öffnet dem Lieblinge alle Thüren und Thore. Die linke Hand hält einen Strick — das Zeichen der Schmach! Wie Viele führte das Glück an den Pranger! wie Viele zum Strange!

Die Römer zeigten sich dem Glücke, dem sie so viel zu verdanken hatten, höchst dankbar; sie behaupteten sogar, Fortuna habe sich, nachdem sie, ohne irgendwo zu verweilen, die ganze Erde durchflogen, endlich auf dem palatinischen Hügel niedergelassen, wo sie ihre Flügel ablegte, um für immer in Rom zu residiren. Man ersieht daraus, daß auch die flatterhafteste Person noch recht standhaft und solid werden kann, wie denn manche junge Herren und ältliche Fräulein, wenn sie ausgetobt, ausgeschwärmt und ausgetanzt haben, endlich recht gute und solide Ehepaare geben! In der Stadt Antium hatte die Fortuna einen prächtigen Tempel, in dem man die beiden Statuen derselben als Orakel befragte; und mit vollem Rechte! War denn nicht das Glück von jeher das Orakel der Welt?

In Rom selbst hatte Fortuna nicht weniger als siebenundzwanzig Tempel; und da es so vielgestaltig und so wandelbar erschien, so erhielt es bei den Römern auch viele Beinamen, wie z. B. das bärtige Glück, das kurzdauernde, das eintägige, das zweifelhafte, das böse, das männliche, das jungfräuliche, das weibliche, dessen Statue ihre weibliche Natur augenblicklich dadurch bewährte, daß sie,

in Rom kaum aufgestellt, sogleich zu sprechen anfing; ferner das willfährige Glück, das Glück der Erstgeburt, das Staatsglück, das wiederkehrende, das Glück der guten Hoffnung, das Unfall verhütende, das starke, mächtige u. s. w. *). So viele Beinamen Fortuna erhielt, eben so vielfältig sind auch ihre Abbildungen. Sie erscheint, um ihre Flüchtigkeit anzudeuten, bald geflügelt, bald ohne Flügel, oder auf ein dahin rollendes Rad gestützt, oder auf einer Kugel sitzend oder stehend, bald mit verbundenen Augen, ihre Gaben blindlings austheilend, bald als Schätzespenderin mit einem Füllhorn, bald als Weltbeherrscherin mit einer Weltkugel. Sie trägt auch den Gott des Reichthums (Plutus) als Säugling auf den Armen; auch findet man sie mit zwei Steuerrudern abgebildet, mit denen sie den Nachen des guten oder des widrigen Geschickes lenkt.

Die Römer, ungeachtet sie sich brüsteten, daß Fortuna bei ihnen zu Hause sei und gleichsam das Bürgerrecht habe, glaubten sogar an ein schlafendes Glück. Bei dem Fensterthor **) in Rom befand sich das sogenannte Schlafzimmer der Glücksgöttin. Leider ist es nur zu wahr, daß das Glück, wenn das Verdienst auf dasselbe wartet, oft mit den Siebenschläfern wetteifert und von der Schlaf-

*) Fortuna barbata, brevis, hujus diei, dubia, mala, virilis, mulíebris, virgo, obsequens und blanda, primigenita, publica, redux, bonae spei, averunca, fortis etc.

**) Porta fenestrella oder fenestralis.

ſucht und dem Starrkrampfe befallen zu ſein ſcheint, wogegen es manchen Unwürdigen im Schlafe beſucht, wie Luna den Endymion, und Andern gar als **Fortuna viscata** *) erſcheint, indem es ſeine Lieblinge ſo feſthält, wie der Vogelleim die Vögel. Ungeachtet deſſen wird jeder Menſch beſſer thun, auf ſein Verdienſt zu bauen als auf das Glück, eben weil jenes bleibend, dieſes unſtät und ein Kind des Zufalls iſt. Das ungünſtige Glück kann uns in Noth und Elend verſinken laſſen, es kann aber nicht den Rechtlichen zum Schurken, den Vernünftigen zum Narren, den Muthigen zur Memme machen u. ſ. w. Das Glück iſt die Feuerprobe, die ſo Wenige unverſehrt beſtehen; es verſetzt Viele in den Zuſtand jener ſchweren Krankheiten, worin der gefährlich Kranke geſund zu ſein glaubt. Das Glück gleicht jenen Giftarten, die nur ein geſunder Menſch ohne Schaden berühren und bei ſich tragen kann; nähert ſich aber denſelben ein Menſch mit Wunden und Geſchwüren, ſo werden ſie ihm tödtlich, weil ſie ſogleich in dieſe eindringen.

Das Glück hat aber eine beſonders ſtarke Neigung, ſich in Alles zu mengen; da, wo es nicht als ſtabiler Schauſpieler auftreten kann, will es wenigſtens Gaſtrollen ſpielen; kommt es nicht dazu, Heldengedichte und Schauſpiele zu ſchreiben, ſo ſpuckt es wenigſtens in Zeitſchriften und Taſchenbüchern, und vertheilt auf den Jahrmärkten ſeine Gaben an ſolche Menſchlein, die von denſelben keinen rech-

*) Von dem Worte viscum, Vogelleim.

ten Gebrauch zu machen verſtehen, während Andere gar nichts Beſſeres zu thun wiſſen, als die Geberin ſammt ihren Gaben eiligſt zum Fenſter hinauszuwerfen, indeſſen Andere Beide hinter Schloß und Riegel verſperren. Wenige verſtehen es, ſich des Glückes würdig zu machen, noch Wenigere wiſſen es recht zu genießen, noch Wenigere es feſtzuhalten. Das blinde Glück iſt, leider! zugleich der Wegweiſer der eben ſo blinden Menſchen.

Der beſte Dienſt, welchen das Glück einem Menſchen leiſten kann, beſteht nicht darin, daß es ihm die höchſten Güter der Erde gibt, ſondern daß es ihm die Fähigkeit verleiht, ſich jene Güter auf rechtliche und edle Weiſe ſelbſt zu erwerben. Es muß ihm gleichſam bei ſeinen Unterſuchungen die Hand bieten. So z. B. ſind zwei Ärzte oft gleich geſchickt, gleich eifrig in ihrem Berufe, aber — der Eine iſt ein glücklicher Arzt, die meiſten ſeiner Kranken geneſen; dem Andern ſterben die meiſten, er hat kein Glück! Große Dichter und große Maler ſind Kinder des Glückes; ſie wiſſen oft ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ſie ſo viel Schönes und Herrliches ſchufen, und derjenige, der ſich ihrer himmliſchen Schöpfungen erfreut, ruft in ſeinem Entzücken aus: „Welche glückliche Idee! welche glücklichen Züge! —

Der Maler Protagoras malte einen Hund, der, von Müdigkeit erſchöpft, keuchend da lag. Zeichnung und Colorit war trefflich; nur der Schaum an der Schnauze wollte, ungeachtet aller darauf verwendeten Mühe, nicht gelingen. Der erzürnte Künſtler ergreift einen Schwamm, mit

dem er die Farben abzuwiſchen pflegt, und wirft ihn auf das Gemälde, um es zu vertilgen. Der Schwamm trifft die Schnauze, und ſiehe da! was aller Kunſt nicht gelang, das that der glückliche Wurf.

Zu bedauern iſt der größte Feldherr, wenn er kein Glück hat, denn die durchdachteſten Operationen und Plane mißlingen ohne dasſelbe. Sylla erhielt den Beinamen des Glücklichen. Plutarch ſchrieb lange Abhandlungen über das Glück des großen Alexander und über das Glück der Römer. Cäſar rief dem zitternden Schiffer im Sturme zu: „Du führſt den Cäſar und ſein Glück!“ — Bekannt iſt das Mährchen vom Fortunat, dem Schooßkinde des Glückes, dem Alles gelingt, während Andern Alles mißlingt. Das Leben eines ſolchen Glückskindes iſt ein ununterbrochenes Wunder. Jaſon von Pherä, dem das Leben, wegen eines für unheilbar erklärten Geſchwüres in der Bruſt, verhaßt war, ſtürzte ſich, den Tod ſuchend, in das dichteſte Schlachtgetümmel. Durch eine in die Bruſt erhaltene tiefe Wunde öffnet ſich das Geſchwür, er wird geheilt und geſund.

Ungeachtet aber die Macht des Glückes ſo groß iſt, bleibt es doch gewiß, daß die Macht des Geiſtes noch größer iſt. Das Glück liefert ihm eigentlich nur den Stoff; die Bearbeitung, die Bildung und der Gebrauch desſelben iſt ſein Werk. Und ſo hängt unſer Wohl und Weh in der Hauptſache nicht vom Glücke, ſondern von uns ſelbſt ab, und wir thun beſſer, nicht der Glücksgöttin, ſondern unſerm guten Genius zu huldigen. Ruhmwürdi-

ge Thaten ausüben, iſt unſer Werk, das Bekanntwerden und die Belohnung derſelben, iſt die Sache des Glücks. Wir ſind wohl die Herren unſerer Plane und Entwürfe, den guten Erfolg derſelben kröut aber das Glück. Durchblättern wir die Annalen der Geſchichte, ſo ſehen wir, wie oft das Glück ſeine Hand im Spiele hat; wir finden aber auch nicht wenige Beiſpiele, daß — Tugend und Klugheit die Rolle des Glückes übernehmen, das Glück ſelbſt aber das größte und gefährlichſte aller Hazardſpiele iſt. Insbeſondere dringt ſich aber die Bemerkung auf, daß ſich in unſerm irdiſchen Treiben die meiſten Dinge von ſelbſt machen.

Das Glück äußert den wohlthätigſten Einfluß auf uns, wenn es kommt und wenn es ſcheidet. Anfangs nämlich macht es den Menſchen gewöhnlich gut, edel und froh; verläßt es uns aber, dann ſammeln wir die köſtliche Erfahrung, daß man die Welt und die Menſchen nie beſſer kennen lernt, als bei einem Glückswechſel.

Unter allen Erdengütern wäre die Liebe allein im Stande, ein Surrogat des Glückes zu werden. Eine Liebe, die ſich immer gleich bliebe, wäre allerdings im Stande, des Glückes zu entbehren; aber — wo findet man denn eine Liebe, die ſich immer gleich bliebe? Und leider muß man bekennen, daß ſogar die Liebe ohne Mittel nicht ſelten ein leerer Titel iſt, und daß die ſchöne und mächtige Zauberin ſich in der Länge der Zeit oft in eine abſcheuliche Hexe verwandelt.

Das menſchliche Leben erinnert mich, hinſichtlich des

Glückes, an die alte Eintheilung Arabiens. Zwei Theile dieſes Landes (**Arabia deserta** und **Arabia petraea**) beſtehen aus dürren Sandwüſten; das glückliche Arabien prangt zwar mit Gold und Edelſteinen; man bedient ſich daſelbſt ſogar der wohlriechendſten Gewürzbäume ſtatt des Brennholzes, während die beiden erſtern ſogar an den gewöhnlichen Bäumen Mangel leiden; aber ach! dieſes glückliche Arabien iſt nur ein kleiner Theil des öden Ganzen, und dennoch bringen nur wenig Glückliche einen kleinen Theil des Lebens in dieſem Diminutiv-Ländchen des glücklichen Lebens-Arabiens zu!

Anekdoten.

Ming-Vang, einer der Richter in der Unterwelt der Chineſen, ſandte einen ſeiner dienſtbaren Geiſter in die Oberwelt, ihm einen ſehr geſchickten Arzt zu holen. „Gib nur Acht," ſagte er, „wenn du zu ſeinem Hauſe kommſt. Siehſt du vor dem Thor keine Schaar von wehklagenden Geiſtern, ſo biſt du bei dem rechten Manne." — Der Abgeſandte langte mit Anbruch der Nacht auf der Erde an, und durchwanderte die Stadt bis Mitternacht, fand aber vor jedem Hauſe, in dem ein Arzt wohnte, einen Schwarm von zürnenden, wehklagenden Geiſtern, die ihren Mörder verwünſchten. Endlich kam er zu einem Hauſe, vor welchem nur eine einzige Schattengeſtalt ſeufzend und ächzend auf

und nieder ſchritt. Voll Freude rief das Geſpenſtlein aus: „Nun habe ich den rechten Mann gefunden!“ — Er fragte einen Vorübergehenden: „Der Arzt, der in dieſem Hauſe wohnt, iſt ohne Zweifel ſehr geſchickt und ſehr berühmt? — „O nein!“ erwiederte der Gefragte, „er treibt ſein Geſchäft erſt ſeit geſtern.“

Einem Porträtmaler, der keine Kunden fand, gab ein guter Freund den Rath, ſich und ſein Weib, in zärtlicher Umarmung unter einem Baume ſitzend, mit ſprechender Ähnlichkeit zu malen und das Gemälde vor dem Hauſe aufzuſtellen, damit jeder Einwohner des Städtchens Beide ſogleich erkennen und die Geſchicklichkeit des Malers bewundern müſſe. Der Künſtler befolgte ſogleich den guten Rath. Am erſten Tage der Kunſtausſtellung ging der Schwiegervater des hoffnungsvoll lauernden Künſtlers an dem Hauſe vorüber, erblickte das Bild und fragte den Schwiegerſohn, ob die hier konterfeite Schöne ein Ideal ſei, oder ob ſie der Wirklichkeit angehöre. Der Künſtler rief ihm zürnend entgegen: „Wie! Unnatürlicher Vater! Ihr erkennt Eure eigene Tochter nicht?“ — Nun gerieth aber der Schwiegervater in Zorn und ſagte: „Wie kommt Ihr aber zu der abſurden Idee, meine Tochter in der Umarmung eines fremden Mannes zu malen?“

Ein übermüthiger reicher Spaßvogel that einem Geizigen den Antrag, er wolle ihm hundert Thaler geben, wenn er ſich von ihm zu Tode prügeln laſſe. Der Geizige dachte eine Weile nach und ſagte dann: „Nein! das geht nicht.

Gebt mir aber fünfzig Thaler und prügelt mich halb zu Tode!"

Derſelbe Geizhals wanderte einſt mit ſeinem Sohne durch einen Wald. Ein Tiger ſprang aus einem Gebüſche hervor, packte den Alten und ſprang mit ihm davon. Der Sohn ſpannte flugs den Bogen und ſchoß dem Tiger einen Pfeil nach. Der Pfeil ſtack in der Seite; der Tiger ließ die Beute los und war todt. Die erſten Worte, welche der gerettete Filz dem Retter zürnend entgegen rief, waren: „Ungeſchickter Knabe! Nun hat das ſchöne Fell durch den Pfeil ein Loch bekommen; wer wird es uns jetzt abkaufen?"

Die Lügner von Profeſſion, ſo verächtlich ſie an und für ſich ſind, werden doch ergetzliche Perſonen, wenn ſie mit ihrem ſchnöden Gewerbe das Übertreiben und Aufſchneiden verbinden. Dieſe Gabe pflegt vorzugsweiſe denjenigen eigen zu ſein, die in der Welt viel herumgekommen ſind. Beſitzen ſie dabei auch die gehörige Doſis Redſeligkeit, ſo werden ſie bald Meiſter in ihrer Kunſt, und es fehlt ihnen nie an geneigten Zuhörern. Ein Sprichwort ſagt: Wer aus der Ferne kommt, hat gut lügen. Wer jene Großhändler im Lügen bekämpfen will, muß es mit ihren eigenen Waffen thun; er muß ihre ärgſten Übertreibungen durch noch ärgere überbieten.

Den Sieg über alle andern Nationen, ſelbſt über die Franzoſen, haben auf dieſem Felde die rühmlichſt bekannten Gaskonier davon getragen.

Aus der Menge der Anekdoten, die man von ſolchen

Gaskonaden erzählt, will ich hier pour la bonne bouche nur ein Kleeblättchen mittheilen.

Zwei luſtige Geſellen ſchlenderten einſt behaglich in den Gäſſen von Straßburg umher. Als ſie den Münſter erblickten, betheuerte der Eine, die Schärfe ſeiner Sehkraft rühmend, daß er ſo eben auf der Spitze des Thurmes ein junges Mäuschen laufen ſehe. „Nein!“ ſagte der Andere, „ſehen kann ich ſie nicht, aber ich höre, wie ſie eben am Thurmknopfe nagt, und ſich in dem Augenblick ein unendlich kleines Zähnchen bricht.“

Noch mehr zu bewundern wäre das Auge desjenigen, der in Wien auf dem Stephansplatze ſtehend, eine Mücke auf der Thurmſpitze gähnen zu ſehen vermöchte.

Ein Reiſender, der in allen Welttheilen zu Hauſe zu ſein vorgab, erzählte als ein beſonderes Naturſpiel, er habe Kohlhäupter geſehen, die ſo hochſtämmig und ſo ungeheuer groß und breit waren, daß unter jedem Blatt fünfzig Krieger kämpfen konnten, und die Feigen unter jedem Blatte noch ſo viel Raum zur Flucht fanden, daß die Verfolger ſie nicht einholen konnten. Als der Erzähler geendet hatte, nahm einer der Zuhörer das Wort und ſagte ſehr gelaſſen: „Auch ich bin weit und breit herumgekommen, ſogar bis zu den Grönländern und Feuerländern. Bei den Letztern ſah ich mit nicht geringem Erſtaunen dreihundert Schmiede, die an einem Keſſel arbeiteten, deſſen Kreis zu umgehen man mehr als drei Stunden brauchte.“ — „Aber,“ ſagte der Erſte, raſch einfallend, „wozu ſollte denn dieſer unſinnig ungeheure Keſſel dienen?“ — „Vermuthlich,“ er-

wiederte der Zweite, „um Ihren unſinnig ungeheuren Kohl darin zu kochen.“ — Jener ſagte, etwas erboßt: „Sie werden mir doch glauben, daß ich in einem Seegefechte, dem ich als Volontair beiwohnte, auf einem feindlichen Schiffe dreihundert Mann getödtet habe?“ — „Einer ſolchen Heldenthat,“ ſagte der Andere mit der ruhigſten Haltung, „kann ich mich zwar nicht rühmen, als ich aber die Schweiz beſuchte, machte ich die Bravour, durch einen Schornſtein herabzugleiten, um bei feſtverſchloſſener Hausthür in das Zimmer eines Mädchens zu kommen, in welches ich ſterblich verliebt war.“ — „Jammerſchade!“ ſchrie der Erſte ſpottend, „daß es in der Schweiz keine Schornſteine gibt.“ — „Sie ſind doch ſehr ungefällig,“ ewiederte der Älpler; „ich laſſe Sie ohne Widerrede dreihundert Mann auf einem Schiffe tödten, und Sie erlauben mir nicht einmal, durch einen Schornſtein herabzugleiten, um ein hübſches Mädchen zu ſehen!“

Zerſtreute.

Ein evangeliſcher Landgeiſtlicher in England nahm Abends von ſeiner Auserwählten zärtlichen Abſchied, nachdem mit Zuſtimmung der Braut und ihrer Ältern beſchloſſen worden war, daß am nächſten Vormittag um eilf Uhr die Trauung Statt haben ſollte. Als der Bräutigam aber früh erwachte, gerieth er über die Schönheit des Morgens

in ein solches Entzücken, daß er die Braut und die Trauung vergaß, Fischangel und Netz ergriff, und nach einem entfernten Teich wanderte, wo er sich seiner Lieblingsunterhaltung, dem Fischfange, mit solchem Vergnügen überließ, daß er nicht eher aufhörte, als bis die Abenddämmerung und der Hunger ihn an die Rückkehr mahnten.

Im Hause der Brautältern stand indeß den ganzen Vormittag ein köstliches Gabelfrühstück bereit; die Hochzeitgäste versammelten sich, kein Bräutigam erschien. Die Mutter trippelte mit ängstlicher Ungeduld umher, der Vater brummte, die schneeweiß gekleidete Braut, das kunstreich gelockte Haar mit dem Myrthenkranze geschmückt, saß in steigender Verlegenheit und mit zunehmender Röthe nach Thür und Fenster blickend. Man schickte Boten nach dem Bräutigam: er war nicht zu Hause, auch wußte Niemand, wo er sei. Endlich — gegen sieben Uhr Abends — erschien er mit einem Netze voll köstlicher Fische. Die freudige Erwartung des Lobes, womit man ihn nun überströmen würde, glänzte in seinen Augen; er erstaunte daher nicht wenig, als er sich in seiner süßen Hoffnung getäuscht und mit Vorwürfen von allen Seiten überhäuft sah. Vergebens bat er um Verzeihung, vergebens bat er die Trauung am nächsten Tag zu feiern. Die unerbittliche Braut erklärte, keine Macht auf Erden werde sie bewegen, ihn zu heirathen. Der unglückliche Zerstreute mußte sammt seinen Fischen das Haus verlassen, mit dem Bedeuten, es nie wieder zu betreten. Daheim angelangt, übergab er die reiche Beute seiner Magd mit den Worten: „Warum hast

du mich denn nicht erinnert, daß heute mein Hochzeittag ſein ſollte?" —

Er wagte es nicht mehr, an eine Heirath zu denken, und ſtarb als Junggeſelle.

Eines Tages ging er in die Bude eines Optikers, um Augengläſer zu kaufen. Nach langem Wählen erwiſchte er eine Brilleneinfaſſung von Schildkröte — doch ohne Gläſer, ſetzte ſie auf, und wollte bezahlen, indem er verſicherte, er habe noch nie ſo vortreffliche Augengläſer gehabt.

Er pflegte an Sonntagen, wo er in einem, eine Stunde entlegenen Dorfe predigte, zu reiten, ein Viertelſtündchen, ehe er zum Orte kam, abzuſteigen, den Zügel um den Arm geſchlungen, das Pferd zu führen und ſeine Predigt zu überleſen, bis er an den Eingang des Kirchhofes kam, wo der ihn erwartende Sohn des Küſters das Pferd übernahm.

Eines Tages hatte er ſeinen Weg auf die gewöhnliche Weiſe zurückgelegt und ſtand endlich am Kirchhofthor ſtille.

Der Küſterknabe verbeugte ſich und blieb ſtehen.

Paſtor. Nimm das Pferd!

Knabe. Welches Pferd?

Paſtor. Nu — meinen Braunen.

Knabe. Wo iſt er denn?

Paſtor. Hier.

Der Braun war aber nicht hier, denn er hatte ſich, als dem leitenden Herrn unterwegs der Zügel vom Arm entſchlüpfte, eigenmächtig beurlaubt.

„Soll ich ihm nachlaufen?" fragte der Junge, als

der Paſtor ſich von der Abweſenheit des Pferdes überzeugt hatte.

„O nein!“ ſagte dieſer, „auf dem Rückwege werde ich ihn wohl finden.“

Nicht weniger komiſche Züge von Zerſtreutheit liefert ein engliſcher Landedelmann. Er beſuchte eines Tages einen Freund in der Nachbarſchaft, bei dem er auch das Mittagsmahl einnahm. Erſt ſpät ritt er nach Hauſe. Die Nacht war dunkel; der Wind pfiff. Den Reiter befiel auf dem öden Wege die Furcht vor Räubern; er gab dem Pferde die Sporne. Plötzlich vernahm er hinter ſich den Schall von Pferdehufen. Kein Zweifel! Ein Räuber verfolgte ihn. Er fiel vom Trabe in Galopp; der Verfolger gleichfalls. Je ſtärker er galoppirte, deſto ſtärker galoppirte auch der ihm nachſetzende Feind. Endlich hatte er, ganz athemlos, ſein Schloß erreicht. Sein Diener ſprengte vorwärts, um das Thor öffnen zu laſſen.

„Wer da?“ rief der Edelmann.

„Ich,“ ſagte der Diener.

„Welcher Ich?“

„Richard, der Reitknecht.“

Nun war das Räthſel gelöſet. Der zerſtreute Edelmann hatte ſich vor dem Hufſchlag ſeines eigenen Reitknechtes gefürchtet, da er nicht mehr daran dachte, daß er einen Begleiter bei ſich hatte.

Derſelbe Edelmann pflegte auch laut zu denken.

Eines Tages beſuchte ihn ein Bekannter, mit dem er lange ſprach. Endlich verfiel er in ſeine Zerſtreutheit, ſchaute

dem Beſuchenden feſt in die Augen, hielt ihn beim Knopfe, und ſagte, was er blos zu denken glaubte: „Hm! Soll ich ihn zum Mittagmahle laden? Zwei Plätze ſind noch leer; ich habe dieſen Sommer zwei Mal bei ihm geſpeiſet; muß ihn doch laden.“ — Nun folgte eine kleine Pauſe, dann fuhr er fort: „Nein — ein andermal; er iſt ein gar fataler Kopfhänger!“ —

Der arme Kopfhänger ſtellte ſich, als habe er dieſe Worte nicht gehört, da er merkte, daß der Sprechende das Geſagte nur zu denken glaubte.

Als jener Edelmann einſt bei einer verwitweten Gräfin zu Gaſte war, führte er ſie am Arme zur Tafel, ſetzte ſich aber ſelbſt oben an, präſentirte ihr die Gerichte und legte ihr vor, ſchimpfte jedoch unaufhörlich über die ſchlechte Küche. „Der Koch müſſe betrunken ſein — ein elendes Eſſen — nichts zu genießen! — Die Verlegenheit der ſich ſelbſt und den Koch entſchuldigenden Hausfrau endigte erſt, als ſich's aufklärte, daß der zerſtreute Gaſt daheim zu ſpeiſen und ſeinen eigenen Koch zu tadeln glaubte.

Graf Brancas, welcher dem **La Bruyère** zu dem Charakterbilde des Zerſtreuten viele Züge geliefert haben ſoll, las eines Tages ſehr aufmerkſam in einem Buche, als die Amme ihm ſein Kind brachte. Er warf das Buch auf den Tiſch und nahm das Kind auf den Arm. Während er mit demſelben tändelte, wurde ihm ein wichtiger Beſuch gemeldet. Der Zerſtreute vergaß darüber das Kind, glaubte noch das Buch in den Händen zu haben, und warf das ſchreiende kleine Weſen auf den Tiſch.

Der französische Dichter **La Fontaine** hatte zwar dem Leichenbegängnisse eines seiner Freunde beigewohnt, dessen ungeachtet aber ging er ein paar Tage darauf in die Wohnung des Verstorbenen, in der Absicht, ihn zu besuchen. Als man ihm nun den Tod desselben meldete, sagte er: „Ganz recht! Ich erinnere mich jetzt, daß ich selbst vorgestern bei seiner Leiche zugegen war!"

Äsopblätter.

Wer einen übermäßigen Hang zur Einsamkeit fühlt, hat entweder zu wenig oder zu viel gelebt.

Der Streitende erhält das Recht, der Nachgebende die Eintracht.

Bücher füllen den Geist, aber die Erfahrung nährt ihn.

Der Geistreiche weiß selbst den Geistlosen zu verwenden. So läßt sich aus Wasserstoff brennbare Luft erzeugen.

Die Liebe in einem unheiligen Herzen erscheint wie der heilige Johannes in der Wüste.

Wolle doch Jeder nur das sein, was er sein kann, und leben in dem, was er ist!

Gute Ältern sind Phönixe, die sich selbst verbrennen, um ein neues Leben hervorzurufen.

Auch der hellste Verstand kann leicht irren; eine Wahr-

heit, die Jeder unbedingt zugibt, in ſo fern er dabei an — ſeinen Nebenmenſchen denkt.

Der Neidiſche hält jedes einem Andern geſpendete Lob für eine Beleidigung gegen ſich, und jedes einem Andern zu Theil gewordene Gut für ein, an ſeiner Perſon begangenes Unrecht.

Es gibt in Hinſicht auf das Bewundern zweierlei Narren; die Einen bewundern Alles, die Andern nichts.

Wer hoffnungsloſe Liebe bekämpfen will, muß, gleich den alten Parthern, fliehend kämpfen. Bleibt er auf derſelben Stelle, ſo iſt alle Mühe vergebens.

Menſchen, die Glück haben, und es nicht zu gebrauchen wiſſen, ſtellen Bildſäulen am Tempel der Fortuna vor.

Das Glück der Liebe iſt den meiſten Menſchen nur Entzückung eines flüchtigen Taumels, nicht anhaltende Wonne des wachen Bewußtſeins, nur ein Nordlicht, keine Himmelsſonne des Lebens.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Dieſes Sprüchlein kann man auch dahin deuten, daß weiſe Männer oft naſeweiſe Söhne haben.

Der Epos iſt im Reiche der Poeſie der Adler, der Roman die Schwalbe; er fliegt nicht hoch und liebt das häusliche Leben.

Drei Hauptmomente unſerer Pilgerreiſe hienieden ſind: Lebensmühe, Lebensluſt und Lebensglück. Unverdroſſen ſei die erſte, ſo gedeiht die zweite ruhig, und durch ſie die dritte kräftig.

Echte Künſtler ſind Salamander, die in dem Feuer leben, von welchem andere Weſen verzehrt werden.

Das Kamäleon, von dem man ſagt, daß es ſich von der Luft ernähre, hat die ſchnellſte Zunge.

Nur der Elende erkennt die Macht des Glückes; der Glückliche rechnet den Wohlſtand, deſſen er ſich erfreut, ſeiner Klugheit und ſeinem Verdienſte zu.

Tadel iſt die Taxe, welche ein Menſch den Übrigen zahlen muß für die Erlaubniß, ausgezeichnet durch Vorzüge ſein zu dürfen.

Ein ſchwacher Grund, den man für ſeine Behauptung anführt, ſchwächt alle ſtarken, die man vorher gab.

Manche Menſchen beſtreben ſich ängſtlicher ihren Verſtand zu verbergen als ihre Gebrechen, ſo wie Manche ihre Tugenden und Vorzüge ſorgfältiger verhüllen, als Andere ihre Untugenden und Mängel.

Jeder will lang leben, aber Keiner will alt werden.

Die Mädchen gleichen in puncto ihres Herzens jenen Beſitzern von Weingärten, die zugleich die Schenkgerechtigkeit haben, mit welcher ſie dann die Zuſprechenden in beiden Herzenskammern erquicken.

Venus, eine ſchöne gutmüthige Frau, iſt die Göttin der Liebe; Juno, eine entſetzliche Widerbellerin, die Göttin der Ehe. Beide waren Todfeindinnen.

Leſen wir in einem Buche eine Stelle, worin des Schriftſtellers Meinung mit der unſrigen übereinſtimmt, ſo ſagen wir, das ſei eine treffliche Bemerkung. Denken wir aber mit ihm nicht gleich, ſo ſagen wir, er habe ſich geirrt.

Neider und auch manche Kritiker gleichen den Mücken, die den Menschen oder Schriftsteller in der schönsten Jahreszeit am meisten quälen.

Zürnen heißt, die Fehler eines Andern an sich selbst strafen.

Leute mit engen Seelen gleichen den enghalsigen Flaschen mit mousirenden Weinen: je weniger in ihnen ist, desto mehr Getöse machen sie, wenn dieses Wenige herausspringt.

Viele Menschen handeln verständig, noch mehrere klug, aber sehr wenige großmüthig.

Diejenigen, die in Gesellschaft gewöhnlich als liebenswürdig brilliren, sind gewöhnlich aus Höflichkeit und Falschheit zusammengesetzt.

So wie die Weiber gleich den Räthseln schwer zu entziffern sind, so gleichen sie diesen auch darin, daß sie selten mehr gefallen, sobald wir die Auflösung wissen.

Sich selbst Thorheiten verzeihen, die man Andern nicht verzeiht, heißt mit andern Worten: lieber selbst ein Narr sein wollen, als es Andern erlauben.

Man sollte sich nie schämen zu gestehen, daß man Unrecht gehabt habe, denn man gesteht dadurch eigentlich nichts Anderes, als daß man heute besser oder klüger sei als gestern.

Je heller das Licht, in dem ein Gegenstand sich befindet, desto leichter ist jeder kleinste Flecken an demselben zu erkennen. Dies gilt von Kleidern wie von Menschen.

Musterkarte von Pedanten und Pedantinnen.

Man ist, herkömmlicher Weise, gewohnt, sich unter einem Pedanten einen Gelehrten, insbesondere einen Schulmann zu denken; und der Pedantinnen, so viele es deren auch gibt, geschieht fast gar keine Erwähnung. Es ist wahr, man trifft unter den Gelehrten und Schulmännern die meisten Pedanten; man findet sie aber auch in allen übrigen Ständen, in jedem Alter, und beim weiblichen Geschlechte so gut, wie beim männlichen: Pedanten mit Tabaknasen, so wie Pedanten von Wohlgerüchen duftend; Pedanten bei der düstern Nachtlampe, wie im kerzenhellen Tanzsaale, im solid schwarzen Galakleide, so wie in buntfärbiger Harlekinsjacke, in der staubigen Arbeitsstube, wie an der zierlichen Toilette. Man sollte also Pedanten nicht nur diejenigen nennen, die unter Büchern aufgewachsen und, in ihre Papiere eingemauert, für nichts Anderes Sinn haben, sondern auch Jeden, der, ein Sklave der Gewohnheit und ein lebendiges Petrefakt seiner Manier, nicht weiß, wie er außer seinem täglichen Geschäftskreise leben, denken, sprechen und in geselligen Kreisen sich benehmen soll.

Den Pedanten überhaupt charakterisirt in seinem Aeußern eine gewisse steife Förmlichkeit und ein gewisses mechanisches, monotones Wesen. Sein Inneres unterscheidet sich von dem aller übrigen Menschen durch die Geistesbeschränktheit, womit er an den einmal angenommenen Regeln, Ansichten und Formen so fest hängt und klebt, daß er für al-

les Andere gar keinen Sinn hat. Er iſt gewöhnlich eines von Beidem: entweder langweilig oder lächerlich. Das, was er weiß, meint oder thut, hält er für das einzig Rechte, Richtige und Intereſſante. Er iſt daher, wenn nicht ſtolz, wenigſtens eitel, dabei meiſtens geſchmacklos und kleinlich, langſam, bedächtlich, mehr oder weniger ängſtlich, ſchroff und unzugänglich für alles Fremdartige; ja er gleicht manchmal ſogar den Bewohnern der alten Inſel Tauris, die jeden Fremden ihrer Schutzgöttin Diana ſchlachteten. Man findet aber drei Hauptklaſſen von Pedanten: Bücherpedanten, Geſchäftspedanten und Lebenspedanten, in jeder dieſer drei Klaſſen aber gutmüthige und bösartige.

Die Bücherpedanten pflegen einander gewöhnlich Weihrauch zu ſtreuen und ſich mit Lobpreiſungen zu überſchütten. Wenn ein ſolcher z. B. einen klaſſiſchen Schriftſteller zum neunhundert und neunundneunzigſten Male neu edirt, oder in einem neuen Commentar emballirt, wo hie und da im Texte ein Partikelchen verändert oder ein winziges Nötchen angelöthet wird, ſo wird der Mann von ſeinen Collegen zu den Sternen erhoben.

Die Geſchäftspedanten ſchütteln gern über einander die Köpfe, indem Einer den Andern für einen Pedanten erklärt. Die untergeordneten Geſchäftsmänner haben dabei einen üblen Stand.

Die Lebenspedanten ſchreien einander, weil ſie ſich in den Geſellſchaften, wo jeder ſein ausſchließendes Privilegium zu haben glaubt, wie Felſen entgegen ſtehen, für fatale und unerträgliche Menſchen aus.

Der Schulmann, als gelehrter Pedant, ſteht allerdings oben an. Von ihm hat ja die ganze Gattung den Namen erhalten, vom griechiſchen Worte παις, der Knabe, und παιδευω, erziehen, oder παιδευτηριον, die Schule. Ein deutſches Kraftwort nennt ihn Schulfuchs. Man hat bemerkt, der gelehrte Pedant ſei unter allen Pedanten noch der erträglichſte. Wenn man ihm die hohe Meinung von ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinem Wiſſen unangefochten läßt, und ihm das Auskramen ſeiner Ware geſtattet, ſo iſt mit ihm übrigens gut auszukommen. Die Aergſten unter den gelehrten Pedanten ſind diejenigen, die wenig geſunde Vernunft beſitzen, aber eine Menge von Büchern, ohne Geſchmack und Urtheilskraft, durch- und untereinander geleſen haben.

Wir wollen nun eine Gallerie verſchiedenartiger Pedanten und Pedantinnen die Muſterung paſſiren laſſen. Den Anfang mache Thomas Folio, ein gelehrter Trödler. Er bemüht ſich, alle ſeltenen und Pracht-Ausgaben zuſammen zu treiben. Kein Buchladen wird geöffnet, wo er nicht ſchon vor der Thüre ſteht; keine Auction wird abgehalten, wo er nicht, ſteif daſitzend, mitſteigert; kein Buch verließ die Preſſe, ohne daß er vom Werke und vom Autor und vom Verleger die genaueſten Notizen hat; kein Bücherkatalog erſcheint, der ihm nicht, noch naß, aus der Druckerei zugeſchickt wird. Herr Folio iſt eine ſeltſame Miſchung von einem Viel- und Wenigwiſſer. Was die Titelblätter-Gelehrſamkeit betrifft, da wird ihm wohl kaum Einer gleichkommen, denn er kennt die Titel aller Werke, ihre Jahreszahlen und Verlagsörter, die Namen aller Schriftſteller, alle Lebens-

che und Schmähungen, die ſie erfahren haben. Ein Herausgeber oder Commentator Homer's gilt ihm mehr, als Homer ſelbſt. Und ſo fühlt er auch für Heyne, Harduin, Erneſti, Wolf, Ruperti ꝛc. mehr Hochachtung, als für den Virgil, Plinius, Cicero, Juvenal ꝛc.; und ſpricht man vom Athenäus, ſo hält er eine Lobrede auf Schweighäuſer. Druckfehler in dieſer oder jener Edition weiß er mit triumphirender Miene an den Fingern herzuzählen; auch trägt er immer irgend einen Klaſſiker in der Taſche, und ſpricht ſtundenlang über ihn, ohne ſechs Zeilen von ſeinen Werken geleſen zu haben. Erſucht Jemand ihn um Belehrung über den Geiſt eines Schriftſtellers, ſo glaubt er volle Genüge zu leiſten, wenn er ſagt, welche Werke Jener geſchrieben, dann wo, in welchen Jahren und in welchen Formaten ſie erſchienen ſind; höchſtens nennt er dazu noch die Taufnamen des Autors, Jahr und Tag ſeiner Geburt und ſeines Todes. Wer nur von dem Inhalt der Werke, vom Geiſte und von der Darſtellungsweiſe eines Schriftſtellers zu ſprechen weiß, den bemitleidet er als einen Belletriſten ohne gründliche Kenntniſſe.

Der pedantiſche Soldat iſt gewöhnlich gegen ſeine Untergebenen ein Despot, und tyranniſirt die Geſellſchaft mit ellenlangen Berichten von allen Schlachten und Belagerungen, denen er beiwohnte, von der geringſten Streifwunde, die er erhielt oder zu erhalten in Gefahr war u. ſ. w. Alles, was er ſagt, riecht nach Schießpulver und klingt wie Säbelhiebe.

Der pedantiſche Rechtsgelehrte umgarnt die ganze Ge-

ſellſchaft mit ſeinem gewonnenen und verlornen Proceſſen, und ſchlägt unaufhörlich mit dem Corpus Juris um ſich. Ein nicht minder arger Pedant iſt der politiſche Kannengießer, der die Geſellſchaft taub redet, allen Höfen und Miniſtern ſagt, was ſie thun ſollen, aber im Pfeffer ſitzt, wenn ein paar Zeitungen ausbleiben.

Sehen wir uns noch weiter um, ſo zeigt ſich ein zahlloſes Heer von Pedanten aller Art. Der Eine iſt ein Pedant im Converſationsweſen ſelbſt. Er hat für jeden Tag der Woche regelmäßig ſein Mittagsmahl in dieſer oder jener Familie, jeden Abend ſeine ſichere Partie zum Kartenſpiel. Bleibt eine Einladung aus, ſo weiß er nicht, was er anfangen ſoll, und die unbeſetzte Stunde wird eine Lücke in ſeinem Leben.

Ein anderer Geſelligkeits-Pedant hat nur Sinn für das Theater; ein Normatag macht ihn unglücklich. So lang er von Schauſpielen und Schauſpielern ſprechen kann, iſt er unerſchöpflich; verſtummt aber, ſobald das Geſpräch ſich auf einen anderen Gegenſtand wendet.

Die bezaubernde Louiſe beſchränkt ihr ganzes Weſen und Thun auf die neueſten Modekleider, Modeſtoffe, Modekrankheiten, Modeſpiele, Modeſprüche, Modelieder, Modeſchönheiten, Modepromenaden u. ſ. w., die ſie an den Fingern herzählen kann. Iſt das vorbei, ſo ſteht die liebe Unwiſſenheit da, und ſie wird der Geſellſchaft nun eben ſo unnütz, wie der pedantiſche Schulfuchs. Gehen wir einen Schritt weiter, ſo kommt uns hier eine Hundepedantin entgegen, dort ein Pferdepedant. Iſt das Lieblingsthema von

Beiden abgeorgelt, ſo ſcheint ihr ganzer Verſtand auf einmal weggeflogen zu ſein.

Nicht wenig Pedanten findet man auch unter den ſogenannten gereiſ'ten Leuten, dieſen lebendigen Koffern und Protokollen aller Länder und Völker, die, wenn ſie einmal zu peroriren anfangen, kein Ende finden.

Wenn jener Galan mit dem eitlen Lächeln der Albernheit und der ſüffiſanten Selbſtzufriedenheit uns erzählt, wie hoch ihm dieſer Frack von echt engliſchem Tuch und Schnitt zu ſtehen kommt, wenn er die echten Pariſer Glanzhandſchuhe zeigt, und mit Entzücken von ſeinem runden Hute ſpricht, deſſen Form das Werk ſeiner eigenen Erfindungskraft iſt, und Hunderte von Nachahmern fand; ſo iſt er in ſeiner Art eben ſo gut Pedant, wie ſein langweiliger Herr Vormund, wenn er Frauen und Fräulein von den griechiſchen Aoriſten erzählt, und ihnen Stellen aus dem Ariſtoteles citirt. Beide verſtummen aber, wenn der Herr Couſin, ein Pedant anderer Art, das Wort nimmt, ein junger Herr, der beinahe zwölf Monate lang Kreuz- und Querzüge durch ferne Länder that, als irrender Ritter, und jetzt mit ſeinem Reiſekoffer auf gleicher Linie ſteht. Nennt man das Wort Muſik, ſo ſtrömt aus ſeinem Munde ſogleich eine ganze Geſchichte der vorzüglichſten Sänger und Sängerinnen Italiens. Spricht Einer das Wort Gemälde aus, ſo ſprudelt über ſeine Lippen flugs die Beſchreibung aller Bildergallerien von Wien, Florenz, Dresden ꝛc. ꝛc.; wird irgend ein Bächlein genannt, ſo überſchwemmt er die Geſellſchaft mit dem Rhein, der Donau, der Themſe, der Seine

u. ſ. f. Beim Namen eines Hügels läßt er ſogleich den Aetna, den Montblanc, den Chimboraſſo und ganze Gebirgsketten vor uns aufſteigen.

Kehren wir aber doch wieder zu jener bezaubernden Louiſe zurück! Sie lächelt eben mitleidig über ihre Tante, und nennt ſie eine altmodiſche Pedantin, weil die wackere Frau beim Mittagsmahle ſehr viel über die Zubereitung der Speiſen, über die gute Qualität der Tiſchzeuge, der Geſchirre und anderer Gegenſtände der Haushaltung ſpricht; ſie denkt aber nicht, daß ſie ſelbſt ſtundenlang von nichts als ihren Kleidern und Schneidern faſelt, und als eine neumodiſche Pedantin erſcheint.

Eine Pedantin anderer Art iſt die gute Erneſtine, die in allen Geſellſchaften unaufhörlich von den vorzüglichſten Eigenſchaften ihres Gatten und von der Schönheit ihrer kleinen Emma erzählt, und aller Welt kund und zu wiſſen thut, wie närriſch ihr kleiner Fritz ſich geberdete, als er ſein erſtes Höschen anzog, und daß die winzige Nina ſchon ſieben Zähne hat und am achten arbeitet, obſchon ſie am nächſten Mittwoch, Abends um 7 Uhr, erſt eilf Monate alt wird. Dieſe Art von Pedantinnen iſt aber zum Glück ſo ſelten, daß man ſie, eben dieſer Seltenheit wegen, in Geſellſchaften leicht dulden kann.

Es gibt ſogar Pedanten der Liederlichkeit. Herr von Zeißig, obſchon er nun die Fünfzig paſſirt hat und übel mitgenommen iſt, ſetzt ſein tolles Treiben und Nachtſchwärmen, ſo läſtig und beſchwerlich es ihm jetzt ſchon fällt, noch immer fort, und zwar blos deshalb, weil ihm die unor-

dentliche Lebensweiſe zur Tagesordnung geworden iſt. Er beobachtet dabei eine ſolche pedantiſche Genauigkeit, daß er nach durchſchwärmten und durchſchwelgten Nächten jeden Morgen, das heißt: gegen Mittag, mit Kopfſchmerzen aufſteht, krankhaft dem nächſten Abend entgegen ſchwankt, dann, vom neuen Taumel betäubt, wieder zu geneſen anfängt, bis endlich die Mitternacht ihn ganz herſtellt. Bei ſeinem jetzigen Leiden, der ertanzten Schwindſucht und der erſchlemmten Gicht, tröſtet er ſich mit dem Gedanken, daß er ohne dieſe Acquiſition die Welt, den Geiſt der Zeit und den feinen Converſationston nie recht kennen gelernt, ja nie gelebt hätte. Und ſo erlaubt ſich dieſer Pedant der Liederlichkeit, alle Menſchen, die ordentlich leben, Pedanten zu nennen.

Und ſo iſt denn Jeder ein Pedant in ſeiner Art, ſobald er die allgemeine Unterhaltung der Geſellſchaft dadurch hemmt, daß er ſeine Lieblingsweiſe und Lieblingsmanier behauptet und breit auskramt, und ohne Rückſicht, ob das, was ihm wichtig und intereſſant ſcheint, Beides auch für die Uebrigen iſt, den Frohſinn und das Leben einer wechſelſeitigen Converſation zerſtört, woran Jeder theilnehmen, geben und empfangen ſoll. Wenn ein Gaſt bei Tiſche die beſten Gerichte zu ſich nähme und ſie allein verſchlänge, ſo würde man ihn der größten Unhöflichkeit beſchuldigen; wer aber in einer Geſellſchaft ſich aller Ohren bemächtigt, die Converſation, auf welche alle Anweſenden ein gleiches Recht haben, an ſich reißt, ſie gleichſam allein verſchlingt und nur

ſo viel übrig läßt, als ihm beliebt, — iſt ein ſolcher Menſch weniger unhöflich als jener Gourmand?

Ueberhaupt pflegen viele Menſchen nicht zu erwägen, daß wir ſelbſt keine competenten Richter über den Werth unſeres eigenen Geſpräches ſind, und nicht beurtheilen können, ob und wie lange die Geſellſchaft daran Behagen finden werde. Wir ſollten daher nie vergeſſen, daß die Bemerkungen, die wir machen, die Geſchichten, die wir erzählen, von Zuhörern beurtheilt werden, die einen anderen Maßſtab anlegen, als der Vortragende. Jeder bringt der Geſellſchaft gern ſein Lieblingsthema oder Leibgericht, aber nur Wenige bedenken, daß dasjenige, was dem Einen, der es aufträgt, ſchmackhaft dünkt, dem Andern ſchmacklos vorkommen mag.

Die Theaterlöwen.

Als ich unlängſt meinen nachmittägigen Spaziergang durch einige Gaſſen der Vorſtädte machte, kam mir eine ärmlich gekleidete Familie entgegen, Vater und Mutter mit eilf Kindern; jedes von ihnen trug, gleich großen und kleinen Papageno's und Papagena's, Käfige mit allen Gattungen von Vögeln angefüllt, durcheinander flatternd, ſingend und ſchreiend. Auf meine Frage, ob das buntgefiederte Chaos für das Vergnügen der Ohren oder des Gaumens beſtimmt

ſei? erwiederte mir das Haupt der Familie: Die geſammte ſingende, ſpringende Menge ſei von einem Theaterdirektor beſtellt und beſtimmt, ſich zu einem, aus wirklichen Bäumen und Bächen zuſammengeſetzten Wäldchen in ihrem eigenthümlichſten Rollenfache, nämlich als Singvögel, zu produziren.

Ich erlaubte mir an den trotzigen Berichterſtatter die Frage: Ob das fliegende Orcheſter ein ſtabiles Engagement erhalte? — Auf die kurze Antwort: „Das kümmere ihn wenig!" brummte ich nur vor mich hin: Es wird ſchwer halten, die einmal aufgenommenen geflügelten Sänger wieder zu entlaſſen, denn wenn ſie einmal im Beſitze des Theaters ſind, werden ſie wohl größtentheils da bleiben, und dann auch in Stücken und Decorationen erſcheinen, wo ſie nicht hingehören, vielleicht ſogar unter den Zuſchauern ſelbſt als Zuſchauer an mancher Vorſtellung Theil nehmen. Der alte Papageno verſicherte dagegen, daß ſogar eine kleine Armee von Mäuſen für die Bühne engagirt wurde, indem man nächſtens ein Stück geben werde, deſſen Held zuletzt, in einen unſaubern Thurm geſperrt, von Mäuſen aufgefreſſen werden müſſe. — Ich konnte an der Wahrheit der Nachricht um ſo weniger zweifeln, als der Berichterſtatter mir betheuerte, er ſelbſt habe ſchon eine Beſtellung auf ſechstauſend Mäuſe erhalten, die er, Stück für Stück zu zwei Groſchen, binnen drei Wochen liefern müſſe, damit ſie noch zu den Theaterproben gehörig eintreffen.

Papageno wurde nun, wie das vielen Menſchen eigen iſt, durch das längere Sprechen ſelbſt immer geſprächiger,

und erzählte mir endlich, aufgemuntert durch freigebig gespendeten Schnupftabak nebst einigen Groschen, seinen ganzen Lebenslauf.

Er war in einem Dorfe der Umgegend von W... geboren, diente bei einem reichen Bauer als Knecht, wurde dann Dorf-Kleidermacher, endlich gar Theater-Schneider-Gesellen-Gehülfe. Aus dieser letzten Periode theilte er mir mehrere biographische und dramaturgische Notizen mit. Es war (sagte Papageno) schon so weit gekommen, daß der Theaterdirektor die Hälfte des menschlichen Personals entließ, weil das Publikum eine entschiedene Vorliebe für die vierfüßigen Schauspieler zeigte, und die ganze Naturgeschichte, das heißt: Viehkünstler aller Gattungen, auf der Bühne sehen wollte.

Ich habe unter diesen Thieren recht brave Leute kennen gelernt; insbesonders fand ich in unserm Theaterlöwen einen äußerst scharmanten Mann. Sonderbar traf sich der erste Augenblick unserer Bekanntschaft. Ich ging in den ersten Tagen meiner Anstellung beim Kleidungs-Kunstfach unter den Coulissen, meine große Tuchscheere suchend, herum. Plötzlich stoße ich an etwas auf der Erde, ich schaue hinab — und — wer beschreibt meinen Schrecken! ein ungeheurer, fürchterlicher Löwe liegt vor mir. Ich schreie und will die Flucht ergreifen; da ruft mir das grimmige Thier mit der sanftesten Stimme nach, ich möchte doch ruhig sein und mich ja nicht fürchten, ein Löwe seiner Art füge Niemanden Schaden zu. Er sei im Gegentheil ein wahrer Menschenfreund, und habe gegenwärtig so viel lange Weile,

daß es ihm sehr lieb wäre, wenn ich ihm die Ehre meiner Gegenwart zu einer Conversation schenken wollte.

Ich nahm die freundliche Einladung mit Dank an, und setzte mich zu ihm auf den Boden, wo er ausgestreckt neben mir liegen blieb, denn er war schon im ganzen Kostume, weil er bei der heutigen Hauptprobe mitspielen mußte. Dieser äußerst affable Kunstlöwe nahm mich von jener Stunde an in Affection. Er sprach sehr gern über das Schauspielwesen. Eines Tages sagte er mir, er wisse recht wohl, ein Rezensent, gegen den er sich für das viele Lob sehr erkenntlich zeigte, habe sich einmal dennoch die Bemerkung erlaubt, daß der gefeierte, rühmlich bekannte Theaterlöwe seine Art zu agiren seit seiner ersten Kunstleistung schon dreimal verändert habe, worüber sich Viele mit Recht verwunderten. Der Kritikus wußte nicht, daß jene Veränderung von der sehr einfachen Ursache herrührte, daß die Viehkünstler, ohne etwas davon im Publikum verlauten zu lassen, öfter verändert wurden. So zum Beispiele war ich in Zeit von einigen Monaten der dritte Theaterlöwe. Der erste Löwe, zugleich Lampenanzünder, war ein sehr eigensinniger Mensch und von cholerischem Temperament. Er that bei seiner Rolle immer mehr, als nöthig war, und wollte nie leiden, daß man ihn mit geringer Mühe, und so schnell, als die Theatergesetze und das Publikum es forderten, tödte. Dieser Trotz ging endlich so weit, daß er in einem Haupt-Spektakelstücke gegen den mit ihm kämpfenden Helden alle Kräfte aufbot, und denjenigen, der ihn besiegen und tödten sollte, ohne Gnad' und Barmherzigkeit mit unbändiger Wuth nie-

derwarf, den Liegenden auf dem Boden herumzog, und ſogar nach menſchlicher Weiſe in Schimpfworte gegen den feigen, ſchwächlichen Theaterhelden ausbrach. Das war doch zu arg. Alle Zuſchauer brachen in ein unſinniges Gelächter aus, das Stück fiel und der arme Theaterlöwe wurde entlaſſen.

Sein Nachfolger war ein Schneider, ein ſchwächlicher, hagerer, blaſſer, äußerſt ſanftmüthiger Mann, der gern mit aller Welt im Frieden lebte; ganz das Gegentheil vom vorigen Löwen. Kam er auf's Theater, ſo ging er ein paarmal ſittſam auf und nieder, blieb, wenn der Kampfheld gegen ihn anrückte, demüthig und reſpektvoll ſtehen, und fiel auf den erſten Hieb oder Stich der Länge nach nieder, aus bloßer Beſorgniß, den Schauſpieler ja durch keinen unbeſcheidenen Widerſtand zu ärgern oder zu beleidigen. Er wurde auch allgemein der gute Löwe genannt; weil er aber den Helden durch das zu ſchnelle Fallen und Sterben alle Gelegenheit zu ſchönen Stellungen raubte, und er ſeine übermäßige Schüchternheit und Herzensgüte, ungeachtet aller Ermahnungen, nicht abzulegen vermochte, ſah der Theaterdirektor ſich genöthigt, den guten König der vierfüßigen Thiere wieder zum Schneider zu degradiren. Jetzt erlaubte er ſich aber — geſchah's aus Paſſion oder um ſich Arbeit zu verſchaffen? — der ihm verſagten Löwenhaut ſehr oft heimlicher Weiſe Löcher oder Riſſe zu verſetzen.

Der gegenwärtig engagirte Löwe iſt der einzige Sohn eines verſtorbenen reichen Müllers, alſo ein eigentlicher Müllerlöwe, der ſein Metier ohne Gehalt, mithin als

wahrhafter Kunſtfreund treibt. Um ſeine Familie nicht zu compromittiren, verſchweigt er ſeinen rechten Namen, und nennt ſich Hugo Leone. Man ſieht es ihm auch bei jedesmaligem Auftreten an, daß er — wie der Kunſtausdruck lautet — con amore ſpielt. Er hat viel Geld, und iſt daher beim ganzen Theaterperſonale beliebt, vorzüglich bei ſeinen Kunſtgenoſſinnen, die nebſt ſeiner feurig-zärtlichen Complexion auch ſeine Freigebigkeit hochſchätzen. Die Gunſt des Publikums hat er ſich vorzüglich durch ſeine glückliche Miſchung von Muth und Sanftmuth erworben, kraft welcher er, wenn er getödtet wird, immer im rechten Augenblicke und mit gehörigem Anſtande ſtirbt, ganz nach den Regeln der Schauſpielkunſt. Dafür wird ihm auch bei ſeinem Verſcheiden jedesmal ein rauſchender Beifall gezollt. Dieſer machte aber den ehrgeizigen jungen Künſtler einmal ſo perplex, daß er, Alles vergeſſend, ſchon getödtet aufſprang, ſich auf die Hinterpfoten ſtellte, dem Publikum in einer wunderſchönen Rede dankte, dann hineinlief, in ſeinem Freudenrauſche eine Actrice nach der andern umarmte, und für alle Schauſpieler denſelben Abend die Zeche bezahlte.

Am nächſten Tage verrückte ihm der Künſtlerſtolz den Kopf in dem Grade, daß er um die Mittagszeit als Löwe auf die galante Promenade gehen wollte, wovon ſeine Freunde ihn nur mit vieler Mühe abhielten. Seitdem beſteht eine kleine Spannung zwiſchen ihm und dem erſten Helden, den es ärgert, daß der Löwe mehr Bewunderer findet, als derjenige, der ihn tödtet. Uebrigens wäre jedem Schauſpieler der Eifer unſeres braven Müllerlöwen zu wünſchen! Ein

einziger Recenſent wagte es einmal, den gefeierten Löwen in einem beliebten Journale zu tadeln. Dieſer aber ſchrieb dem ſcharfen Kritikus nur ein kleines Billet mit dem wenigen Worten: „Verehrter Herr! Einem Löwen ſoll man nicht den Muth nehmen!“ — Dieſe wenigen Worte begleitet von einigen Bouteillen Wein, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der gefeierte Müllerlöwe brachte es in der Folge ſo weit, daß er, reich wie er war, ſich einen eigenen Vice-Löwen hielt. Dieſer, ein verunglücktes Genie, voll Eigendünkel und Aufgeblaſenheit, ließ ſich zu dieſem Engagement nur des lieben Geldes wegen herbei, aber mit der hochmüthigen Äußerung: „Wenn er ſchon ein Vieh vorſtellen müſſe, ſo wolle er wenigſtens kein anderes als ein Löwe ſein.“

Als er einmal wegen Unpäßlichkeit des primo Leone in dieſer Rolle auftreten, und von einer ſchönen Amazone ſterben mußte, ergab er, alle Wuth vergeſſend, ſich der reizenden Heldin ohne den geringſten Widerſtand, wodurch denn die Täuſchung zum Mißvergnügen des Publikums geſtört wurde. Der Theaterdirektor, über dieſen Übelſtand erboßt, rüttelte die Mähne des armen Vice-Löwen, ſo wie die Jäger vom Walde ihn hinter die Couliſſen trugen, grimmig. Jener entſchuldigte ſich damit, die Schönheit der Amazone habe auf ihn einen ſo gewaltigen Eindruck gemacht, daß es ihm nicht möglich war, ſich zu der vorgeſchriebenen Wuth hinaufzuſteigern. Vergebens bemühte ſich die geſchmeichelte Schauſpielerin, den gerechten Zorn des Direktors zu beſänftigen Der arme Löwe mußte, zur Strafe für ſeinen

Schönheitsſinn, im nächſten Stücke, Meleager betitelt, die Rolle des ungeheuern Ebers übernehmen. Dieſe Herabſetzung beleidigte den jungen Herrn ſo ſehr, daß er ſeinen Abſchied verlangte und erhielt.

Ich dankte dem redſeligen Erzähler für die mir ſo freundſchaftlich mitgetheilten Theaternachrichten nicht nur mit verbindlichen Worten, ſondern auch mit etwas, deſſen Wohlklang ſelbſt die wohlklingendſte Sprache übertrifft. Er ſteckte die Gabe mit vielem Dank in die Taſche, konnte aber dabei dennoch einen Seufzer nicht unterdrücken und ſagte: Herr! So erwünſcht mir das Geld kommt, ſo wüßte ich doch Eines, was mir noch lieber wäre!" Auf meine theilnehmende Frage, was dies wäre? erwiederte er: „Ja, Ihnen will ich mein Herz öffnen. Ich möchte — ich möchte auch ein Vieh werden; aber was für eines? Ein recht tüchtiges, ja ein Hauptvieh, ein Vieh, das noch mehr wäre als der Löwe!" —

Ich rieth ihm den Elephanten an. Er gerieth darüber in Entzücken, und meinte, das wäre wohl gar ſchön, wenn er nur ein Theaterſtück fände, in dem der Elephant ſich in einer Hauptrolle produziren könnte. Ich konnte ſeiner, beinahe ſchmerzlichen Sehnſucht und ſeinen kindlich dringenden Bitten nicht widerſtehen und verſprach, für ein Stück zu ſorgen, welches ſeine kühnſten Erwartungen übertreffen, und ihn mit einem Glanze von Ruhm und Geld ganz überfirniſſen ſollte. Um mich ſelbſt und den hohen Plan, den ich mit ihm vorhatte, ihm begreiflich zu machen, erklärte ich dem geſpannt Aufhorchenden zuerſt die Art und Weiſe der

beliebten kleinen Verkleidungs-Luſtſpiele, in welchen ein und dieſelbe Perſon in vielfachen Verkleidungen auftritt, ſo daß ſie in jeder neuen Scene und in jeder neuen Geſtalt einen Aufwand von Kunſt darlegen kann. Was jene als Menſchen leiſteten, dasſelbe ſollte er mit ungeheurem Kunſtaufwande in einer Reihe von Thiergeſtalten und Viehſtücken darſtellen. Einen reichen Stoff zu ſolchen Kunſtleiſtungen fand ich in den Feldzügen Alexanders des Großen in Europa, Aſien und Afrika. Ich lieferte dem vor Freude aufjauchzenden Manne zur Probe den Inhalt einiger Scenen. So z. B. kommt Alexander in das Land, wo die Hunde von ungeheurer Größe und Stärke, und dabei, wenn der Geſchichtſchreiber Curtius Rufus nicht gelogen hat, ſo grimmig ſind, daß ſie jeden Begegnenden anfallen, und ſich mit den Zähnen in ſein Fleiſch ſo feſt verbeißen, daß man ſie nicht mehr wegzuziehen im Stande iſt; ſie laſſen ſich in Stücke zerreißen und zerhauen, halten aber immerzu ihre Beute ſo feſt gepackt, daß zuletzt, wenn von ihrem zerſtückten Leibe nichts mehr übrig iſt, der Rachen allein noch am Fleiſche des Unglücklichen hängt, und ohne Aufhören fortbeißt, bis der ganze menſchliche Leib verzehrt iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alexander durch allerlei Wälder zieht, wo ſich wilde Thiere aller Arten zeigen können, insbeſondere kann eine Schaar von großen Affen ihm entgegen kommen, die er für afrikaniſche Krieger hält. Er greift ſie an; die Affen ſtellen ſich in Schlachtordnung; ein blutiges Treffen erfolgt; die Affen werden geſchlagen; Alexander ſiegt, erkennt nun erſt die menſchenmachah-

menden Beſtien, und ſchämt ſich nicht wenig. Ein Affe kann dabei als Centurio eine ſehr dankbare Rolle ſpielen. Endlich kommt die Hauptſchlacht mit dem Könige Porus, der auf einem Elephanten reitet, Alexander auf ſeinem unſterblich gewordenen Leibpferde Bucephalus. In Egypten kann ein Krokodill auftreten und durch das Verſchlingen ganzer Helden ſammt Panzer und Helm, Schild, Spieß und Schwert, ſich im höchſten Grade auszeichnen, noch mehr aber durch ſein ſchreckliches Weinen nach genoſſener Mahlzeit. Überdies kann ſogar ein Phönix erſcheinen, der ſich in der egyptiſchen Sonnenſtadt (Heliopolis) im großen Tempel pompös verbrennt und aus ſeiner Aſche neu verjüngt wieder auffliegt! Kann es ein ſchöneres Spektakel geben? Endlich kann ein Chor von Schwänen kommen; und einer von ihnen, im Sterben begriffen, kann ſich vor ſeinem Tode ſelbſt ſein Schwanenlied ſingen; das wäre neu, denn ſo viele Thiere auch auf dem Theater ſchon erſchienen ſind, eine eigentliche Bravour-Arie hat doch keines noch geſungen; und ſo weiter! — Mein guter Thierkünſtler war von dieſen hingeworfenen Ideen ganz verwirrt, betäubt und wie berauſcht. Ich gab ihm Adreſſen an einige animaliſch-dramatiſche Dichter; er trennte ſich von mir mit dem Verſprechen, daß ich bei ſeiner Benefice auf eine Freiloge rechnen dürfe.

Die Liebäugler.

Die Liebäugler ſind geſchworne Feinde der Ruhe des ſchönen Geſchlechts, welches ſie mit ihren Blicken nicht nur

auf der Promenade, in den geſelligen Zirkeln und im Theater verfolgen, ſondern ſogar in den Kirchen beunruhigen. Vergebens bieten die Holden Alles auf, dem Augenbanne zu entgehen; ein myſtiſcher Zauber feſſelt ſie ſo gewaltig, daß ſie nicht nur ihre Gedanken den Beſchauern nicht entziehen können, ſondern daß ſie ſogar die auf ſie gehefteten Blicke von Zeit zu Zeit ſelbſt verſtohlen anſehen müſſen. Dies hat denn zur Folge, daß ſie den Liebäuglern das Augenfixiren immer weniger übelnehmen, ſich bald gegen dieſe Angriffe des Sehvermögens nicht mehr vertheidigen können, dann durch das bloße unaufhörliche Angeſchautwerden ſich wie von Netzen umſtrickt fühlen, und endlich gar ihren Feinden geneigt werden.

Es iſt zu beſorgen, daß dieſe leidenſchaftliche Augenſprache nicht nur den Schönen ungeheure Verlegenheiten verurſachen, ſondern daß ſie ſogar der hinreißenden Beredſamkeit der Liebe, als einer von der Natur uns eingeflößten Kunſt, die ſchönſten Gefühle des Herzens auszudrücken, bedeutenden Schaden zufügen wird. Wer möchte ſich wohl ferner um gewinnende, das Innerſte der liebenden Seele darſtellende Worte bemühen, wenn er mit anſtarrenden, glühenden, durchbohrenden Blicken, oder mit plötzlich geſenkten Augenſternen, oder durch begegnendes und aufhaſchendes Liebäugeln denſelben Zweck um ſo viel leichter erreichen könnte?

Vor kurzer Zeit bemerkte ich in einem Theater ein anhaltendes Kreuzfeuer von vier Augen aus ziemlicher Entfernung. Die Feuerſprühenden ſchienen, in ihr eigenes Schau-

piel verſenkt, der Schaubühne ganz zu vergeſſen, obſchon der Wahnſinn des unglücklichen Königs Lear die Gemüther aller Anweſenden tief erſchütterte. Ich ſelbſt wurde von dem Duodram des Privattheaters in der herrlichen Tragödie ſo geſtört, daß ich meine ganze Aufmerkſamkeit den auf einander gerichteten vier Augenſternen zuwendete, und immerzu deutlich erkannte, wie ſie bald eine mächtige Bewegung, bald forſchendes Mißtrauen, bald freudige Empfindungen, bald vorherrſchende Wehmuth oder Sehnſucht, bald erzwungene Gleichgültigkeit, bald übel verholene Liebe, bald heimlichen Zorn mit ſpielenden Lichtſtrahlen wechſelweiſe ausdrückten.

Ich dachte bei dieſer Gelegenheit an die alte Erzählung von der Klapperſchlange, die ſich unter einen Baum legt, auf dem ein Eichhörnchen ſpielt. Die giftige Unholdin verwendet kein Auge von dem zierlichen Thierchen; gelingt es ihr, nur einen einzigen Blick aufzufangen, ſo macht dies auf die Phantaſie des armen Thierchens einen ſolchen Eindruck, daß es ſchon verloren iſt. Es ſchwingt ſich zwar noch von einem Zweige auf den andern, ohne die Schlange weiter anzuſehen; endlich aber ſenkt es ſich immer tiefer hinab und kommt der lauernden Feindin näher, endlich ſo nahe, daß es ihr in den verſchlingenden Rachen fällt.

Von einem ſolchen Geſchichtchen verzaubernder Liebäugelei war ich einſt ſelbſt Augenzeuge.

Myrtenreis, ein Muſter in der Kunſt des Liebäugelns, und Hildegarde, im Kokettiren nicht unerfahren, hatten ihr früheres zärtliches Verhältniß aufgegeben, und ſie wichen einander nun eben ſo ſorgfältig aus, als ſie vormals ſich

gesucht hatten. Der Zufall fügte es, daß sie sich nach langer Zeit im überfüllten Schauspielhause wieder fanden, wo Myrtenreis, ohne seine Stelle im dichten Gedränge verändern zu können, im Parterre so zu stehen kam, daß er der Loge, aus welcher Hildegarde hervorleuchtete, wie eingewurzelt gerade gegenüber stand.

Hildegarde hatte bei ihrem Eintritt in die Loge kaum die bewundernden Blicke der im Parterre zusammengedrängten Männerwelt mit scheinbarer Gleichgültigkeit bemerkt, als Herr von Myrtenreis, der so lange nicht Gesehene, ihr in's Auge fiel. Sie erwiederte sein unverwandtes Hinstarren auf sie zuerst mit einem Blicke voll Verachtung, ließ aber die Augen sogleich über andere Gegenstände hingleiten, und gab dem fixirenden Bewunderer, als ihre Augen wieder auf ihn zurückkehrten, einen höchst gleichgültigen Blick.

Myrtenreis ließ sich durch dieses Manöver nicht aus der Fassung bringen; seine Geistesgegenwart war vielmehr so groß, daß er Gleiches mit Gleichem erwiederte, und sich auf die Fortsetzung des Augenduells bereit machte. Hildegarde gewahrte nun auf dem Angesichte ihres verliebten Feindes einen mokanten Zug, welcher seine Lippen auf eine sehr fatale Art umspielte.

Hildegarde gerieth hierüber in Verlegenheit, jede Miene verrieth die Unruhe ihres Innern. Um diese so viel als möglich zu verbergen, ließ sie die Augen im ganzen Hause herumschwärmen, und schaute die Meisten, ohne es selbst zu wissen, sehr freundlich an.

Jetzt flog der Vorhang empor, und Macbeths Zauber-

ſchweſtern begannen ihren Hexenſpuck. Als der erſte Act vorüber war, wußte Hildegarde, die ſich indeß geſammelt hatte, ihrem Antlitze den gewünſchten Ausdruck von Ruhe und Frohſinn gleich dem feinſten Rouge aufzulegen. Sie überſah nun die Reihen der Zuſchauer; der letzte Blick traf den Herrn von Myrtenreis. Dieſer ſchien zwar ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ein Fräulein in der Loge gerichtet zu haben, wendete ſich aber, als Hildegardens Augen noch auf ihm ruhten, plötzlich gegen die Erröthende, und begrüßte ſie mit einer Verſchmelzung von Ehrerbietung und Freundlichkeit. Die Schöne erwiederte das Kompliment mit einem bezaubernden Lächeln, welches zugleich eine vollkommene Verzeihung und Verſöhnung ausdrückte.

Zwiſchen den folgenden Acten wurden die Augenverhandlungen mit ſolchem Eifer und mit ſo glücklichem Erfolge betrieben und fortgeſetzt, daß Myrtenreis Hildegarden am Schluße des Stückes zum Wagen begleitete und ihr dann am nächſten Abende bei einer Klavierſonate auf der Violine akkompagnirte.

Selbſt dieſes kleine Pröbchen kann zum Beweiſe dienen, daß zwiſchen der Sprache eines Auges und der Sprache eines andern keine geringere Verſchiedenheit herrſcht, als zwiſchen dem Ton einer Stimme und einer andern. Die Augen derjenigen, die ſich alle im Gebrauche derſelben anwendbaren Künſte erlauben, ſind noch weit gefährlicher als die Zunge, ſo wie das ſüße Gift der Blicke oft noch ſtärker wirkt, als die bethörendſten falſchen Worte.

Der Urſprung der Dämmerung.

Vor der Verſammlung der Götter erſchien einſt, in ſchwarzen Schleier gehüllt, die Nacht; ihr gegenüber trat der ewig junge Tag in hellſtrahlendem Feierkleide ein. Die Nacht begann:

„Ich bin die Tröſterin der Sterblichen; verwundet von den Lichtpfeilen und Beſchwerden des Tages, kühlt die Ruhe meines umhüllenden Schattenflores die Qual der glühenden Bruſt, und mein Friede gießt ſeinen Balſam auf des Entſchlummernden verweintes Auge. Fern vom Getümmel des Tages, erhebt ſich der Geiſt des Weiſen auf meinen Schwingen zum Wohnſitze der Götter. Ich bin der Liebe hold und entziehe ſie den Blicken des Neides, den knöchernen Händen der Habſucht, den Feſſeln des Hochmuths und den Dolchen blutlechzender Rachgier. Erquickend umgaukeln meine Träume den Müden, erheben den Armen auf den Gipfel des Glückes und öffnen der gekränkten Unſchuld Elyſiums Fluren. Darum, o Zeus! vernichte den Ruheſtörer Tag, und gib mir allein die Herrſchaft über die Erde!“

Nun begann der Tag. Wie er zu lächeln anfing, übergoß ſein Lächeln den ganzen Olymp mit Roſenlicht:

„Ich bin,“ ſagte er, „der Gott der Freude. Mein Erwachen ſtrömt neues Leben und Entzücken über die Erde, die, von der Nacht in ein Sterbekleid gehüllt, zugleich Grab und Leiche, ſchauderhaft da lag. Auf meinem erſten Strahle ſchwingt ſich des Frommen Gebet zum verklärten Himmel empor. In meiner Klarheit erblickt der Weiſe den

Abglanz der Gottheit. Licht und Wärme wandeln mir wie Genien zur Seite, richten jede Blume auf, reifen jede Frucht, entzünden das Feuer der Thätigkeit und wecken die Lebensluſt, daß ſie aus tauſend Kehlen aufjubelt. Aber indem ich noch meine Wohlthaten ausſtreue über die Erde, die im Freudenſchmucke der Abendperlen ſchimmert, da kommt die neidiſche Nacht und zieht mich mit dem betäubenden Leichenſchleier hinweg. Darum, Gott der Götter, erhöre mein Flehen, und laß mich der waltende Freund der Erde immerzu ſein!" —

Zeus lächelte. „Euch Beide," ſagte er, „bedürfen die Menſchen in gleichem Grade. Haben ſie dein reges Leben, Gott des Tages, genoſſen, deine Blumen gepflückt, deine Mühen getragen, dann ſammeln ſie, ſtille Nacht, auf deiner kühlen duftenden Balſamflur, Ruhe und Kraft zu neuem Genuſſe, zu neuer Thätigkeit. Theilen müßt ihr die Herrſchaft über den Menſchen, ſo wie auf ſeinem Antlitz Lächeln und Thränen wechſeln, und aus ſeinem Munde Seufzer und Jubel hervorgehen. Darum nimm du, ſtille Nacht, zu deinem Gefolge die Ruhe, den Balſam des Schlafes, den Chor der Träume, den Kuß der Liebe und den Flug heiliger Begeiſterung! Dir aber, junger Gott des Lichtes! gebe ich zu treuen Gefährten das allbelebende Wachen, freudige Thätigkeit, muthiges Streben und den Chor lauter Freuden und Scherze." —

Verſöhnt durch den Gott der Götter, umarmten ſich die Verſchwiſterten. Da ward die Düſterheit der Nacht von *einem* ſanften Lächeln erhellt, indeß ein Wehmuthsflor fü-

ßer Rührung das leuchtende Antlitz des Tages umwob. So zerfloß ihre erste Umarmung in die Dämmerung, die seitdem beim Scheiden eines jeden Tages und jeder Nacht das Zeichen ihrer Versöhnung blieb.

Amor und die Häßlichkeit.

Die wüthende Eifersucht verfolgte einst den fliehenden Amor über Berg und Thal. Der Arme sank endlich, erschöpft an Kräften, in eine Gebirgskluft. Die alte Häßlichkeit, welche sich seit einiger Zeit diesen düstern Aufenthalt zum Wohnsitz erkoren hatte, vernahm das Aechzen des Götterkindes, wankte mürrisch herbei, haschte den jammernden Knaben und band ihn. Amor sträubte sich gewaltig; da rief sie den Ehrgeiz und den Gott des Reichthums zu Hülfe. Ihrer vereinigten Macht gelang es, den Unglücklichen in Fesseln zu legen. Götter und Menschen forderten seine Befreiung. Nach langem Weigern gewährten sie diese endlich, doch nur unter einer Bedingung: Amor mußte einem von Gold und Edelsteinen schimmernden Gürtel, welchen die Zwingfrau nach dem Muster vom Zaubergürtel seiner Mutter machen ließ, die Kraft ertheilen, durch Blendwerk auch das Häßliche als schön erscheinen zu lassen.

Tod und Leben.

Die ruhende Erde lag im Schooße der Nacht. Aus einem Abgrunde stieg des Todes Riesengestalt empor, nach

dunkler als die Nacht. Ihm gegenüber ſchwebte der Genius des Lebens auf einer mondhellen Wolke, ſchaudernd beim Anblicke des Würgers, der, in Hohn und Grimm auflodernd, feindliche Drohungen ausſtieß gegen den leuchtenden Engel, deſſen Glanz vor Wehmuth dämmerte. Mit dumpfer Donnerſtimme ſprach die grauenhafte Nachtgeſtalt des Königs der Schrecken:

„Die Erde iſt mein Reich, und der Menſch, der Staub wird, mein Eigenthum! Von der Wiege an dem Grabe verfallen, erhält er ſein Leben, um es mir hinzugeben. Entweiche denn, ohnmächtiger Geiſt, und erkenne mein Recht und meine Macht über den Sterblichen! Tauſend Wege bahn' ich ihm zum Grabe, und tauſend Mittel ſeiner Zerſtörung ſtehen mir zu Gebot: Krankheit und Leidenſchaft, Gift und Seuche, Schmerz und Freude, und der Krieg mit Feuer und Schwert. Alle Begierden ſind mit mir im Bunde, und die Elemente gehorchen meinem Wink. Blut und Athem entſaug' ich dem Leben, und die Fülle der Kraft, von mir berührt, vergeht in Ohnmacht. Nichts iſt, das mir hienieden zu widerſtehen vermag! Du ſelbſt, leuchtender Menſchenfreund, wirſt einſt vergehen vor meinem Vertilgungszorne, wie dieſe Wolke vor dem Nachthauche zerfließt!“ — Indem der Feind des Lebens ſo ſprach, umzog Dunkel den Mond; dumpfer Donner rollte dröhnend durch die Hallen des Firmaments, und in der Tiefe der Gräber raſſelten die Gebeine.

Aber ſiegreich und noch leuchtender trat der Engel aus der Wolke hervor, und ſchwang die Rechte mit dem Pal-

menzweige ſegnend über die Erde. Ueber ſeinem Haupte ſtand ein heller Stern, vor deſſen herniedergleitenden Strahlen der Tod ſein Antlitz wegwendete. Und der milde Genius, der Ewiglebende, ſprach zur nachtverhüllten, todbedrohten Erde:

„Friede ſei mit euch, die ihr zwiſchen Wiege und Sarg hinwandelt! Friede ſei mit euch, ihr Ruhenden im Nachtgrauen! Ihr ſeid nun gleich den Schläfern im Grabe; aber ihr ſollt wieder erwachen und aufſtehen aus den Banden des Scheintodes, ihr, die ihr nun da liegt, nicht mächtig eurer ſelbſt! Wohl ſteht der Tod an eurer Wiege, wohl verfolgt er euch auf jedem Schritt eurer Pilgerreiſe, wohl gehört ein Theil eures Daſeins ihm an; dennoch aber muß der Vernichtungsgierige wieder herausgeben ſeine Beute, frei laſſen ſeinen Stundenſklaven! Aus dem Schooße des Todes geht ihr ſiegreich hervor. Ohnmächtig iſt der Geiſt der Vernichtung, all ſeine Macht nur das Mittel zu neuem, zu ewigem Leben, wozu euch jetzt die Sonne, einſt Gott weckt!“

Zum erſten Male durchzuckte den erbarmungsloſen Tod ein flüchtiges Gefühl der Rührung. Heller floßen die milden Strahlen vom Himmelslicht des Sternes in die Erdennacht und in das Todesgrauen hinab, und aus dem Dunkel ging des Schlafes dämmernde Geſtalt hervor, ein Bild des Todes und zugleich ein Quell des Lebens, das Weſen Beider in ſich vereinigend, ein Vermittler zwiſchen Sein und Nichtſein, ein todtes Leben, ein lebendiger Tod!

Schmerz und Freude.

Die scherzende Freude mit dem Frühlingsgesichtchen verirrte sich einst in einem Haine, ernster Dämmerung voll. Ihr trat im Trauergewande der Schmerz entgegen, mit bleichen Wangen und thränengetrübten Augen.

Schon hob die ewig Muntere den Fuß, zu entfliehen; da schwebte, wie aus Morgenglut gebildet, die Liebe einher. „Wollt ihr denn, sprach die himmlische Erscheinung mit melodischem Schmelz der Stimme, ewig getrennt leben? Willst du, feindseliger Schmerz, mit deiner Last die Seele darnieder drücken? Du, Gauklerin Freude, ihr Kraft und Würde rauben? — O versöhnet, verbündet euch!

Und — sie umarmten, sie küßten sich. Zwischen den Lippen der Küssenden loderte ein blaues Flämmchen empor, nicht Schmerz, nicht Lust. Süßes Weh! Dein Geist war ihr Feuerkuß, sanfte Wehmuth, mondheitere Trösterin! Mild lodert dein Flämmchen, aber es erhellt und erwärmt das Herz und schwingt sich zu den Sternen empor.

Der Muth und seine Familie.

Muth war einst der schönste, aber auch der feurigste und ungestümste Jüngling. In seinen reifern Jahren erhob

er ſich durch Beſonnenheit und gediegene Kraft zum Ideal der Männlichkeit. Das aus jeder Miene hervorleuchtende Bewußtſein, daß er die ihm innewohnende Kraft nie mißbrauche, ſondern ſie ſtets nur zu edlen und großen Zwecken anwende, gab ſeiner Schönheit einen eigenen Reiz. Alle fürchteten ihn, weil er ſelbſt furchtlos war, liebten ihn aber in eben dem Grade, wie ſie ihn fürchteten.

Er genoß das ſeltene Glück, ſich der Liebe dreier Gattinnen zu erfreuen, ſchön und tugendreich. Zuerſt vermählte er ſich mit der Tapferkeit, dann mit der feurigen Kühnheit, zuletzt mit der ſanften Beſonnenheit. Von ihnen erhielt er eine zahlreiche Nachkommenſchaft.

Am glücklichſten fühlte ſich Vater Muth in ſeinen Töchtern. Unter ihnen war ſein Liebling die Großmuth, eine ſtattliche Jungfrau voll edler Geſinnung. Sie ließ gern Gnade für Recht ergehen, und zeigte ſich ſtets bereit, dem Beſten Anderer nicht geringe Opfer zu bringen. Nicht minder werth war dem Vater auch das zarte liebliche Töchterchen Anmuth mit lächelndem Frühlingsgeſichtchen, und die ſtille Sanftmuth, freundlich und mild wie die Abendröthe, deren weiche Herzensgüte jedes Herz für ſich gewann, wenn ſie die, zwiſchen Brüdern und Schweſtern waltenden Zwiſte als Vermittlerin ausglich. Nach dieſen ſtand in des Vaters Gunſt die beſcheidene Demuth, ein Mädchen von ſo anſpruchloſem Weſen, daß ſie das geringſte fremde Verdienſt höher hielt als ihr höchſtes eigenes, jedem der Geſchwiſter den Vorzug willig vor ſich einräumte, und ſich

ſelbſt immerzu mit dem letzten Range und dem letzten Platze begnügte.

Die ſich ſtets gleich bleibende Langmuth erwarb ſich mehr die Achtung als die Liebe der Ihrigen. Das heimliche Weſen und die ſtille Trauer der blaſſen Tochter Wehmuth ergriff oft des Vaters Innerſtes, und er fühlte ſich von der holden Schwärmerin, wenn ſie ſich in der leiſen grauen Abendſtunde zu ihm geſellte, und, in Thränen lächelnd, ſich an ſeine Bruſt ſchmiegte, ſo bewegt, daß er ſie oft an das Herz drückte, und die Blicke ahnungsvoll zum geſtirnten Himmel erhob. Dagegen konnte er ſeine Abneigung gegen die Schwermuth kaum bemeiſtern; ihr ungeſelliges finſteres Weſen hatte für ihn etwas Drückendes und Zurückſtoßendes. Die Unglückliche zog ſich auch, ſcheu wie ſie war, gern in die Einſamkeit, und konnte da, taub für alle Vernunft- und Troſtgründe, tagelang weinen, weil ſie ſich einbildete, ihre Lage ſei entſetzlich, und ſie ſelbſt rettungslos verloren. Eigentlich verhaßt war dem Vater unter allen Töchtern nur Eine: die Muthloſigkeit, deren blödes, albernes und höchſt zaghaftes Weſen ſeiner eigenen Natur ſo ganz entgegen war. Auch die Brüder und Schweſtern hatten wenig Verkehr mit ihr; ſie ſchloß ſich daher an die Schwermuth, mit welcher ſie dann ihre Klagen vereinigte.

Weniger glücklich war Muth mit ſeinen vielen Söhnen. Seine volle Liebe beſaß der Heldenmuth. Leider raubte ihm der lorbeerreiche Tod auf dem Schlachtfelde den herrlichen Jüngling in der Blüte ſeiner Vollkraft! Der wuthentbrannte Vater wollte, den Tod des Sohnes zu rächen, dem

Gefallenen fürchterliche Opfer bringen, allein der hochsinnige jüngere Bruder wußte ihn davon abzuhalten, indem er ihn auf das häßliche Wesen der Rachsucht und Grausamkeit aufmerksam machte. Weil aber der wackere Edelmuth das väterliche Haus oft verlassen mußte, indem er häufig gerufen wurde, bald, um eine Versöhnung zwischen erbitterten Feinden zu bewirken, bald einem Beleidiger Verzeihung zu erwirken, bald, die Theilnahme für einen Unglücklichen zu erwecken, so übernahm Bruder Gleichmuth, der alle Schläge des Schicksals stets mit unerschütterlicher Gelassenheit ertrug und sich auf das Trösten trefflich verstand, die Sorge für das wunde Vaterherz.

Es würde ihm auch gewiß gelungen sein, den leidenden Vater vollends zu beruhigen, weil auch Bruder Wohlgemuth die ganze Heiterkeit seines jovialen Wesens aufbot, um alle düstern Bilder und traurigen Gedanken aus der Seele des Vaters zu verscheuchen. Leider aber fand der gute Alte in seiner Familie bald das größte Unglück durch die drei ungerathenen Söhne: Wankelmuth, Hochmuth und Übermuth.

Der Wankelmuth ließ sich in eine Menge von Geschäften und Verbindungen ein, brach oft sein Wort und hielt fast niemals zu, da er jeden Augenblick einen andern Entschluß faßte. Er entwarf Pläne auf Pläne, ohne einen einzigen auszuführen, änderte mit jedem Tage seine Ansichten und Gesinnungen, und versprach Alles, ohne je ein Versprechen zu erfüllen. Dadurch wurde er immerzu in verdrießliche Händel verwickelt, die dem alternden Vater vielen Kum-

mer verurſachten. Der aufgeblaſene, liebloſe Hochmuth, Alles tief unter ſich erblickend und voll Verachtung gegen alle Welt, erlaubte ſich bittern Spott, Schmähung und erniedrigende Kränkungen gegen Jeden um ſo mehr, als die noch verwegneren, raſenden Brüder Muthwille und Übermuth bald ſeine unzertrennlichen Gefährten wurden und ihn dahin brachten, daß ihm nichts mehr heilig und ehrwürdig blieb, und er ſich berechtigt glaubte, Recht und Sitte mit Füßen treten zu dürfen.

Die Frevel dieſer Tollen zogen ein Ungewitter von Unfällen auf das Haus. Nun gelang es endlich der unholden Schwermuth ſich in das Herz des gebeugten Vaters einzuſchleichen, welches die Finſtere jetzt nach Willkür zuſammenpreßte und quälte, wobei ihr die Schweſter Muthloſigkeit, mehr aus Blödſinn als aus Bösartigkeit getreulich Beiſtand leiſtete. Dazu geſellte ſich auch der verkrüppelte, zwerghafte, immer ſieche und traurige Bruder Kleinmuth, mit dem der bleiche, knöcherne, untheilnehmende Kopfhänger Mißmuth gemeinſchaftliche Sache machte.

Dieſe vier Unholde legten ſich wie Vampyre an die Bruſt des Vaters, dem ſie das edelſte Lebensblut entſogen, und ſie wurden durch ihren frechen Bund bald ſo mächtig, daß ſie die übrigen Geſchwiſter theils unterjochten, theils vertrieben.

Zum vollſtändigen Siege fehlte ihnen nur noch Einer.

Und ſiehe da! der ſchwarze, häßliche, ſich ſelbſt verhaßte Unmuth trat in den Bund, und ging in ſeinem tückiſchen Grolle ſo weit, daß er den Vater in einer ſchauerlichen

Nacht überfiel, und ihn erwürgte. Als die Frevelthat verübt war, flohen Alle, vom Entſetzen ergriffen. Die Wehmuth allein blieb weinend bei der verlaſſenen Leiche.

Der Brunnen und die Schöpfenden.

In einem Walde ſtand ein Brunnen. Einige winzige Männlein, zwergartige Figürchen kamen dahin, Waſſer zu ſchöpfen. Sie ſenkten ihre Gefäße in die Tiefe, zogen ſie nach langem Harren wieder herauf, und ſahen mit Verdruß, daß ſie nur wenige Tropfen gefangen hatten. Die Zwerglein ließen ſich aber nicht abſchrecken und wiederholten den Verſuch. Jetzt war aber nicht einmal die Spur von einem Waſſertropfen zu finden. Zürnend ſagten ſie: Laßt uns gehen! Der Brunnen iſt ausgeſchöpft.

Da ſie eben den Wald verlaſſen wollten, trat ihnen ein Mann von hoher, edler Geſtalt entgegen. Die Männlein riefen ihm zu, er möge ſich nicht bemühen, denn der Brunnen ſei ausgeſchöpft.

„Das mag euch ſcheinen!" ſagte der Mann mit der hohen Geſtalt, ſchwieg, ſenkte das Gefäß in die kühle Tiefe — und ſiehe da! das hellſte reinſte Waſſer ſchimmerte den ſtaunenden, verſtummenden Figürchen in dem heraufgezogenen Gefäße entgegen.

Dem Brunnen gleicht die unerſchöpfliche Natur. Er, dem Kraft und Größe mangeln, beklagt ihre Erſchöpfung,

den Mangel des Neuhervorquellenden, indeß ſie dem Genius ein nie verſiegender Quell bleibt.

Die Kritik.

Kritik, eine Tochter des Fleißes und der Wahrheit, wurde, kaum geboren, der Säugamme Gerechtigkeit übergeben, und im Tempel der Weisheit erzogen. Nachdem ihre Bildung vollendet war, beſtimmten die Olympier ſie zur Lehrerin der Phantaſie. Mutter Wahrheit gab ihr ein Zepter von beſonderer Art. Die obere Spitze war in Ambroſia getaucht, mit Amaranthen und Lorbeern umwunden, das untere Ende aber mit Cypreſſen und Mohnblättern, und mit Tropfen aus dem Strome der Vergeſſenheit benetzt. Nebſt dem erhielt ſie auch eine ewig brennende Fackel der Wahrheit, und berührte das Echtbefundene mit des Zepters Unſterblichkeit verleihender Amaranthenſpitze; das Unechte aber bethaute ſie mit letheiſchen Tropfen, Vergeſſenheit oder Zerſtörung bewirkend. Insbeſondere fand ſie eine große Anzahl von Werken, in denen Schönheiten und Mängel ſo innig verſchmolzen waren, daß ſie oft, ungeachtet des hellſten Fackelglanzes, das Zepter zweifelnd in der Hand hielt und nicht wußte, ob ſie dieſe Zwitter mit Ambroſia oder mit Lethe benetzen ſollte. Aus Beſorgniß, das Zepter der Gerechtigkeit in ſo zweifelhaften Fällen irrig anzuwenden, über-

trug ſie die Entſcheidung über jene Geiſtesprodukte dem Ausſpruche der Zeit.

Die Urtheile der Zeit, einige Launen der Göttin ausgenommen, widerſprachen der Gerechtigkeit ſelten. Einige Werke wurden durch einen Schwung der Senſe auf immer vernichtet, andere, die ſchon mit ſtolzer Sicherheit der Unſterblichkeit entgegen zu gehen glaubten, ſchrumpften nach und nach zuſammen. Während die Zeit ihr Amt auf ſolche Weiſe verwaltete, brach eine barbariſche Horde hervor, deren Führer: Vorurtheil, Unwiſſenheit und falſcher Geſchmack, ſich des Tribunals der Kritik bemächtigten. Die zürnende Göttin verließ die Erde und zerbrach beim Scheiden in ihrem Unmuth das Zepter der Gerechtigkeit. Schmeichelei fing die Splitter der ambroſiſchen Spitze auf, der letheiſchen aber bemächtigte ſich die Feindſeligkeit.

Die Verehrer der Schmeichelei, unter welche die ſüße Göttin die ihr zugefallenen Ambroſia-Splitter vertheilte, hatten zur Unterſuchung keine Fackel, verlangten auch keine, ſondern berührten ohne Unterſchied Alles, was Macht oder Eigennutz ihnen vor die Augen ſtellte. Die Gefährten der Feindſeligkeit erhielten zwar eine Fackel, aber — von den Furien, daher ſie auch die hölliſche Eigenſchaft beſaß, Alles im ſchlechten Lichte zu zeigen, zu entſtellen und mit ſchwarzem Peche zu beflecken.

Die Schöpfung des Weibes.

Ein alter Mythos, neu erzählt.

Im Antiken-Kabinete der Menschheit bleibt die Gemme der Weiblichkeit stets das getadeltste und gesuchteste Stück. Das blinde Heidenthum, welches mitunter auch sehr hell sah, gab dem Weibe sogar einen göttlichen Ursprung.

Prometheus hatte sich erkühnt, den Göttern zum Trotz einen Mann aus Thon zu bilden, und ihn mit einer dem Jupiter selbst entwendeten Flamme zu beleben, denn er sollte durch seinen Geist den Himmlischen selbst gleich kommen. Das Werk war dem Menschenkünstler über alle Erwartung gelungen. Prometheus gab seinem Geschöpfe nach sich den Namen Epimetheus. Die zürnenden Olympier, die es übel nahmen, daß der Verwegene einen Eingriff in ihr ausschließendes Privilegium that, beschloßen sich zu rächen, und den Bildner von wegen des Mannsbildes auf das Empfindlichste zu beschämen und zu strafen.

Vulkan erhielt den Auftrag, ein Gegenstück, wie die Göttinnen selbst gestaltet, zu liefern. Er vollendete das Werk eben so schnell als gut. Die Gesammtheit der Olympier gab ihm die volle Zufriedenheit zu erkennen. Alle Götter und Göttinnen wetteiferten, zur Vollkommenheit des Kunstgebildes das Ihrige beizutragen. Die Göttin der Schönheit, das kaum geschaffene Frauengebilde in ihre Arme schließend,

entzündete im aufpochenden Herzen mit einem Kusse den Geist der Liebe und — der Gefallsucht. Lippen und Wangen- und Abendroth, und der Augen Zauberspiegel erglänzten von holder Schüchternheit und siegreicher Schlauheit. Venus selbst bedauerte, kein Mann zu sein, und wäre sie nicht die Göttin der Liebe gewesen, so hätte sie gegen die **Parvenue** aus Neid und Haß entbrennen müssen.

Der so schön Belebten verlieh Juno nun die weibliche Würde, zugleich aber auch eine nicht unbedeutende Fertigkeit der beweglichen Zunge, die, wenn nicht immer das erste, doch billiger Weise das letzte Wort spricht, um gebührender Maßen das, der Schönheit eigene Recht der Herrschaft zu behaupten. Diesen Vorzügen fügte die Göttin noch eine kleine Zugabe von Launenwechsel und Zorn bei, der der Reizenden so wohl läßt, nebst einem unversiegbaren Springquell von Thränen, die ihre Wirkung nie verfehlen.

Minerva ertheilte der Schönen Unterricht im langweiligen Stricken und Nähen, lehrte sie die Kunst der Stickerei, die Erfindung unzähliger Formen, des bezaubernden Farbenspiels und des schönen Faltenwurfes der Gewänder, und hielt ihr überdies Privat-Vorlesungen über die Putzsucht, welcher ein Heer von Moden sein Dasein verdankt.

Hermes versah die Geschmückte mit einem Schatz von List und Gewandtheit, um der Liebe hülfreiche Mittel und Kunstgriffe zu ersinnen, feine Plänchen zu entwerfen, und die sich entgegenstellenden Hindernisse zu besiegen. Nebstbei wußte der schlaue Gott dem holden Wesen auch einen Theil der ihm eigenen Vorliebe für den Reichthum einzuflößen.

Phöbus verlieh der Gewandten die Gabe, die ſüßeſten Worte der Zärtlichkeit mit des Wohllautes weichſtem Schmelze zu ſprechen, die Zauberkraft des entzückenden Geſanges, und ein Brillantfeuer des frohſinnigſten und lieblichſten Witzes.

Jetzt kamen die Grazien, halfen der Reichbegabten Toilette machen, ordneten die Lockenfülle, die das ſchön geformte Haupt umfloß, und ſchmückten ſie mit Blumen und mit dem wallenden Schleier, welcher das Roſengeſicht und die ſchlanke Geſtalt ſpielend umflatterte. Zuletzt brachten ſie ihr einen Gürtel, Aphroditens Gürtel nachgebildet, welcher die zarteſte Sittigkeit mit allem Liebeszauber vereinigte. Da Alles vollendet war, hielten ſie der Geſchmückten einen Spiegel vor, doch nur auf einen Augenblick.

Ein Strahl des Bewußtſeins ihrer Reize durchflog das holde Weſen, verſchwand aber ſo ſchnell, daß die Erröthende nur ein flüchtiges Traumbild zu ſchauen wähnte und die Selbſtbeſchauung nicht jenen Grad der Eitelkeit hervorbringen konnte, die in allen Mienen den Gedanken: „Wie bin ich doch ſo ſchön!“ zum Nachtheil der Schönheit ſelbſt unaufhörlich verkündet.

Man nannte das herrliche Geſchöpf Pandora, die Allbegabte.

Alle Götter fühlten ſich bei ihrem Anblick elektriſirt und glühten von Liebe, ſo wie die Göttinnen von Neid und Reue über ihre übereilte Freigebigkeit. Die Eiferſucht erwachte in den olympiſchen Schönen. Juno ertheilte daher, im Namen Aller, den Befehl, die Gefürchtete ſogleich vom Olymp zu entfer-

nen, und gab der Abreiſenden zum ewigen Angedenken ein goldenes Käſtchen.

Aber — wie ſollt' es nun dem Manne des Prometheus ergehen, wenn ſchon der ganze Olymp durch die Bezaubernde in Verwirrung kam?

Der einſame Epimetheus wandelte, als die wunderbare Erſcheinung zur Erde hernieder ſchwebte, am Ufer des Meeres in tiefſinnige Betrachtungen verloren, und mit nichts Geringerem beſchäftigt, als das Weſen der Dinge, die Geſetze der Natur und den Zweck des Weltalls zu ergründen, für deſſen Herrn und Gebieter er ſich hielt.

Armer König der Schöpfung! Welche entſetzliche Veränderung ſteht dir in einem Augenblicke bevor!

Er ſah die Herabſchwebende und hielt ſie zuerſt für einen Regenbogen, dann für eine der Göttinnen, von welchen Prometheus ihm erzählt hatte, endlich gar für die aufgehende Sonne, denn er fühlte ſich ganz entzündet und ſtand wirklich in Flammen. Er vergaß das Weſen der Dinge, die allgemeinen Geſetze der Natur, den Zweck des Weltalls und ſeine eigene Herrlichkeit und Gebieterſchaft, ſah nur das Wunder der Schönheit vor ſich, ſank vor der menſchlichen Göttin auf die Knie, und ergoß ſich in einen Feuerſtrom des Entzückens.

Prometheus ſchaute auf die zärtliche Scene von einem Berggipfel herab und ſeufzte, da er ſein erhabenes Projekt ſo unerwartet vereitelt ſah. Vom Olymp ſcholl ein unbändiges Gelächter herab.

Pandora horchte auf den vor ihr knieenden Redner.

erröthete, ſchwieg, ſchien ihn nicht zu verſtehen, ſchlug die Augen nieder, und reichte ihm endlich, ohne ein Wort zu ſprechen, das goldene Käſtchen. Epimetheus, dadurch ermuthiget, ergriff mit der Linken die ſchöne Gabe, während ſein rechter Arm die noch ſchönere Geberin umſchlang. Der Kühne ruhte jetzt nicht, bis er das Geſtändniß der Gegenliebe erhielt.

Als endlich die Flitterwochen und ihr Taumel vorüber waren, öffnete das Ehepaar gemeinſchaftlich das Geſchenk der Juno, aber — o weh! ein Heer von rabenſchwarzen Sorgen flog heraus. Pandora weinte, Epimetheus verzweifelte. Da trat Prometheus zu ihnen und ſagte: „Die Götter ſandten euch zwar ein großes Uebel, doch ſteht es in eurer Macht, viel für deſſen Verminderung zu thun. Alle Sorgen ſind leider los; die Hoffnung aber iſt auf dem Boden des Käſtchens zurück geblieben. Behaltet ihr nun dieſe nebſt der Liebe, ſo könnt ihr, fürwahr! noch ſehr glückliche Menſchen werden.

Gedanken vor einer Wage.

Sowohl Themis, die ſtrenge Göttin uneigennütziger Gerechtigkeit, als auch Merkur, der ſchalkhafte Gott des gewinnſüchtigen Handels und der Patron der noch gewinnſüchtigeren Diebe, — beide Gottheiten werden mit einer Wage abgebildet. Themis hatte, wenn wir dem Homer

glauben dürfen, beim Göttermahle im Olymp die Vertheilung der Speiſen über ſich; vermuthlich müſſen die gefräßigen Götter, wie die Kinder, öfter gezankt haben, wenn einer ſich eine etwas größere Portion zueignete als der andere. —

Merkur hat dafür die eigentliche Gold- oder Dukaten-Wage; ſie iſt immer hellglänzend, weil ſie unaufhörlich gebraucht wird, wogegen die Wage der Themis manchmal Roſtflecken bekommt. Ein Myſanthrop könnte daraus ſchließen, daß in der Welt der Eigennutz mehr zu thun hat, als die Gerechtigkeit.

Die Menſchen laſſen ſich ſehr ungerne moraliſch abwägen, und dennoch hat Jeder die Paſſion, alle Andern auf die Wage zu legen.

Eine Wage befindet ſich dann im Gleichgewicht, wenn die Zunge ſenkrecht ſtille ſteht; wendet man dies auf die Weiber an, ſo befinden ſie ſich wohl nie im Gleichgewicht, oder höchſtens dann, wenn der traumloſe Schlaf es herſtellt.

Die Fama iſt mit ihrem Urtheil über Menſchen und Handlungen lange ſchon fertig, wenn Vernunft und Gewiſſen lange noch unſchlüſſig bleiben, denn ſie legt Alles auf die Schnellwage.

Man hat eigene Dukaten-Wagen, um zu erſehen, wie viel jedes Goldſtück — durch das Beſchneiden von fremder

Hand — an ſeinem wahren Werthe verlor. O gäb' es doch auch moraliſche Goldwagen, um zu erfahren, wie viel mancher gute Menſch von ſeinem herrlichen Weſen blos dadurch verloren hat, daß er vom böſen Schickſal und von böſen Menſchen ſo grauſam beſchnitten wurde.

Es gibt Leute, mit denen blos deshalb ſo ſchwer umzugehen iſt, weil ſie jedes Wort eines Andern auf die Dukatenwage legen. Möchten ſie doch bedenken, daß die Dukatenwage zwar das beſte Metall wägt, daß ſie ſelbſt aber unter allen Wagen die kleinſte iſt, und ſelbſt am leichteſten wiegt.

Wer immer die Dukatenwage in der Hand hält, bringt ſich ſelbſt um den beſten Genuß — ſowohl der Menſchen als der Bücher.

Ananas-Gleichniſſe.

Die Welt läßt ſich mit einer Ananas vergleichen, denn ſie iſt eine Frucht, die für den Glücklichen den lieblichſten, für den Unglücklichen den widerwärtigſten Geſchmack hat, für den Fröhlichen den ſüßeſten, für den Traurigen den bitterſten; für den Reichen iſt ſie gar ein auserleſenes Geſchmacks-Potpourri, für den Nothleidenden aber eine glänzende Steinfrucht, ſchön anzuſehen.

Im Fruchtgarten der ſchönen Literatur und Kunſt gibt's eine eigene Klaſſe von Ananas-Liebhabern und Ananas-Gourmands. Sie legen in jedes Kunſtwerk ihre frivole Individualität hinein, ſaugen dann ihren Lieblingsgeſchmack heraus, und finden das Geſchmackloſe am ſchmackhafteſten. Das ſchöne Geſchlecht überhaupt — mit Ausnahme von ſehr Wenigen — betrachtet die ſchöne Literatur als eine Ananas von Spielen und Gefühlen für Herz und Scherz. Dabei machen viele Weiber und Mädchen ſich gerne durch Kunſt zu dem, wozu die Natur ſie ſchon gemacht hat — zu Ananaſſen der Liebe und des Lebens, indem ſie ſich — ſo viel's leicht ſein kann — oberflächliche Kenntniſſe und Notizen anſchminken, um ſie bei Gelegenheit der männlichen Welt als Geſchmackſorten einer gewiſſen Ananas-Bildung zum Beſten zu geben.

Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen.

Die Krebſe ſind, gleich den Menſchen, faſt über den ganzen Erdboden zerſtreut. Nur in Sibirien hat man bis jetzt — zwar Menſchen, aber keine Krebſe entdeckt. Alle Landkrebſe haben Neigung zum Waſſer, alle Waſſerkrebſe gehen Nachts gerne auf das feſte Land. So ſind auch die Menſchen; ſie thun gerne das, was ihrer Natur entgegen iſt. Die alten Naturhiſtoriker erzählten einſt, daß die Kreb-

ſe den im Sande liegenden Goldſtaub verzehren; iſt der Menſch darnach weniger begierig? Ich glaube, die Alten ſtellten dieſes Mährchen nur als ein allegoriſches Bild des Menſchen auf.

Wenn mehrere Krebſe um eine Krebſin werben, ſo fallen oft ſo furchtbare Schlachten vor, daß das Schlachtfeld mit zerbrochenen Scheren und Füſſen bedeckt wird. Ach, wie ſo manche menſchliche Krebſin war die Urſache trojaniſcher Kriege und zerſtörter Ritterburgen!

O könnten wir Menſchen uns doch ſo manche Eigenſchaft von den Krebſen aneignen! Vor Allem ihr jährliches Abwerfen der hornartigen Schale und ihre Reproductionskraft. — Das Gemüth der beſten Menſchen erhält durch Leiden und Unglücksfälle, getäuſchte Erwartung, fehlgeſchlagene Hoffnung, Verkennung, Undank und Mißhandlung, allmälig eine bedeutende Verhärtung, wodurch ſie dann oft Myſanthropen werden. Wie ſchön wär's, wenn man dieſe feindſelige Unglücks-Kruſte wieder abwerfen und wenigſtens einige Zeit hindurch — bis zur aufgedrungenen neuen moraliſchen Hornhaut — wieder weich und menſchenfreundlich werden könnte! — Und wenn erſt gar unſer Inneres die Reproductionskraft des Krebſes hätte! Ach, wie gut wär's, wenn wir Menſchen, ſo wie die Krebſe ihre durch Zufall oder im Kampfe mit ihres Gleichen eingebüßten Scheren, Füße oder Fühlhörner in kurzer Zeit wieder ergänzen, die edlen Theile unſers ſchwer verwundeten Innern, ſo manche uns gewaltſam entriſſene ſchöne Gemüths- und Geiſtesgabe wieder hervorbringen könnten! Wie ſchön wär's, wenn der

Redliche, der ſein Herz immer auf der Zunge trug, vielfach betrogen und verrathen, die verlorne Offenheit in ſich neu hervorbringen könnte; wie ſchön wär's, wenn der mit Undank belohnte Menſchenfreund ſeine ehemalige Wohlthätigkeit, der mißhandelte Gerechte ſeinen vorigen Edelmuth, der von Bosheit und Falſchheit Zerriſſene ſeinen verlornen Glauben an die Menſchheit, der vom Unglück Zermalmte den geraubten Verſtand, der verhöhnte Gutmüthige ſein einſt gehabtes Mitgefühl, der in Gemeinheit Verſunkene ſeinen entweihten und entwichenen Schönheitsſinn, der von Leiden Entnervte die Kraft ſeiner beſſern Zeit, die Entehrte die einſt ſo liebliche Unſchuld und Reinheit ihres Herzens, der Verbrecher den entflohenen Frieden ſeiner Seele reproduziren könnte! Leider entbehrt der Menſch dieſen Vorzug des Krebſes, und wird dagegen ſo oft die Beute des ärgſten aller Krebſe, — des moraliſchen, der ſchauderhafteſten Gemüths- und Seelenkrankheit, die mit dem Gift des Laſters unſer Inneres auflöſ't, unſere herrlichſten Gaben verzehrt.

Und werden wir Menſchen nicht oft, gleich den Krebſen, von dem unbarmherzigen Schickſal oder von noch unbarmherzigeren Menſchen mit ſiedender Eſſigbrühe übergoſſen, oder gar in einen glühenden Topf voll Aqua tofana eingekocht, daß wir mit brennender Wundenröthe herauskommen, als Blutzeugen unſerer ausgeſtandenen Leiden im Schmerzen-Scharlachmantel?

Dafür hat der Flußkrebs das Vergnügen, daß er bei

der jährlichen Häutung auch einen ganz neuen Magen bekommt, der den ſich ablöſenden alten verſchlingt und verdaut. Was gäbe mancher reiche Schlemmer, manche genäſchige Dame, wenn ſie ſtatt des verdorbenen alten Magens jährlich einen neuen bekommen könnte! Freilich würde dadurch eine Menge von Krankheiten ganz verſchwinden, mit denen zugleich eine Menge von Ärzten verſchwinden müßte, deren Beutel die Schwindſucht bekämen!

Aber welche auffallende, ſonderbare Ähnlichkeit zwiſchen Krebſen und — ſo manchen Menſchen! Der Krebs hat ſeinen Magen im Kopfe in der Nähe der Augen. O wie viele Menſchen ſcheinen ihren Magen im Kopfe zu haben! Wenigſtens geht ihr ganzes Dichten und Trachten, Thun und Laſſen auf den Magen, für den ſie mit raſtloſem Eifer ſorgen, der ihnen ſtets im Kopfe liegt, auf den alle ihre Gedanken gerichtet ſind, den ſie nie aus den Augen laſſen. —

Der Bernhardskrebs iſt das wahre Sinnbild der Selbſterkenntniß und der Klugheit. Sein Hintertheil iſt nicht, wie bei andern Krebſen, mit einer harten Schale, ſondern nur mit einer weichen Haut bedeckt. Um ſich daher vor Verletzungen zu ſichern, ſucht er ſich ein leeres Schneckenhaus, das er bezieht und mit ſich nimmt. Und dennoch wird er von den Naturhiſtorikern auch der Soldat genannt! Warum? — Wir lachen und ſpötteln über das Rückwärtsſchreiten des Krebſes, und ſehen doch ſo häufig, daß ſehr viele Menſchen und Künſtler, ſobald ſie ein gewiſſes Ziel glücklich oder mühſam erreicht haben, ohne weiteres den

Krebsgang gehen. Sahen wir nicht ſchon, daß ganze Literaturen, ja ſogar ganze Völker den Krebsgang nahmen? Und doch wär's oft recht gut, wenn manches den Krebsgang ginge und lieber zum Alten zurückkröche! — Man lockt und fängt die Krebſe in ihren Teichhöhlen am beſten in der Nacht bei Fackelſchein; auch die Menſchen laſſen ſich im verwirrenden Dunkel und durch blendenden Schein am beſten fangen! —

Uhren, Menſchen und Bücher; eine Parallele.

Seit dem Augenblick, da ich die erſte Zeile meines erſten Werkes niederſchrieb, bis zu dem gegenwärtigen, ſind mir, wie Dir, mein Leſer, viele Stunden verronnen. Und ſo wie ich ſelbſt am Anfang eines Werkes nicht weiß, ob Tod und Schickſal mir auch geſtatten werden, es zu vollenden, eben ſo haſt auch Du, mein Leſer, nicht Siegel und Brief, ob jene zwei Potentaten Dir erlauben werden, dieſes Werk, wenn Du wirklich willſt, zu Ende zu leſen. Das ſoll uns aber nicht kleinmüthig machen. Schlägt unſer letztes Stündlein, ſo kommt's nur darauf an, daß wir ein gutes Gewiſſen haben; in allem Übrigen laſſen wir Ihn walten, den Herrn des Lebens und des Todes, der uns in dieſe Erde nur wie junge Pflanzen zuſammen ſetzte, um uns in eine beſſere zu verpflanzen.

Der Anblick einer jeden Uhr, ſo wie ihre Schläge, ſollte den Menſchen in eine ſehr ernſthafte Stimmung verſetzen, weil ihm dabei Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feierlicher ſtimmen als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verſchieden aber die Stunden ſein mögen, die ich und Du, mein Leſer, während dem Schreiben und Leſen, erlebt und Andere erleben geſehen haben, eben ſo verſchieden als dieſe und die wechſelnden Zeiten überhaupt, ſind auch die Uhren ſehr bedeutende warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dies nicht, ſo werden uns die verſchiedenen Arten der Uhren ſchon dadurch intereſſant, daß ſie eine ſo auffallende Ähnlichkeit mit Menſchen und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es ſogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewiſſen Art von Menſchen und Büchern zuſammenſtellen; ich ſage z. B. ſo

Thurmuhren ſind uns alle die unſterblichen Heroen der Vorzeit, die uns ſelbſt in ihrer Höhe und Entfernung groß erſcheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen ſchallen, imponirend durch Geiſt und That. Die Zeit ſelbſt iſt der hohe Thurm, auf dem wir, hinauf blinzelnd, ſie erblicken. Im Reich der Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Thurmuhren alle jene Werke des Genies, nach denen untergeordnete Geiſter ſich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taſchenuhren ſind wir ſelbſt gegen jene Rieſen. Unſere

Zeit liefert überhaupt gern Alles im Taſchenformat, ſelbſt Köpfe und Herzen. Wär's möglich, ſo geſtaltete ſie Rieſen im Taſchenformate. Die feingekünſtelten Werke der ſchönen Literatur haben zierliches Taſchenformat. Taſchenbücher ſind die Sinnbilder der neueſten Literatur.

Wanduhren ſind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil ſie, in ihren vier Wänden hauſend, ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häuſern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Man ſieht jetzt mehr Ex-Hausfrauen als andere. Hausfrauen, die zwar wacker und rüſtig, dabei aber in ihren Häuſern etwas laut und heftig ſind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur ſind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene ſehr kleinen Miniatur-Uehrchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsſchmuck getragen werden, und in der großen Welt paradiren, ſind die Ebenbilder jener paradirenden Damen ſelbſt.

Springuhren ſind melancholiſch-ſanguiniſche Menſchen, die mit den ſchnellſten Uebergängen von einem Extrem in's andere hinüber ſpringen, vom tiefſten Schwarz in's freundlichſte Roſenfarb. Auch die unaufhörlichen Bonmotiſten ſind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräulein, die mit dem lieblichen Glockenſpiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wiſſen, ſobald ſie glauben, daß ihr Fangſtünd-

chen ſchlagen könnte, wo ſie dann herzlos in Liebe zerflie-ßen, und ohne Liebe ganz Herz zu ſein ſcheinen.

Repetiruhren ſind Menſchen von mittelmäßigen Talen-ten, die ſich aber gern produziren, folglich das Wenige, was ſie wiſſen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was Jeder ſchon weiß.

In der Literatur gehören hieher alle Schriftſteller, die fremde Werke ausſchreiben, und, mit andern Worten, das von Andern Geſagte wiederholen.

Sekundenuhren ſind jene äußerſt emſigen Ameiſen-Men-ſchen, die ſich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbei-ten, und, im Kleinſten geſchäftig, gar nicht wiſſen, daß auch ein Großes exiſtirt. Hieher gehören auch die bis in's kleinſte Detail unſäglich mühſam gelehrten Werke.

Waſſer- und Sanduhren ſtellen uns ſchwerfällig-me-lancholiſche Menſchen dar, die das Rechte und Heilige eh-ren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Roſenlau-ben — heroiſch-feſt immer nur Thränenweiden und Cypreſ-ſen aufſuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als ſinnlich-ver-nünftige Weſen, naturgemäß leben. Ich halte dieſe für die Klügſten und Beſten, und wünſche Dir, mein Leſer, daß Du eine ſolche Sonnenuhr ſeieſt, damit Du das Irdi-ſche recht und tadellos genießeſt und des Ewigen eingedenk und werth bleibeſt.

Gebet den Armen!

Dieſe Ermahnung gibt die heilige Schrift uns Chriſten, und legt ſie uns dringend an's Herz, weil ſie die Wurzel der Nächſtenliebe iſt, da unter uns armen Menſchen die Armen der größte Theil der Menſchheit ſind. — Helfen können iſt ſo ſchön, daß nur Eines noch ſchöner iſt: Helfen wollen! Ein Reicher und Großer der Erde kann viel thun, ein liebevoller, gerechter Menſch — geradeweg — oft noch viel mehr. Wer auf die Strohhütte des Armen einen Goldregen fallen läßt, handelt hülfreich; wer aber zum Leidenden in die Hütte hinein kriecht, gibt mehr als Gold, — gibt ſich ſelbſt. Je ſchwieriger etwas zu vollbringen iſt, um ſo verdienſtlicher iſt der Vollzug; je ſaurer die Pflichterfüllung, deſto ſüßer die Frucht der erfüllten Pflicht. Gebet den Armen, — aber mit offenem Auge! — Derjenige Theil der Armen, der mit ausgeſtreckten Händen fordert und das Dargereichte gierig und jubelnd nimmt, iſt die weniger würdige Hälfte dieſer Klaſſe. Die Edleren unter ihnen beben zurück vor dem Gedanken, ihr Elend zur Schau zu tragen. Sie faſſen ſogar den Tribut, welchen Mitleid und Milde ihnen darreichen, mit geheimem Schauder, und ihr Dank iſt weniger warm und wortreich, weil Verzagtheit und Beſchämung ihre Zunge lähmen. Allein, nicht nur das moraliſche Zartgefühl, ſondern auch der Stolz bringt dieſe Wirkung hervor.

Wenn dieſer Stolz aber ſchon beim phyſiſchen Mangel unerträglich und nachtheilig iſt, wie viel mehr muß er es da ſein, wo Mangel an Geiſt und an Herzen eintritt! Gerade um ſo viel mehr, als Beide über dem Körper ſtehen. Und doch — wie ſonderbar! Wer an phyſiſcher Habe darbt, fühlt ſein unbefriedigtes Bedürfniß, fühlt — daß er arm iſt; die an Geiſt und Herzen Armen aber glauben es nicht, daß ſie arm ſind, und zwar um ſo weniger, je ärmer ſie ſind und je mehr ihnen fehlt!

O ihr — an Geiſt und Herzen Armen! wie ſträflich ſeid ihr! Der phyſiſche Menſch muß darben, weil ſich oft kein Retter findet, weil er ferne oft vom Hauſe der Wohlthätigkeit, und die Hand der Nächſtenliebe nicht bis in ſeine morſche Hütte hinabreicht. Aber euch, ihr Armen an Geiſt und Herzen! euch ſtehen tauſend Quellen offen zur Befriedigung, Nahrung und Labung. Euch winken Schätze zu ſich — und ihr verſchmäht ſie; euch ſteht die offene Tafel des Schönen und Guten bereit — und ihr meidet ſie.

Weh' euch, ihr Armen an Geiſt und Herzen! Ihr ſterbet einen ewigen Hungertod, und wollt nicht erkennen, nicht verbeſſern euer trauriges Loos. Wer aber möchte darben, wo er im Ueberfluſſe ſchwelgen kann? O ihr Armen an Geiſt und Herzen! laßt fahren euren Wahn von Wiſſen, das ihr nicht beſitzt! laßt fahren die Geringſchätzung deſſen, was ihr nicht kennet oder zu kennen verſchmäht! Ihr gleicht denen, deren geſchwächte Verdauungswerkzeuge allen Nahrungsſtoff verweigern und in Schwindſucht auszehren. Eilt hin zu den Schätzen, welche uns alle Zeiten und Völker der Vorwelt

hinterließen, und die Herrlichſten der Zeitgenoſſen uns darbieten! Eilt hin und genießet! Eure Begierde darnach wird wachſen mit jedem Genuſſe, ſo wie man die Eßluſt erſt dann fühlt, wenn man ſie befriedigt.

Schwelgt an den gold'nen Tiſchen der Geiſtreichen! aber ſchwelgt mäßig und weiſe, um das Genoſſene auch weiſe zu verdauen; denn alles zu viel und zu ſchnell Aufgenommene bleibt unverdaute Maſſe, die keine Lebensſäfte zeugt.

Wohl dem an irdiſchen Gütern armen Menſchen, der Seneca's Spruch beherzigt: „Reich iſt, der mit dem zufrieden iſt, was er hat." — Aber wehe dem, der dieſen Spruch auf Ideen und Gefühle ausdehnen will! Denn, ſo wie der Körper — gleich jeder anderen Maſchine — durch den Genuß ſich abnützt, eben ſo unermüdlich und unerſchöpflich iſt der Geiſt, und ſeine Elaſticität ſo mächtig, daß jeder Genuß, jede Anſtrengung ſeine Kraft vermehrt, und er — ſelbſt zu Boden geworfen, wie ein Ball — noch kräftiger in die Höhe ſpringt, weil er für die Höhe beſtimmt iſt. —

Darum immer vorwärts! denn nur der Geiſt verſchönert das Irdiſche, nur der Geiſt iſt in uns das Ewige. Und mögen wir nun hienieden auch noch ſo arm auseinander gehen, unendlich reich treffen wir jenſeits uns wieder! —

Ueber das, was man erfahren, und was man nicht erfahren ſoll.

Es iſt ſchön und gut, Manches erfahren zu haben, — noch ſchöner und beſſer iſt's aber, Manches nicht erfahren zu haben. Wer von vielen ſchwarzen Sünden gar nie gehört, viele glänzende Laſter nie in ihrem Glanze geſehen hat, — der iſt glücklich zu preiſen gleich Demjenigen, deſſen geſunden Leib ein Peſthauch nicht einmal angeweht hat.

So kann uns die Erfahrung oft ein Engel, noch öfter ein Teufel werden. Habe nichts erfahren, und — bleibe rein! Es iſt beſſer, als Du habeſt viel erfahren und wiſſeſt Manches, was man lieber nicht wiſſen ſoll. Lebe nur mit Guten für das Gute; — Böſes zu ſchauen und Böſe zu hören meide wie den Anblick einer Hölle! denn alles Gute ſtärkt zum Guten, alles Böſe vergiftet.

Und doch will der Menſch immer erfahren, und ſo Mancher brüſtet ſich mit ſeiner Erfahrung. Erfahrung in Schmerzen und Leiden iſt ein läuterndes, Erfahrung in Freuden ein verzehrendes Feuer. Außerdem iſt auch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen — viel gelebt zu haben in ſich und außer ſich, und zwiſchen viel durchſchwärmt zu haben und in Vieles eingedrungen zu ſein.

Die viel herumgekommenen Menſchen nehmen gewöhnlich gegen die — ihrer Meinung nach im Neſt gebliebenen Schwalben eine abſprechende, beleidigende Arroganz an, und *jedes* dritte Wort iſt ihre Erfahrung, ihre Welt- und Men-

ſchenkenntniß. Ihr Eigendünkel wird noch vermehrt durch ihr vieles Erzählen und Sprechen; denn jeder redſelige Menſch überhaupt hält ſich für den klugen Vormund Desjenigen, der weniger ſpricht. Die Zunge des Menſchen ſoll aber als Concordia-Glocke nur dann läuten, wenn die Stunde des Geiſtes oder des Herzens geſchlagen hat. Wehe über jedes Mädchen, das in der Liebe eine Anleitung, wehe über jedes Weib, das für ihren Gatten einen anderen Rathgeber und Vermittler braucht als ihr Herz! Es gibt gar viele Dinge hienieden, die man aus keinem Buche und durch keine Erfahrung, ſondern einzig und allein aus und durch ſich ſelbſt lernen kann. Alles angelernte Gute iſt nicht den hundertſten Theil von dem werth, was aus dem Innern hervorquillt. Wer immer der Flamme eines fremden Beiſpiels bedarf, um ſich für's Gute zu entzünden, wird ſchwerlich ſelbſt für Andere ein Beiſpiel werden. Wer, gleich einem Ball, in die Höhe geſchlagen werden muß, wird ohne Zwang und Gewalt von außen gewiß auf dem Boden liegen bleiben. Es kommt alſo nicht darauf an, was und wie viel man geſehen, gehört und erfahren hat, ſondern wie? mit welchem Geiſte? mit welchem Herzen? mit welchen Sinnen?

In der Natur und im Reiche der moraliſchen Erſcheinungen wiederholt ſich Alles. Das Alte kehrt wieder mit etwas veränderter Geſtalt und Farbe, und ſtellt uns — gleich verſchiedenen Fabeln über einen Satz der Moral — die alte Lehre in neuer Einkleidung vor die Augen. Aller Hauptgrundſätze ſind wenige, und dieſe wenigen ſehr einfach. Darum iſt auch die echte Größe und das echte Glück

immer ſehr einfach. Große Schriftſteller ſchreiben einfach: Raphael's Geſtalten wären herrlich — auch ohne allen Farbenprunk.

Der Menſch von Geiſt und Gemüthstiefe wird aus wenigen Erſcheinungen ſcharfſinnigere Bemerkungen und wichtigere Reſultate ziehen, als der gewöhnliche Flach- und Schwachkopf aus einem ganzen Chaos ſogenannter Erfahrungen. Erfahre wenig, aber beobachte viel! Welt-Erfahrungen gleichen oft böſen Zauber- und Höllen-Geiſtern, die uns mit vollen Geldſäcken zu irdiſchem Treiben verſehen, damit aber verlocken, bis das, in ihr Netz verwickelte Weltkind ſeine vermeinten Schätze als ſchwarze Kohlen, und ſich ſelbſt am Rande des Verderbens erblickt. Der ewige Jude wandert fort und fort, und erfährt viel, und ſchaudert vor ſeinen Erfahrungen, und wir Alle ſchaudern bei dem Gedanken an ihn. In ſtiller Tiefe reift das Gold und der Edelſtein, und in der einſamen Hütte, im Schoeß eines Thales entfaltete ſich mancher reiche Geiſt, manches tiefe Gemüth, herrlicher als irgend eine Weltbildung ſie dreſſiren konnte.

Gäbe das viele Herumkommen immer auch viele Erfahrung, höheren Werth und mehr Recht zu Anſprüchen, ſo müßte die gemeinſte Klaſſe dies am meiſten geltend machen, weil ſie, vom Schickſal gewöhnlich aus der Wiege herausgeriſſen, in das Weltgetümmel hineingeſchleudert, und dann wie ein Ball von Menſchen zu Menſchen, von Ländern zu Ländern geworfen wird. Und doch iſt dies nicht der *Fall. Fehlt der innere* Werth, ſo nützt alles Ankleben von

außen und alle äußere Politur wenig. Vielen wird das Herumkommen ihr Umkommen. Wer nicht eine schönere Welt in seinem Innern trägt, den kann alle Weltkenntniß und alle Weltklugheit weder erheben, noch veredeln, noch beglücken. So wie der kerngesunde Mensch weniger Nahrung bedarf als der krankhaft-organisirte, und dabei doch heiterer und kräftiger gedeiht als dieser: eben so bedarf auch der geniale bei weitem nicht die Menge von Erfahrungen und Kenntnissen, welche der talentlose und gewöhnliche Mensch nöthig hat, um gehörig erleuchtet zu werden, indem dieser erst nach vielen ähnlichen und wiederholten Erfahrungen zu Bemerkungen gelangt, welche dem hellen Kopf von Einem Blitz der Phantasie erleuchtet werden. Wer nicht den Sinn hat, fein zu bemerken und mit einem Blick eine ganze Gegend zu überschauen, mag noch so viel erfahren, er wird wenige oder sehr armselige Resultate ziehen.

Außerdem sind Beobachtungen vielgewanderter Menschen gewöhnlich nur oberflächlich, und müssen es auch sein, da es diesen meistens an Zeit, Gelegenheit, Verhältnissen und Fähigkeiten, oder an Fleiß und Ernst mangelt. Und überdies! Wer Vieles sieht, muß der deshalb auch richtig sehen? Da kommen dann absurde Behauptungen, und man thut sich über das Bizarre noch etwas zu gut. Als schneidenden Kontrast hören wir von andern Vielerfahrenen die gemeinsten, hundertmal schon gemachten Bemerkungen mit wichtiger Miene zum hundert und ersten Male vortragen mit einem kahlen Beispiele, das sie — o Wunder!

immer ſehr einfach. Große Schriftſteller ſchreiben einfach: Raphael's Geſtalten wären herrlich — auch ohne allen Farbenprunk.

Der Menſch von Geiſt und Gemüthstiefe wird aus wenigen Erſcheinungen ſcharfſinnigere Bemerkungen und wichtigere Reſultate ziehen, als der gewöhnliche Flach- und Schwachkopf aus einem ganzen Chaos ſogenannter Erfahrungen. Erfahre wenig, aber beobachte viel! Welt-Erfahrungen gleichen oft böſen Zauber- und Höllen-Geiſtern, die uns mit vollen Geldſäcken zu irdiſchem Treiben verſehen, damit aber verlocken, bis das, in ihr Netz verwickelte Weltkind ſeine vermeinten Schätze als ſchwarze Kohlen, und ſich ſelbſt am Rande des Verderbens erblickt. Der ewige Jude wandert fort und fort, und erfährt viel, und ſchaudert vor ſeinen Erfahrungen, und wir Alle ſchaudern bei dem Gedanken an ihn. In ſtiller Tiefe reift das Gold und der Edelſtein, und in der einſamen Hütte, im Schooß eines Thales entfaltete ſich mancher reiche Geiſt, manches tiefe Gemüth, herrlicher als irgend eine Weltbildung ſie dreſſiren konnte.

Gäbe das viele Herumkommen immer auch viele Erfahrung, höheren Werth und mehr Recht zu Anſprüchen, ſo müßte die gemeinſte Klaſſe dies am meiſten geltend machen, weil ſie, vom Schickſal gewöhnlich aus der Wiege herausgeriſſen, in das Weltgetümmel hineingeſchleudert, und dann wie ein Ball von Menſchen zu Menſchen, von Ländern zu Ländern geworfen wird. Und doch iſt dies nicht der Fall. Fehlt der innere Werth, ſo nützt alles Ankleben von

außen und alle äußere Politur wenig. Vielen wird das Herumkommen ihr Umkommen. Wer nicht eine ſchönere Welt in ſeinem Innern trägt, den kann alle Weltkenntniß und alle Weltklugheit weder erheben, noch veredeln, noch beglücken. So wie der kerngeſunde Menſch weniger Nahrung bedarf als der krankhaft-organiſirte, und dabei doch heiterer und kräftiger gedeiht als dieſer: eben ſo bedarf auch der geniale bei weitem nicht die Menge von Erfahrungen und Kenntniſſen, welche der talentloſe und gewöhnliche Menſch nöthig hat, um gehörig erleuchtet zu werden, indem dieſer erſt nach vielen ähnlichen und wiederholten Erfahrungen zu Bemerkungen gelangt, welche dem hellen Kopf von Einem Blitz der Phantaſie erleuchtet werden. Wer nicht den Sinn hat, fein zu bemerken und mit einem Blick eine ganze Gegend zu überſchauen, mag noch ſo viel erfahren, er wird wenige oder ſehr armſelige Reſultate ziehen.

Außerdem ſind Beobachtungen vielgewanderter Menſchen gewöhnlich nur oberflächlich, und müſſen es auch ſein, da es dieſen meiſtens an Zeit, Gelegenheit, Verhältniſſen und Fähigkeiten, oder an Fleiß und Ernſt mangelt. Und überdies! Wer Vieles ſieht, muß der deshalb auch richtig ſehen? Da kommen dann abſurde Behauptungen, und man thut ſich über das Bizarre noch etwas zu gut. Als ſchneidenden Kontraſt hören wir von andern Vielerfahrenen die gemeinſten, hundertmal ſchon gemachten Bemerkungen mit wichtiger Miene zum hundert und erſten Male vortragen mit einem kahlen Beiſpiele, das ſie — o Wunder!

ſelbſt erlebt haben. Hätten doch ſolche Menſchen bedacht: Es ſei beſſer, wenig erfahren und viel beobachtet zu haben. So manche wackere Hausfrau kommt wenig oder gar nicht in die große Welt; ihr kleiner Kreis iſt der Tempel ihres Stilllebens, — und dennoch fühlt ſie edler und denkt ſcharfſinniger als ſo mancher — von Zirkel zu Zirkel, von Land zu Land herumtaumelnde Wüſtling, der Dinge erfahren hat, deren Exiſtenz jene nicht einmal ahnt.

Vielgewanderte ſind größtentheils auch Vielgeſtaltige, und präſentiren ſich in mancherlei Charakteren als Kosmopoliten, Menſchenfeinde, Überſättigte, Menſchenkenner, Weltleute, Kunſtliebhaber, Allwiſſer u. ſ. w. Oft glauben ſie Dinge vorzutragen, die wir alle — vielleicht früher als ſie ſelbſt — wußten, ohne gerade in Amerika oder Polyneſien geweſen zu ſein.

Wer Geiſt hat, kann im Nächſten auch das Entfernteſte beobachten, im Kinde den Wilden, im Rohen den Barbaren. Um Menſchen kennen zu lernen, bedarf es keiner Weltumſegelung. Für den hellen Kopf iſt jede große Stadt ein Compendium von Welttheilen. Am meiſten iſt aber Derjenige zu preiſen, der in ſeiner Heimat und in ſeinem nächſten Kreiſe gut zu Hauſe iſt, ſich ſelbſt kennt und ſeine nächſte Umgebung, und — wenn's rings um ihn her ſtürmt, eine Welt voll Frieden in ſeiner Bruſt findet.

Lob der Kugel.

Die Kugel iſt unter allen regulären und irregulären Körpern der vollkommenſte. Wo zeigt ſich uns eine ſo, in ſich ſelbſt geſchloſſene Harmonie als in der Kugel? Wo ſonſt finden wir eine ſolche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Wenn ich alle Kügelchen und Kugeln, von der kleinſten bis zur größten, die Muſterung paſſiren laſſe, ſo finde ich in jeder einen herrlichen Vorzug. Ich nehme zuerſt die — zugleich gewichtigſte und geringſte von allen — die Kegelbahn-Kugel, und frage: Können alle neun Kegel zuſammen Eine Kugel umwerfen? Und doch vermag Eine Kugel alle neun Kegel umzuwerfen! — Gehen wir zu den nobilirten Kegelbahn-Kugeln — zu den Billard-Kugeln über. Welche planmäßige Kunſtbewegung voll Scharfſinn, Kraft und Mannigfaltigkeit! Wer kann den Flinten- und Kanonenkugeln die mächtigſte, freudigſte und leidigſte Wirkſamkeit und Entſcheidung von Krieg und Sieg abſprechen? — Und gehen wir nun von dieſen wirkſamſten zu den unſchädlichſten über, zu den Seifenblaſen; geben ſie uns nicht das treffendſte Ebenbild von dem Glanz und der Vergänglichkeit unſers ſchimmernden und flüchtigen Lebens? — Ihnen gleicht das Rad und die Kugel, auf welchen ſitzend die Glücksgöttin abgebildet wird, die — wie alles Irdiſche und Zeitliche — raſtlos und unſtät dahingleitet. Lieblich glänzend ſchwebt die Leuchtkugel empor; man ſollte glauben die Ehrgeizige

würde gewiß den höchſten Himmel erreichen. Aber, ach! ſie zerplatzt, und der zertrümmerte Hochmuth fällt in verlöſchenden Funken zur Erde hinab! — Die ſchönen farbigen Glaskugeln rufen uns mit all ihrer bunten Luſtbarkeit die Warnung zu, wie kurz die Freude der Täuſchung währt. — Blick' hin auf die Miriaden von Würmer- Inſekten- und Vogel-Eiern! Aus der Kugelform entwickeln ſich unzählige Heere von Leben. Die Kugelgeſtalt des kleinſten Thautropfens iſt ein lebendiger Spiegel des Farbenprisma und die Kugel des Augenſterns, deines edelſten und geiſtigſten Sinnes, o Menſch, nimmt die Kugel der Thauperle und die Weltkugel in ſich auf. Selbſt die herrlichſten der Himmelskörper, die Sonne, die dich zum Leben erweckt, und der Mond, der dich zur Ruhe des Schlummers einlullt, ſie erſcheinen dir in Kugelform. Das Wichtigſte in der Natur hüllt ſich in dieſe Geſtalt. Darum iſt es nicht zu tadeln, daß manche Weiſe der Vorwelt das Überſinnliche, ja die Gottheit ſelbſt, verſinnlicht ſich in kreisförmiger Geſtalt dachten, und die kreisförmig gewundene Schlange noch jetzt für ein Sinnbild der Ewigkeit gilt, als welches der edle Menſchenfeind Typhon ſie den Liebenden als Ring am Hochzeittage gab.

Journalproben.

I.

Probeblatt aus der Zeitſchrift:

Der Träumer.

Wer kennt nicht Calderon's treffliches Schauſpiel: „Das Leben ein Traum!" — Daraus geht die große Tendenz meiner Zeitſchrift hervor, denn da das Leben ein Traum iſt, ſo folgt, daß nur der Träumer wirklich lebt, der Wachende aber todt iſt, mithin auch dieſer träumenden Zeitſchrift vor allen wachenden der Vorzug gebührt.

Ich werde in dieſen Blättern bildlich beweiſen, daß eine Menge von Dingen, denen man ſo großen Werth beilegt, nichts als Träume, manchmal ſogar nur Schatten von Träumen ſind, und daß uns Manches nicht närriſcher träumen könnte, als wir es in der Wirklichkeit erleben.

Die Mannigfaltigkeit der Aufſätze in dieſer Zeitſchrift ſoll ſo groß ſein als die im Reiche der Träume ſelbſt, deren es unendlich verſchiedene gibt, als: wache und Schlaf-Träume, lichte und ſchwarze, geſunde und fieberhafte, geſcheidte und närriſche, ermunternde und abſchreckende u. ſ. w. Dabei verſpricht die Redaction der Zeitſchrift dem Leſer, dafür

zu ſorgen, daß ſein Kopf nie zu viel angeſtrengt werden ſoll; ſie wird vielmehr darauf bedacht ſein, ihn nach Möglichkeit in einen ſanften Schlummer zu wiegen, und ihn in einen ſüßen Zuſtand zu verſetzen, worin er ſich während des Leſens oft fragen muß, ob er wache oder träume.

Er ſoll aber nie zu ſich kommen, ſondern in Träume ganz eingewickelt werden, wie ein liebliches Wiegenkind. Wer träumt nicht gerne? Und mit Recht! denn der Vorzüge des Träumens ſind viele, und große Träume ſind ein Beweis von lebhafter Phantaſie, regem Geiſt, und reizbarem Gemüth. Ein ſtumpfſinniger Menſch iſt — ſo wie ihm der Schlaf die Augen ſchließt — eine Leiche. Träume verlängern alſo das Leben und ohne ſie wäre der Schlaf ein ſtundenlanger Tod. Welch köſtliches Vergnügen gewähren die Träume! Sie zeigen uns das, was die rauhe Welt von uns entfernt hält, z. B. dem Liebenden die ihm verſagte oder weit entfernte Geliebte. Wie Vieles ſehen wir in den Träumen ſchöner, als die Wirklichkeit es uns je ſehen ließ! Der Herausgeber erinnert ſich z. B. im Traume paradiſiſche Gegenden von ſolcher Schönheit erblickt zu haben, daß weder die Natur noch das größte Malergenie ſie ſo herrlich geben oder darſtellen können. Im Traume wird der Menſch oft ſo potenzirt, daß er ſich ſelbſt übertrifft. Die Erfindungskraft thut Wunder. Der Träumende lieſt Werke, voll der herrlichſten, entzückendſten Gedanken, ja er ſchreibt ſogar ſelbſt Werke von ſo unerreichter Vortrefflichkeit, daß er beim Erwachen vor Schmerz vergehen möchte, den Inhalt vergeſſen zu haben.

Nebſtbei verrichtet der Träumer oft Großthaten, die ihn hiſtoriſch unſterblich machten, wenn er ſie wachend gethan hätte. Schöne Träume ſind allerdings ein Theil unſers zeitlichen Glücks; und da ihnen nur das Körperliche fehlt, ſo könnte man ſie allerdings den geiſtigen Duft des irdiſchen Glückes nennen. Böſe Träume haben dagegen das wirkliche Gute, daß ſie — nur eingebildete Leiden ſind, von denen mancher Menſch ſelbſt im wachen Zuſtande ſich quälen läßt.

Eine wahrhaft große Anſicht gewinnt das Träumen, wenn man bedenkt, daß es ſogar eine eigene Traum-Nemeſis gibt, indem das Gewiſſen durch Träume ein ſtrenges Richteramt verwaltet, den Reinen durch Erſcheinungen von Fried' und Freude lohnt, den Verbrecher mit Bildern des Entſetzens beſtraft. Eben ſo wird auch der Träumer den Reinen und den Verbrechern in der moraliſchen und in der literariſchen Welt Erſcheinungen nach Recht und Verdienſt vorſchweben laſſen, und zum Beſten der Leſer von jeder Art ſollen ſogar vorherſagende, zurathende und abſchreckende Träume von Zeit zu Zeit fabrizirt werden.

Die gegenwärtige Zeitſchrift ſoll aber nicht nur den Charakter des Träumers behaupten, ſondern zugleich auch jenen eines Traumdeuters. In dieſer letztern Hinſicht werden insbeſondere alle ordentliche Verliebte — ja ſelbſt die unordentlichen — erſucht, ſich wegen Auslegung ihrer Träume an die Redaction dieſes morphiſchen Journals zu wenden. Zugleich ergeht an ſämmtliche Nachtwandler, Phantaſten, Halbnarren und übrigen vielträumenden Damen und

Herren die Bitte, mich mit Traumbeiträgen zu beehren. Willkommen iſt Alles, weil die Traumgeſtalten an keine Regel gebunden ſind, daher auch kein Mitarbeiter die Zurückweiſung eines Beitrags zu beſorgen hat. Ich zweifle an der Erfüllung dieſer Bitte um ſo weniger, als ich durch Erfahrung mich überzeugt habe, wie ſehr die Menſchen darauf erpicht ſind, einander ihre Träume zu erzählen, und wie faſt kein Familien-Frühſtück ohne vielfältige Traumberichte vergeht.

Eine ſtehende Rubrik dieſes Journals wird den Titel: „Beiträge zur Menſchenkenntniß" führen, und zwar aus dem Grunde, weil die Träume das ſicherſte Mittel zur Erwerbung der Menſchenkenntniß ſind. Ich behaupte ſogar, daß man den Menſchen aus ſeinen Träumen — worin er ſich ohne alle Verſtellung zeigt, wie er iſt — geſchwinder und beſſer kennen lernt, als aus Allem, was er ſagt oder thut. Träume enthüllen unſere Lieblingsideen und die entlarvten Neigungen, und ſchließen des Menſchen Innerſtes auf, daß ſeine wahren Geſinnungen hervorgehen, wie die Geiſter um Mitternacht aus ihren Gräbern. Einen fremden Menſchen, der mir ſeine Träume von drei auf einander folgenden Nächten aufrichtig erzählt, will ich beſſer charakteriſiren, als einen andern, den ich drei Jahre kenne, ohne etwas von ſeinen Träumen zu wiſſen.

Die freundlichſte Traumgöttin für den Menſchen im wachen Zuſtande iſt — die Hoffnung. Sie hat ein unermeßlich reiches Magazin der ſchönen Träume, womit ſie, mit fürſtlicher Großmuth und Freigebigkeit Jeden beſchenkt,

der nicht zur ſchwarzen Todtenkopf-Fahne ihrer Feindin Verzweiflung ſchwört. Darum hegt auch der Herausgeber dieſer Blätter den angenehmen Traum der Hoffnung, daß er als träumender Endymion die, in ihn verliebte Leſewelt zu ſeiner Luna haben wird.

II.

Probeblatt aus der Zeitſchrift: »Brandraketten.«

Die Steckenpferde.

Wollte ich dem Leſer dieſer Zeitſchrift mein Portrait als Titelblatt geben, ſo ließe ich mich als ein Huſar, mit glühendrother Uniform, auf kohlſchwarzem Pferde im Fluge dahinſauſend, mit hochgeſchwungenem Säbel, abbilden. Hinter mir auf dem Roſſe ſäße die Nemeſis, Brandraketten werfend unter die, vor mir auf der Flucht begriffenen ſchlechten Handlungen und ſchlechten Werke. Gegen Beide ziehe ich zu Felde. Eigentlich komme ich mir gar vor wie ein Cherub mit dem Flammenſchwerte; nur um den Vorwurf unmenſchlichen Hochmuths zu vermeiden, hülle ich mein überirdiſches Weſen in eine irdiſche Huſaren-Uniform. Nun aber, wehe euch, ihr ſogenannten ſchönen Seelen! Mit Schwert und Feuer will ich ravagiren!

Ehe ich jedoch auf die Pegaſusreiter komme, will ich den Pegaſus ſelbſt vorführen, und in dieſem das Ideal eines menſchlichen Steckenpferdes aufſtellen, welches mit dem wirklichen Pferde ſo viele Aehnlichkeit hat. Können die Ara-

der eigene Geſchlechtsregiſter und Stammbäume über ihre Pferde führen, ſo muß es wohl auch erlaubt ſein, über die gewiß nicht minder edle Race der Steckenpferde, die in der großen und kleinen Welt eine ſo wichtige Rolle ſpielen, einige Worte zu ſagen. Ich werde mich aber hierbei — ſo wie in der ganzen Zeitſchrift überhaupt — an keine Ordnung binden, folglich gleich den Brandraketten durch die Luft fahren, gleichviel wie, wenn's nun trifft.

Die Steckenpferde laſſen ſich gleich den wirklichen Pferden in Arbeits- und Luxuspferde eintheilen. Reiche und vornehme Leute haben durchaus nur Luxus-Steckenpferde, das iſt ſolche, die einzig und allein dazu gehören, um vor der Welt damit Parade zu machen, die Stunden der langen Weile durchzugaloppiren, und ſich in den gepolſterten Sattel der trägſten Bequemlichkeit zu verſenken, mit einem Gefühl von leichtem Schaukeln, damit der Müßiggang ſelbſt den Schein der Thätigkeit bekommt.

Die Arbeits-Steckenpferde dienen der unbemittelten, und vorzüglich jener dürftigen Klaſſe, die gewiſſermaßen aus menſchlichen Zugpferden beſteht. Dieſe Arbeits-Steckenpferde kann man nicht genug rühmen: ſie dienen dem Müden nach vollbrachtem Tagewerk zur Erholung; dem Geiſte, der in die Gefahr geräth, bei der Trockenheit ſeiner Berufsgeſchäfte ſelbſt zu vertrocknen, geben ſie neue Lebensſäfte und Lebenskräfte. Auf ihnen ſitzend, treibt mancher Menſch etwas Nützliches con amore, das ihm ſonſt läſtig oder widerlich würde. Solche Steckenpferde ſind das zuverläſſigſte Mittel, das Vortheilhafte mit dem Angenehmen zu

verbinden. Menſchen, die auf ſolchen Steckenpferden ritten, — z. B. auf irgend einer als Nebenſache getriebenen Lieblingswiſſenſchaft, haben Manches entdeckt oder raffinirt, was ſonſt unterblieben wäre. Von den Reitpferden unterſcheidet ſich das Steckenpferd vorzüglich dadurch, daß es nicht, gleich jenen, ſeinen Reiter abwirft, ſondern nur raſtlos mit ihm forttrottirt oder galoppirt, und ihn, ſobald er einmal im Sattel feſt ſitzt, nicht mehr abſteigen, ſich ſelbſt nicht lenken läßt. Das natürliche Pferd iſt, wie alle Welt weiß, nächſt dem Elephanten und dem Hunde das lenkſamſte und gelehrigſte Thier; das figürliche aber das eigenſinnigſte und ungelehrigſte. Dagegen haben die wirklichen und metaphoriſchen Pferde wieder dieſes gemein, daß ſie, mehr als die übrigen Hausthiere, häufigen Unglücksfällen und Krankheiten ausgeſetzt ſind. Ich führe nur ein einziges Beiſpiel, den Koller, an, wobei gewiß jedem Leſer ſogleich einfallen wird, wie ſehr das Steckenpferd der Ruhmſucht dem wüthenden Koller oder Schwindel, die Eitelkeit aber dem ſtillen unterworfen iſt. Und ſo wie das Pferd von zahlloſen Inſekten gequält und behaftet wird, ſo häkeln und heften ſich Schmeichler und Schmarotzer an die Steckenpferde der Großen und Reichen. —

So hat denn jeder ſein Steckenpferd. Setze ich mich auf das Meinige, ſo fliegt's im Galopp, und ich ſchleudere meine Brandraketten auf die Steckenpferde der Andern, wodurch mein Steckenpferd den Vorzug vor allen übrigen bekommt, und ein Steckenpferd per excellentiam wird. Da kann's denn nicht fehlen, daß die Menſchheit eine neue Be-

ſtalt, die Literatur einen neuen Schwung erhalten muß, denn ich werde nicht dem Zeitgeiſte huldigen, ſondern der Zeit einen Geiſt geben. Es danke mir daher ſelbſt Jeder, den ich zermalme oder zerreiße, weil es zu ſeinem Beſten geſchieht, das heißt, zum Beſten der Sache, von welcher er ein Theil iſt. Und da von meinen Brandraketten nicht nur ganze Werke, ſondern ſogar ganze Dichtungsarten und Bücher der Literatur in Flammen auflodern, ſo ſollen durch dieſe meine kunſtfreundlichen Feuerwerke neue Phönixe aller Gattungen hervorgehen.“ —

III.

Probeblatt aus der Zeitſchrift:

Saure Aepfel.

— — — — Die Hand auf's Herz! Wer kann von ſich ſagen: er habe noch nie in einen ſauern Apfel gebiſſen? Nicht Einer kann ſich deſſen rühmen! Schon der erſte Menſch mußte in einen ſauren Apfel beißen, und ſo ging's fort bis auf den heutigen Tag. So beiße ich denn ſelbſt in einen ſauren Apfel, indem ich dieſe Zeitſchrift unternehme, und daher mit Recht von der Leſewelt fordere, daß auch ſie in einen ſolchen beiße, id est: daß ſie dieſe Zeitſchrift leſe. Das Schickſal hat einen ungeheuer großen Fruchtboden voll ſaurer Aepfel, um die Menſchen damit unaufhörlich zu regaliren, die denn auch immer drein beißen, theils weil ſie

müſſen, theils freiwillig aus Uebereilung, Unverſtand oder Neugier. Grüne Aepfel ſind ſauer, noch ſaurer, ſehr oft, die goldenen, wie z. B. der Apfel des Paris, oder jene Aepfel, die der ſchlaue Hippomenes beim Wettlauf mit der ſchönen Atalanta fallen ließ. Das Fräulein konnte dem Goldglanze nicht widerſtehen, verweilte ſich durch das Aufheben der goldenen Aepfel, und wurde, ungeachtet ihrer Schnelligkeit im Laufen, beſiegt. Auf gleiche Weiſe ward manches Genie, mancher herrliche Geiſt, manche ſchöne Tugend in ihrem Siegeslaufe zum Ziele unterbrochen, weil Eigennutz oder irdiſcher Genuß in den Weg trat.

Süßes Leben! ſüße Liebe! ſüße Poeſie! in wie viel ſaure Aepfel müſſen wir euretwegen beißen? Und dennoch gibt's ſo viele Aepfeldiebe auf der Erde und in der Literatur! Beinahe mehr Aepfeldiebe als Apfelbäume! — Lieber Leſer, mach' Dir alſo nichts daraus, wenn der Herausgeber dieſer Zeitſchrift ſelbſt ein literariſcher Dieb iſt. Ich bekenne es wenigſtens offenherzig ſchon auf dem Titelblatte, daß ich ein Dieb bin, aber — was ich ſtehle, ſtehle ich nur für Dich! Der Zweck heiligt das Mittel. Auch erlaube ich Dir dafür, alles geſtohlene Gut, das ich Dir auftiſche, bei Andern, die mein Journal weder kaufen noch leſen, für Dein Eigenthum auszugeben.

IV.

Probeblatt aus dem Journal: »Der Bettler.« Enthält:

Die Leiche der Wahnſinnigen.

Geſpräch zwiſchen einem Narren, einem Todtengräber und einem Bettler.

Der Titel: Bettler, bezieht ſich nicht nur auf dieſe Zeitſchrift, ſondern auch auf ihren Herausgeber, denn wir leben Beide von milden Gaben; ich vom Gelde meiner Pränumeranten, das Journal von den milden Beiträgen der Mitarbeiter, die ich ehre — aber nicht honorire. Wollten manche Journaliſten ſo aufrichtig ſein, wie ich, ſo müßten ſie den Titel meines Journals auch für ſich wählen, denn — Menſchen ſind wir ja Alle, mehr oder weniger, — Alle auch Bettler, mit Leib und Seele; das klingt ungefähr ſo, wie — arme Sünder! Findet der Leſer — zu ſeiner Verwunderung — bei mir etwa doch hie und da einen verſteckten Reichthum, ſo iſt's deſto beſſer für ihn und für mich! Deſſen ungeachtet aber bitte ich jeden guten Chriſten um milde Beiträge, die ihm der Himmel lohne!

Einſt ging ich in einem fremden Lande auf einen Kirchhof, in der Abſicht, bei den Todten um einige ſchwermüthige Gedanken zu betteln, die ich zu einem Roman, „die Urne" betitelt, vonnöthen hatte. Eben verweilte ich vor einem Grabhügel, auf dem ein großes ſchwarzes Kreuz ſtand. Der Todtengräber kam eilig zu mir, und fragte, ob ich

etwa das Gemälde ſehen wolle? — Da ich ihm meine Verwunderung über ſeine Frage zu erkennen gab, erklärte er mir, daß hier ein im Wahnſinn geſtorbenes Mädchen begraben liege. Hierauf zeigte er mir das, im hohlen Raume des ſchwarzen Kreuzes angebrachte Gemälde. „Sie ſehen hier," ſagte er, „die Leiche der Wahnſinnigen, ſo phantaſtiſch ſie von den Wahnſinnigen beſtattet wurde, von einem Wahnſinnigen Zug für Zug gemalt. Die ganze Sache verhielt ſich aber ſo, wie ich Ihnen, wenn's gefällig iſt, umſtändlich erzählen will." —

Indem der Todtengräber die Geſchichte anfangen wollte, trat ein wohlgekleideter junger Menſch von ſehr angenehmer Geſichtsbildung zu uns. Der Todtengräber gab mir durch heimliches Deuten auf die Stirne zu verſtehen, daß es im Gehirn des Kommenden nicht richtig ſei. Die Phyſiognomie zeigte jedoch keine Spur von Verrücktheit; nur der ſchwebende Gang, hie und da eine zu raſche Geberde, und manchmal ein ſeltſames Lächeln mit einem gewiſſen Zucken der Oberlippe ließen den krankhaften Gemüthszuſtand vermuthen.

Als der junge Menſch dicht vor mir ſtand, nahm er ſogleich die Stellung eines Bettlers an, und ſagte: „Ich würde Sie gerne um etwas Verſtand bitten; den will aber Niemand weggeben. Es läßt ſich indeß in der Welt auch ohne Verſtand Vieles ausrichten, wenn man nur Geld hat. Verſagen Sie uns eine kleine milde Gabe nicht! Ich bitte Sie im Namen des Mädchens, das wir in dieſes Grab verſchloſſen haben, wo ſie ſo lange bleiben muß, bis wir ihren

verlorenen Verſtand wieder gefunden, oder ſo viel Geld geſammelt haben, daß wir ihr einen kaufen können."

Ich gab dem jungen Menſchen Geld. Er ſteckte es haſtig in die Taſche, da er bemerkte, daß der Todtengräber einen neidiſchen Blick darnach hinſandte. Um die Harmonie nicht zu ſtören, gab ich auch dem Leichenbeherrſcher, worüber der Narr recht gutmüthig lächelte. Jetzt begannen Beide wetteifernd mir zu erzählen, wobei der Narr den Nicht-Narren oft zum Beſten hatte, und dieſer ſeine Beſchämung hinter der Larve des Mitleids verbarg. So folgte denn zwiſchen dem Todtengräber, dem Narren und mir — dem Bettler, das hier mitgetheilte Geſpräch.

Todtengräber. Ein Doctor hatte die Erlaubniß erhalten, nahe bei der Stadt ein Privat-Irrenhaus zu errichten, aber nur für ſtille Narren.

Narr. Er meint die Gemüthskranken.

Todtengräber. Ich meine Diejenigen, die den Verſtand verloren haben.

Narr. Glücklich, wer keinen Verſtand beſitzt, denn er kann ihn nicht verlieren, folglich auch kein Narr werden! Es gibt aber Dinge in der Welt, worüber jeder den Verſtand verlieren muß, der einen hat. So verlor die ſchöne gute Heliodora ihren Verſtand, weil ſie einen Menſchen liebte, der ſeinen Verſtand nur dazu verwendete, ſie zu betriegen. Sie hatte nämlich einen köſtlichen Schlaf, und auch wunderſchöne Roſen. Der Schurke ſtahl ihr den Schlaf und die Roſen, und ließ ſich dann nicht mehr ſehen. In jeder

Nacht ſeufzte ſie um den geſtohlenen Schlaf, und ſo oft ſie in einen Spiegel ſchaute, um die geſtohlenen Roſen.

Todtengräber. Den Diebſtahl kennen wir beſſer, lieber Herr!

Bettler. Geraubtes Gold und Silber, entriſſene Macht und Würden, laſſen ſich mit der Zeit wieder erwerben; den ruhigen Schlaf aber, und den Roſenabglanz der reinen Herzensglut erhalten wir, einmal verloren, nicht wieder, durchpilgern wir auch die ganze Erde darnach.

Narr. Kurz, Heliodora verlor über jenen Verluſt den Verſtand. Ihr Schmerz darüber war ſo ungeheuer, daß ſie endlich, wie jene weltberühmte Niobe, erſtarrte und verſtummte. Wir konnten nicht länger zweifeln, ſie wolle für todt gehalten ſein, thaten ihr den Willen, und ſtellten uns, als glaubten wir, ſie ſei wirklich todt. Das war aber von uns nichts als bare Discretion. Wir trugen Roſen zuſammen, die Fülle, und legten das arme Mädchen darauf. Einer von uns ſtellte den Genius des Schlafes vor, kniete neben ihr, und fächelte ſie mit Mohnblättern.

Todtengräber. Das war überflüſſig.

Narr. War nicht überflüſſig, ſag' ich euch! Der Roſenduft war ihre einzige Nahrung, gleichſam Seelenſpeiſe, und die kühlen Mohnblätter erhielten ihr den Lebensathem. Wie leicht konnte ſie in den Wahn verfallen, wirklich todt zu ſein, was ſie doch nur ſcheinen wollte. Sie hätte dann als Geiſt herumgeſpukt, und Andere in dem Irrthume beſtärkt, daß es Geiſter gibt. Eben hielten wir Rath, wie es anzufangen wäre, den Verſtand für ſie aufzutreiben; da trat der

Vorſteher der Anſtalt herein, und erklärte, Heliodora müſſe unverzüglich begraben werden. Vergebens belehrten wir ihn auf die überzeugendſte Weiſe, Heliodora lebe, und wenn man ſie nicht ſtöre, werde ſehr wahrſcheinlich ein neuer Verſtand in ihr aufkeimen, wie die Blumen aus dem Winterſchlaf; vergebens erboten wir uns, für ſie den Verſtand von Andern zuſammen zu betteln, oder aus unſern eigenen Mitteln einen Fond zuſammenzuſchießen — obſchon wir ihm ſogar ſelbſt eine Verſtandes-Aktie antrugen — er wollte von dem ganzen wohlthätigen Unternehmen nichts wiſſen, und wir mußten es geſchehen laßen, daß die arme Heliodora lebendig begraben wurde. Wir ſtehen indeß von unſerm Vorhaben nicht ab, ſollten wir ſelbſt erſt bis zum jüngſten Tage damit zu Stande kommen; denn der Menſch ohne Verſtand führt nur ein Scheinleben und iſt ein lebender Todter, und das dulden wir nicht.

Todtengräber. Gut. Indeſſen bleibt das Fräulein da drunten meine Koſtgängerin. Sammeln Sie nur fleißig Geld, ſo ſoll's ihr an nichts fehlen.

Bettler. Und ich will für ſie gute Gedanken ſammeln, in einer zu dieſem Zweck gewidmeten Zeitſchrift, aus welcher ſich vielleicht Verſtand von der beſten Qualität deſtilliren läßt.

Narr. Ich danke Ihnen im Namen der Nachwelt, edler Freund der Menſchheit! Fällt der jüngſte Tag in einem Schaltjahre, ſo geht Alles nach Wunſch, und jeder Kirchhof wird ein Treibhaus des Verſtandes.

V.

Probeblatt aus dem Journal: »Der Gedankenfeind.«

Eine Vorrede zu dieſem Journal zu ſchreiben, wäre ganz überflüſſig, da der Titel ſchon zur Genüge erklärt, daß es unmittelbar für die galante Welt beſtimmt iſt, und zwar insbeſondere:

1. Für galante Frauen und Mädchen, denen es gute Dienſte leiſten kann, z. B. während des Toilettemachens; oder, wenn ein Galan oder Cicisbeo um ein Viertelſtündchen zu ſpät eintrifft; oder, wenn ſie einem Ball nicht beiwohnen können, weil der Herr Gemahl oder der Herr Papa irgend ein nothwendiges Putzwerk aus Eigenſinn oder Geldmangel nicht beiſchaffen u. dgl.

2. Für galante junge Herren, damit die Gedankenfülle ihnen nicht die blühende Geſichtsfarbe verdirbt, und ſie nicht ſchwerfällig und den Damen langweilig werden. Da Gedanken ein Gift für den guten Ton, eine Seuche für geſellige Zirkel ſind, ſo hoffe ich, daß meine Zeitſchrift in den beſten Häuſern Zutritt finden, und es ihr an Abnehmern nie fehlen wird. Ich verſpreche dagegen meinen liebenswürdigen Quaſi-Leſerinnen und Leſern, daß ich mich bemühen werde, alle Aufſätze ſo gehaltlos als möglich zu machen, damit ſie ja auf keine Gedanken ſtoßen, was ihnen —

leicht Kopfſchmerz oder wenigſtens unerträgliche lange Weile verurſachen könnte.

Der Inhalt wird folgender ſein:

a) Verliebte Tanzgeſchichten.

b) Geſellſchaftsſpiele ohne Witz.

c) Klingklanggedichte für ſogenannte Declamation.

d) Aufſätze aus dem Gebiete der Lebensphiloſophie, das iſt: über die neueſten Modeartikel in Kleidung und Meubeln.

e) Hiſtoriſche Aufſätze in der gefälligſten Form, das iſt: Ball-Nachrichten, Anekdoten aus der **Chronique scandaleuse** u. dgl.

f) Theater-Kritik, die aber — um Gedanken und Kopfanſtrengung zu vermeiden — durchgehends in gangbaren leeren Redensarten abgefaßt ſein, und dem kunſtſinnigen Publikum kunſtfreundliche Anſichten mit kunſtwiſſenſchaftlicher Umſicht über die beifällige oder nicht beifällige Aufnahme der Annahme gefundenen Stücke mit dem gehörigen Zuſatze von **Haut-goût** durch das beliebte **Dolce-picante** auf ſolche Weiſe liefern wird, daß man ſie in jeder Geſellſchaft anbringen und ohne Gefahr für ſeine eigenen Bemerkungen ausgeben kann. Es wird daher bei dieſem Artikel für wohlklingende Gemeinplätze und grammatiſche Familien-Ähnlichkeit die gebührende beſondere Sorgfalt getragen werden.

Weil aber ſtatt der fehlenden Gedanken doch etwas da ſein muß, da ſelbſt Derjenige, der das Denken ſcheut, zu denken ſcheinen will, ſo gedenke ich als ein Gedanken-Surrogat, in dieſen Blättern nur Figuren zu liefern, und zwar,

bald rhetoriſche, bald poetiſche, bald menſchliche. Mit einer der letztern mache ich den Anfang, und nenne ſie den grünen Papagei, weil dieſe Thierchen in jeder modernen Geſellſchaft von gutem Ton eine Hauptrolle ſpielen.

Mein Männlein iſt ein kleiner Kaliban, ein Muſter der liebenswürdigſten Bosheit und der bösartigſten Liebenswürdigkeit, in allen Geſellſchaften in gleichem Grade geliebt und gefürchtet, weil er Alle zugleich quält und unterhält, die Übrigen auf Koſten von irgend Einem beluſtigt. Er iſt die Geißel und das Triebrad aller Abendzirkel, ein eigentlicher Kakodämon familiaris. Er ſpricht immerfort, aber nie von ſich, größtentheils einen ſo leichtſinnigen Unſinn, daß ſelbſt Diejenigen, die er neckt, es ihm nicht übel nehmen, ſondern immer denken: „Das war ein Stich, aber er blutet nicht!“ — Dabei weiß er alle Neuigkeiten des Tages, die er vor den Augen der ſtaunenden Geſellſchaft wie ein reiches Magazin öffnet. Er hat es ſchon ſo weit gebracht, daß man ſich's zur Ehre rechnet, von ihm geſtochen und geneckt zu werden; wen er ungehudelt läßt, der bleibt — als ein der Auszeichnung nicht Gewürdigter — im Schatten zurück. Wer ihn mit ernſten Waffen bekämpfen will, der iſt am übelſten daran, denn der redſelige Papagei überſtrömt ihn mit einem ſolchen ſinnloſen Wortſchwall, daß die Geſellſchaft vor Lachen ſterben will, und er am Ende ſelbſt unrecht zu haben glaubt. Sprich fort und fort, lieber Papagei, und beſeele meine Zeitſchrift! Wer nicht beißt, den bemerkt man nicht; wer nicht ſpricht, der lebt nicht, wer nicht keck iſt, gilt nicht für witzig; wer recht witzig iſt,

muß ſogar den Witz entbehren können; wer alle Andern entbehren kann, den entbehren alle Andern ungern, und wer die grüne Farbe liebt, hat dazu entweder eine Urſache oder keine, darnach es kommt, ſo wie bei allen übrigen Farben, die ich hier zu verwenden gedenke, um den ſchönen Leſerinnen ein Regenbogen-Brillantfeuer zu geben, deſſen dieſes holde Geſchlecht ſo würdig iſt, als ein Johanniskäfer ſeiner Flamme und die Sonne ihres Himmels, in welchem die Sterne nicht minder tanzen, als unſere Schönen hienieden.

Wer nicht einſieht, daß die letztern Zeilen hinreichend ſind, um den Titel meines Journals zu rechtfertigen, dem will ich noch **sub rosa** vertrauen, daß ich ſogar mit dem Projekt umgehe, die bisherige Gedanken-Zollfreiheit aufzuheben, dieſelben mit einer tüchtigen Acciſe zu belegen, und ſogar das Sprichwort: „Gedanken ſind zollfrei" zum Nutz und Frommen meiner Zeitſchrift abzuſchaffen. Und ſomit mache ich mich verbindlich für jeden Gedanken, der ſich in dieſem Journal erblicken läßt, ein angemeſſenes Strafgeld zu entrichten.

Die Steine.

Unter allen Steinen ſind bekanntlich die Edelſteine die ſeltenſten und theuerſten, machen ſich aber precios, und verſtecken ſich tief in die Erde. Ihr Gegentheil iſt der berühmt gewordene Stein des Anſtoßes, der uns überall im Wege liegt, häufiger im Leben, und wohlfeiler zu haben als irgend ein anderer Stein. Dieſe allegoriſch-mineralogiſche Kreatur iſt das fatalſte von allen Mineralien, das, gleich einem böſen Zauberer, alle mögliche Geſtalten annimmt, und uns ſo lange verfolgt, bis wir ſelbſt aus dem Thierreich in das Mineralreich übergehen, und der Leichenſtein auf unſerm Grabe figürlich andeutet, ein Menſch ſei für den andern der ärgſte Stein des Anſtoßes. Daß der Menſch nach ſeinem Tode zu Staub, und aus dem Staube Stein wird, laſſe ich gelten; verwünſchen muß ich's aber, daß ſo mancher Menſch ſchon bei lebendigem Leibe ſich zu verſteinen anfängt, und ſein Herz in der petrifizirten Bruſt wie einen eingeſchloſſenen Waſſertropfen herumträgt. Der ſeltenſte und ſeltſamſte von allen Steinen iſt der allgemein bewunderte Stein der Weiſen, ähnlich der Meſſiade, die viele Verehrer, aber wenig Leſer hat. Viele glauben ihn zu haben, und wiſſen nicht einmal, wie er ausſieht; Andere möch-

ten ihn gerne haben, wenn ſie ſich nicht vor ihm fürchteten, wie die Kinder etwas Schönes anlächeln, aber es nicht in die Hand nehmen wollen, aus Furcht, es beiße. Die einſt übliche Todesart des Steinigens iſt zwar als phyſikaliſche Operation längſt aus der Mode gekommen, als moraliſche aber beſteht ſie noch, und wird fortan beſtehen, ſo lange es eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen gibt, die man Verleumder und Neider nennt. Schriftſteller aus dem Alterthum haben uns von einem eigentlichen Steinregen erzählt. Weil aber das Ei immer klüger ſein will als die Henne, ſo haben die Neuern dieſen Steinregen ſo lange für eine Fabel erklärt, bis die Neueſten — durch Erfahrungen und Erklärungen ihrer größten Phyſiker belehrt — ihn wieder für eine ausgemachte Wahrheit angenommen haben. So viel iſt wenigſtens außer Zweifel, daß das Schickſal manchen Menſchen und manches Volk von jeher mit manchem tüchtigen Steinregen regalirt hat, und zwar mit einem Schmach- und Unheil-Regen von ſolchen Mond- oder Meteorſteinen, die aus zerplatzenden Feuerkugeln mit Kanonenknall herabfallen. Und ſo verſieht und bearbeitet uns das ſteinharte Schickſal mit den verſchiedenſten Arten von Steinen. Dem Einen baut es einen Palaſt von Marmorſtein, indeß es den Andern auf kalten Kieſelſteinen bettet. Manche Menſchen wetzt es unaufhörlich an ſeinem koloſſalen Schleifſtein, und ſie werden dadurch ſo abgeſchliffen, daß endlich kaum etwas von ihnen übrig bleibt. Dagegen ſieht man auch Menſchen von ſo feiner Sitte, daß ſie die Schleifſteine ſind, an de-

nen die Stumpfſinnigen und Rohen ſich zuſchleifen. So iſt eine eigene Gattung von Schleifern deshalb der beſte Schleifſtein, weil ſie die feinkörnigſte iſt. Manchem ſchuldbelaſteten Frevler nimmt die Nemeſis, noch gnädig in der Strafe, von ſeinen böſen Gemüthswunden das wilde Fleiſch mit dem Höllenſtein (lapis infernalis) weg, indeß das Seelenauge einzelner Erwählter, mit dem ſtärkenden lapis divinus belebt, Dinge ſchaut, die dem Auge des gemeinen Blöden ewig verborgen bleiben. Der unſchuldigſte von allen Steinen iſt der gute Weinſtein, der ſich ſelbſt wundert, wie's kam, daß man ihn unter die Steine verſetzte; das muß ihm im Rauſch geſchehen ſein! Die Arzneikunde bedient ſich ſeiner, um die Kraft des Herzens und der Pulsadern abzuſpannen. Die größte Doſis Weinſtein von ſo wirkſamer Art verſchreibt dem Menſchen das Unglück. Der Menſch ſelbſt aber iſt, auf ſeiner Reiſe vom Taufſtein bis zum Grabſtein, gegen alle andern am freigebigſten mit Denkſteinen. So machte man z. B. auf den Leichenſtein des berühmten engliſchen Dichters Butler, der, nachdem er Hungers geſtorben war, in der Weſtmünſter-Abtei ein Denkmal erhielt, die Inſchrift: „Der Arme bat um Brot; man gab ihm einen Stein." Ein klarer Beweis, daß man hienieden leichter Steine als Brot findet. Kein Wunder! Läßt doch die Mythe den harten Menſchen ſelbſt aus Pyrrha's und Deukalions Steingut-Fabrik hervorgehen!

Ich aber, der Autor, habe hiemit dargethan, daß kein Stein für mich ein Stein des Anſtoßes iſt, und

ich mich durch Steine, die mir in dem Wege liegen, in keine Verlegenheit ſetzen laſſe, ſondern vielmehr, gleich einem zweiten oder tauſendſten Orpheus, Steine zu rühren weiß. Indeß rath' ich doch jedem meiner Leſer, in Hinſicht auf die Steine den guten Kutſchern nachzuahmen, und jenen — ſo viel möglich — auszuweichen.

Der Mord des Todten,

oder:

Die Leichen-Promenade.

Ein wohl façonnirtes und facettirtes Trauer- und Schauerſpiel.

Perſonen:

Ritter **Währwolf** von **Schreckenhorſt.**
Brunhilde, ſeine Gattin.

Wolfram,
Dithelm,
Bruno,
} ſeine Söhne.

Jutta,
Hedwig,
Bertha,
} ihre Verlobten.

Ritter **Grauſenmord** von **Unkenſang**, Währwolf's Bruder.

Theobald,
Liebhardt,
Hartlieb,
} ſeine Söhne.

Elsbeth,
Clara,
Mathilde,
} ihre Verlobten.

Thränenreich, Knappe und Chorführer im Hauſe Währwolfs.
Krieger, Geiſter, Leichenträger, Burgvolk, Wölfe.

Großer Saal in der Burg des Ritters Währwolf von Schreckenhorst. Nacht. Sturm und Donner; dazwiſchen wird ein gräßliches Wolfsgeheul vernommen. In der Entfernung toſ't ein verworrenes Schlachtgetümmel. Der Sturmwind zertrümmert ein aufgeſtoßenes Fenſter, durch welches man auf Felshöhen eine flammenhell brennende Burg erblickt.

Ganz im Vordergrunde öffnet ſich der Fußboden, und es zeigt ſich in der Tiefe die Familiengruft des Hauſes Währwolf von Schreckenhorſt, mit reihenweiſe ſtehenden Särgen, zwiſchen welchen die Geiſter der Ahnen umherwandeln.

Erſter Auftritt.

Ritter **Währwolf von Schreckenhorſt**, ein Greis von koloſſalem Körperbau, ſtürzt herein.

Währwolf.

Ihr blut'gen Schatten, weicht! Es iſt zu viel;
All meine Kraft erliegt dem Gräßlichen.
Und dies haarſträubende Geheul der Wölfe,
Die wir im Namen und im Wappen führen,
Es iſt all meines Hauſes Grabgeſang!
Schon ſeh' ich meiner hohen Ahnen Geiſter,
Ernſt ſchreitend, wandeln in der tiefen Gruft
Dort unten; — hu! wo's ſchaurig iſt und kalt,

Und dumpfig, nächtlich-dunkel, ſtill und ſtumm!
Sie drohen, winken fort und fort. Hört auf!
Ich bitte, ich beſchwöre euch, ihr Ahnen:
Hört auf! — Umſonſt! So droht und winkt denn fort!
Heult fort, ihr Wölfe, heult!
Nehmt mich zur Beute hin! Schleppt mich zur Hölle!
Sie iſt für mich noch viel zu gut.
Der Ungeheuer ärgſtes wird die Nachwelt
Mich nennen, und ihr Fluch mein Grab umheulen,
Wie jetzt um mich die Schaar der Wölfe heult!

Zweiter Auftritt.

Brunhilde. Währwolf.

Brunhilde.

Ach Gatte, theurer Gatte! Wehgeheul
Tönt ringsum durch den Schooß der Mitternacht.
Auf allen Harfen ſpringen mir die Saiten!
O Himmel! was ſoll dies bedeuten?
Laß mich nicht leiden! Sprich: was iſt vollbracht?

(Sie umklammert ihn. Er wendet ſich ab.)

Bei unſ'rer Liebe, ach, beſchwör' ich Dich,
Brich dieſes Schweigen, das ſo fürchterlich.
Was iſt geſcheh'n? Erbarm' Dich meiner, ſprich!

Währwolf (leiſe zu ihr).

Was heißt das Fragen? Weißt Du's nicht ſo gut als ich?

Brunhilde (leiſe zu ihm).

Ich freilich, doch ſo was muß auch die Welt erfahren,
Damit ſie weiß, wie groß wir ſelbſt im Unglück waren.
Auf uns ſind Aller Augen nun gerichtet;
Wirſt ſeh'n, aus uns wird noch ein Trauerſpiel gedichtet.
(Laut.)
Gib Deinem Schmerze tauſend Zungen! Sprich!

Währwolf (leiſe).

Wie ſoll ich denn jetzt ein Langes und Breites erzählen?
Weißt Du nicht, daß der tiefſte Schmerz ſtumm iſt?

Brunhilde (ſehr ängſtlich).

Aber mein Gott! jetzt muß ja die Expoſition kommen; das ſollteſt Du als ein gebildeter Ritter doch wiſſen.

Währwolf (diktatoriſch).

Nicht Worte, ſondern Handlung; — das iſt die beſte Expoſition. Lange Erzählungen, Tiraden, Monologe, breite Geſpräche — — —

Brunhilde (leiſe).

Halt's Maul und erzähle!
(Laut, mit hohem Pathos.)
Bei unſ'rer Liebe, ach, beſchwör' ich Dich,
Brich dieſes Schweigen, das ſo gräßlich iſt!
Erbarm' Dich meiner! Sprich, was iſt geſchehn?
(leiſe.)
Sieh doch nur, wie ſchön dies Schlachtgetümmel und das Wolfsgeheul zu einer ſchauerlichen Erzählung paßt! Benütz' die Gelegenheit!

Vernimm, o Gattin, das Entſetzliche!
Drei Söhnlein haſt Du, Traute, mir geboren,
Sich ſelbſt nur gleich an jeder Rittertugend;
Doch auch mein Bruder zählt der Söhnlein drei.
So ſind der edlen Jünglinge denn ſechs,
Und ich und er dazu, — das macht denn acht.
Doch leider ſind wir alle Acht — nicht eins!
Nein! ſtets entzweit ob jener Burg,
In der ermordet unſer Ahnherr ward
Von ſeines Bruders frevelhafter Hand.
Ob ſolcher Blutſchuld muß die Schreckensburg,
So lang ſie ſteht und Einer von uns lebt,
Gleich einer Blume, kalt aus Stein geformt,
Mit unſerm warmen Blut ſich feuchten an.
So zog ich aus mit meiner Söhnlein Drei,
Entgegen zog mein Bruder mit den Seinen;
Die Schlacht begann, entſetzlich grauenvoll.
Der Himmel ſelbſt erſchrack, und barg
Sein nachtumhülltes Angeſicht in Sturm.
Der Leichen Schaaren wurden, Bergen gleich,
So aufgethürmt, daß Tauſende von Wölfen
Hereilten, und, in Fraßes Fülle ſchwelgend,
Vor Wolluſt heulten. Brennend ſtrahlt die Burg,
Und leuchtet ſich als eig'ne Todesfackel;
Sie ſendet ihre Strahlen himmelwärts,
Als wollte ſie dem Himmel ſagen, daß ſie brennt.
Von Wuth entmenſchet fochten alle Krieger,

Entmenſcheter als Alle noch die Sechs,
Die durſt'gen Schwerter, in den Eingeweiden
Sich wild umwälzend. Da ergriff mich Angſt, —
Denn Menſch bleibt Menſch, ſei er noch ſo entmenſcht!
Den Gräu'l konnt' ich nicht länger mehr ertragen;
Mein edles Herz fühlt' ich ſo herzlich ſchlagen,
Und floh vom rothen Meer der Schlachtblutglut.
Woher dies Unheil rührt, — ich weiß es nicht,
Doch bleibt die Selbſterhaltung Menſchenpflicht;
So viel erkenn' ich aber wahr und klar,
Daß Schuld und böſes Blut dabei im Spiele war.

Brunhilde (heulend).

Weh, ruf' ich, weh! (Sie will fort.)

Währwolf (ſie zurückhaltend).

Wohin, Unglückliche?

Brunhilde.

Auf's Schlachtgefild! Dahin gehör' ich, Mutter
Und Heldenweib.

Währwolf.

Halt ein! halt ein, Du Theure!
Nicht paßt der Frauenbilder zarter Duft,
Zu rauhen Pulverdampfes ſchwarzem Qualm.
Aus Felſen ward des Mannes Bruſt geformt,
Sein Geiſt iſt glüh'ndes Erz; doch Weibesmilde,
Strohblümlein gleich, vom kleinſten Fünkelein
Entzündet, ſtirbt in eig'ner Zartheit Sturm.

Brunhilde.

Ha ſieh! O Anblick, der mein Herz zerreißt!
Die Bräute ſind's, die ſechs unglücklichen,
Der ſechs entſeelten Jünglinge.
Ha ſeht! die Armen! Hand in Hand,
Schwarz wie Nacht, und weiß wie Schnee,
Je zwei und zwei,
So dreh'n ſie ſich verſchlingend,
Die Füße ringend, —
Ha, das iſt neu!
Ha, ſchwarz und weiß,
Der Schritte grauenhafte Windung. —
Nicht iſt natürlich ſolcherlei Verbindung!
Ach! Wahnſinn iſt es, Wahnſinn! weh!
Zum Gipfel iſt das Gräßlichſte geſteigert.
Wer iſt's, der eine Thräne hier verweigert?
Sechs Leichen hier und ſechs Wahnſinnige!
Sie lachen wild und tanzen wüthend wie cirkaſſiſch;
Weh! weh!

Währwolf.

In Schmerzausdrücken ſind die Weiber klaſſiſch.

Vierter Auftritt.

Die ſechs **Bräute** der ſechs Todten ſchweben herein, ſchwarz gekleidet, mit weißen Blumenguirlanden umwunden. Jede hält eine Leier im Arme. Sie tanzen dreimal feierlich um die ſechs Särge; dann ſtellen ſie ſich in die Mitte des Saales, zerraufen ſich die Haare, und beginnen die folgende Wehklage:

Sie ſind dahin,
Sie ſind geweſen!
Sie ſind nicht mehr!
Wer
Vermag's, daß er
Der Klage ſich erwehr'?
Jammer! Jammer!
Des Todes Hammer
Erſchlug die Theuren,
Die wir feiern,
Mit dumpfen Leiern.
Die Erde ſtarrt
Wie vernarrt;
Der Himmel ſchmilzt in Thränen
Bei ſolchen Scenen,
Wahnſinnig wurde das Geſchick.
Ovid! Ovid! dein Chaos kehrt zurück!
Unſer Auge iſt ein Thränenmeer,
Unſ're Bruſt ein Seufzerheer,
Und hoch auf einem Thurm
Sitzt das Unglück und heult Sturm:

Weh! o weh!
Das Herz ſo voll, —
Der Schädel hohl, —
O Leben, lebe wohl!
Äſchylos! Sophokles! Euripides
Erbarmt euch unſer's Weh's!
O göttlicher Shakeſpeare!
An deiner Hand uns aus dem Leben führ'!
Gib, Calderon!
Uns der Vollendung Kron'!
Müllner! Oehlenſchläger!
Der Blick wird trüb, der Athem träger, —
Wir fleh'n euch an.
Geht mit der Todesfackel uns voran!
Grillparzer!
Schließ' auf des Grabes Carcer!

(Die ſechs Bräute legen ſich auf die ſechs Leichen und ſterben.)

Brunhilde.

Wie ſchön ſie ſterben, ſchön, wie ſie gelebt!
Wie ſo ein Tod den Menſchen faſt erhebt!
Und jede ſtirbt auf ihre eig'ne Art:
Die groß, die kühn, die ſchön, die wild, die mild,
die zart.
Wie gräßlich jene zuckt! wie ſtreckt ſich dieſe lang!
Wie ſchrecklich jene heult! wie wimmert dieſe bang!
Die ſpringt empor mit raſender Geberde,
Die And're wirft und wälzt ſich auf der Erde;

Und all der Sechs ſechsfacher Schmerz
Zerreißt ſechsfach mein Mutterherz.
Das halt ein Andrer aus als ich!
Für meine Nerven iſt's zu viel.
Was ſagſt denn Du dazu, mein lieber Währwolf?
Du ſchweigſt? Biſt Du gar etwa ſtumm geworden?

Währwolf (entſchloſſen).

Ja!

Brunhilde.

Wirklich?

Währwolf.

Leider!

Brunhilde.

Stumm!

Währwolf.

Vor Schreck und Schmerz!
Das liegt ſo in der menſchlichen Natur.

Brunhilde.

Wenn das nicht tragiſch iſt, ſo weiß ich nicht,
Was tragiſch heißt! Er iſt vor Schmerz erſtummt.
Und die Verzweiflung ſpricht aus ihm.
Entſetzlich! Armer, armer Währwolf!

Währwolf.

Laß mich jetzt ruhig, Gattin, — ich muß weinen.
In Thränen, ſagt man, löſ't ſich auf der Schmerz.

Brunhilde (mit frohem Erſtaunen).

Wie? du kannſt weinen? da geht's ja noch gut!
Der höchſte Schmerz iſt ſtumm; das iſt erwieſen.
Und Du — Du ſprichſt? So haſt Du ja gelogen,
Und biſt ſelbſt noch im größten Schmerz ein Schelm!

Währwolf (tief gekränkt).

Verkenn' mich nicht! das iſt ja Seelengröße!
Nur kleinen Seelen iſt die Größe fremd.

Brunhilde (mit Extaſe).

Du biſt ein Ideal von einem Mann!
O Held und Gatte! Deines Hauſes Schmuck!

Währwolf (mit hohem Zorn).

Was ſprichſt Du da von meines Hauptes Schmuck?
Was meinſt Du damit?

Brunhilde.

Iſt's dahin gekommen?
Biſt Du ſo reizbar ſchon, daß bittere
Sarkasmen Dir ob einer Kleinigkeit
Entſtrömen? Das iſt böſes Zeichen! Doch —
Es war Dein Ernſt nicht, Held! Ich kenne Dich.
Die wahre Seelengröße ſcherzet gern;
Sie haucht das Leiden von dem Menſchen weg,
Wie eine Magd den Staub vom Kaſten bläſ't.
Ja, Gatte, Du ſtehſt höher als Dein Schickſal;
So echter Heldenmuth gleicht einem Räuber,

Er zieht die Schuld aus, daß ſie Unſchuld wird.
Wie gerne möcht' ich nun Dein theures Haupt
Mit meinen Armen liebevoll umſchlingen, —
(mit tiefem Schmerz)
Allein — ich bin zu klein! (Sie weint.)
Ich reiche nicht
Zu Dir hinauf! drum beug' o Gatte, Du
In Deiner Größe Dich zu mir herab!
So findet die Umarmung dennoch Statt
Im Angeſicht der Todten und Lebend'gen,
Und Liebe glüht, dem Anſtand unbeſchadet.
(Sie umarmen ſich.)

Währwolf.

Ach! jener Schmerz und dieſe Luſt,
Sie kämpfen wild in meiner Bruſt.
Grau'n und Entzücken,
Dies glutroth, jenes geiſterbleich,
Sie wollen mir zugleich
Das Herz zerdrücken;
Es iſt zu viel! Ich ſterbe, —
Die Nachwelt ſei mein Erbe!

Brunhilde.

Du ſtirbſt? Iſt's Wahrheit oder Dichtung?

Währwolf (mit furchtbarer Stimme).

Ja, ſag' ich, ja!

Brunhilde (voll Entſetzen).

Das iſt der Brand!

Währwolf
(im hohen Vorgefühl, mit wunderbarer Ahnung).

Soll ich jetzt prophezei'n? —

Brunhilde.

Jetzt nicht, o Gatte!
Das Prophezei'n im letzten Augenblick —
Es echauffirt zu sehr!

Währwolf.

Ja, ja! (Er stirbt.)

Chor.

Wer stirbt,
Leben durch den Tod erwirbt!
Weh- und Jubelgesang erschallen.
(Brunhilde wirft sich auf Währwolfs Leiche, wo sie lange unbeweglich bleibt.)

Brunhilde (sich erhebend).

Nach langem Liegen steh' ich wieder auf;
Nach langem Schweigen öffnet sich mein Mund.
Dich, Schicksal, klag' ich an!
Hätt' ich dich hier, mit diesen meinen Nägeln
Zeriss' ich dich in tausend kleine Stücke!
Wärst du nicht auf der Welt,
Das wär' ein Leben wie im Paradies!
Hol' euch der Teufel, all' ihr Trau'rspieldichter!
Ihr habt uns die Figur hereingeschwärzt,
Die jetzt die Frau im Hause spielt, und wir —

Wir müſſen tanzen, wie ſie pfeift!
Und Er iſt todt! — wird nimmermehr lebendig!

(Sie ſpringt auf.)

Da bleib' ich nicht! Mir graut vor Todten. Marſch!

(Sie ſtürzt zum Saale hinaus.)

Chor.

Weh! weh! weh!
Nur Tod und Grau'n ich ſeh'!
Böſes Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!

(Der Chor geht ab. Die Todten bleiben zurück.)

Fünfter Auftritt.

Ritter **Grauſenmord von Unkenfang** (haſtig eintretend). Die **Todten.**

Grauſenmord.

Wo iſt der Schändliche? Wo find' ich ihn,
Um meiner Rache Glut an ihm zu kühlen?

(Er erblickt die ſechs Särge und die zwölf Todten).

Hu! die ſechs Wechſelmörder ſchaut mein Auge
Nun alle todt?
Geſtocktes Blut, das Ströme Bluts vergoß!
Erloſch'ne Glut, die an ſich ſelbſt verbrannt!
Und ach! der Bräute ſechs, wie Gräbermoos
Mit ſtummer Sprach' den Todten zugewandt! —

Währwolf
(im hohen Vorgefühl, mit wunderbarer Ahnung).

Soll ich jetzt prophezei'n? —

Brunhilde.

Jetzt nicht, o Gatte!
Das Prophezei'n im letzten Augenblick —
Es echauffirt zu sehr!

Währwolf.

Ja, ja! (Er stirbt.)

Chor.

Wer stirbt,
Leben durch den Tod erwirbt!
Weh- und Jubelgesang erschallen.
(Brunhilde wirft sich auf Währwolfs Leiche, wo sie lange unbeweglich bleibt.)

Brunhilde (sich erhebend).

Nach langem Liegen steh' ich wieder auf;
Nach langem Schweigen öffnet sich mein Mund.
Dich, Schicksal, klag' ich an!
Hätt' ich dich hier, mit diesen meinen Nägeln
Zeriss' ich dich in tausend kleine Stücke!
Wärst du nicht auf der Welt,
Das wär' ein Leben wie im Paradies!
Hol' euch der Teufel, all' ihr Trau'rspieldichter!
Ihr habt uns die Figur hereingeschwärzt,
Die jetzt die Frau im Hause spielt, und wir —

Wir müſſen tanzen, wie ſie pfeift!
Und Er iſt todt! — wird nimmermehr lebendig!
(Sie ſpringt auf.)
Da bleib' ich nicht! Mir graut vor Todten. Marſch!
(Sie ſtürzt zum Saale hinaus.)

Chor.

Weh! weh! weh!
Nur Tod und Grau'n ich ſeh'!
Böſes Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!
(Der Chor geht ab. Die Todten bleiben zurück.)

Fünfter Auftritt.

Ritter **Grauſenmord von Unkenſang** (haſtig eintretend). Die **Todten.**

Grauſenmord.

Wo iſt der Schändliche? Wo find' ich ihn,
Um meiner Rache Glut an ihm zu kühlen?
(Er erblickt die ſechs Särge und die zwölf Todten).
Hu! die ſechs Wechſelmörder ſchaut mein Auge
Nun alle todt?
Geſtocktes Blut, das Ströme Bluts vergoß!
Erloſch'ne Glut, die an ſich ſelbſt verbrannt!
Und ach! der Bräute ſechs, wie Gräbermoos
Mit ſtummer Sprach' den Todten zugewandt! —

Es iſt entſetzlich,
Wie ſo plötzlich,
Manches ganz anders wird erkannt!
(Er erblickt den Währwolf im Lehnſtuhl.)
Wie? Darf ich meinen Augen trauen?
Vergönnt wird mir zu ſchauen
Ihn, den ich geſucht,
Ihn, dem ich geflucht!
Und wie! Er ſchlief, — er ſchlief,
Indeß ein Leichenchor ihm Flüche rief,
So ſanft, ſo ruhig ein,
Als wär' er ſchuldlos — makelrein?
(Pauſe tiefſinnigen Schweigens; dann heftig auflodernd.)
Ha, Schickſal! ich verſtehe dich!
Sein Blut ſoll ſtrömen hier durch mich!
Du ſelbſt gibſt ihn in meine Macht.
Von Todten rings umgeben,
Soll ſich die Todesnacht
Ihm grauenvoll erheben!
(Er zieht das Schwert, und ſtößt es dem todten Währwolf in den Leib.)
Was ſeh' ich? wie? was ſoll das ſein?
Er nimmt den tiefen Stich gleichgültig auf?
Beim Himmel — welch' ein Schlaf!
Doch Böſewicht, — es ſoll mein Schwert nicht ruh'n,
Biſt Du erwachſt, um nimmer zu erwachen;
Und müßt' ich ſtechen bis zum jüngſten Tag,
Ich ſteche fort und fort; es wäre gräßlich ſchön!
(Er ſticht nochmal in die Leiche.)

Und wie? Er regt ſich nicht? Er fühlt die Wunde nicht?
Schläft ſelbſt das Blut ſo feſt, daß es nicht fließen kann?
Bald ſollſt Du — fließen nicht — nein, ſtrömen!
Und will er dann auch nicht erwachen,
So ſink' er ſchlafend in den ew'gen Schlaf!

(Er ſticht die Leiche mehrere Male wüthend durch und durch.)

Noch immer regungslos? Wie deut' ich das?
Liegt er in einem Zauberſchlaf?
Iſt's nur Verſtellung, um mir den Triumph,
Daß ich ihn tödtete, zu rauben?
Iſt's teufliſch-eiſenfeſter Eigenſinn?
Iſt's hohe Seelenkraft? Erhabenheit
Des Geiſtes über alles Irdiſche?
Wie? Oder trieb man mit mir frevlen Scherz,
Ein ausgeſtopftes Afterbild herſetzend
Zu Spott und Hohn, daß mein entehrtes Schwert,
Ich dann verzweifelnd wende gegen mich,
So wie der Skorpion ſich ſelbſt entleibt,
Wenn ihn der Kohlen glüh'nde Ironie
Entrüſtet und zur Selbſtvernichtung zwingt?
Daraus wird nichts! die Liſt ſoll euch mißlingen!

(Er unterſucht den Währwolf, entdeckt, daß er todt iſt, und fährt mit einem Schrei des Entſetzens von ihm zurück.)

Weh mir! Was hab' ich gethan?
Einer ſtarren Leiche ſtieß voll Luſt
Ich mein Schwert in die hauchleere Bruſt!
Getödtet hab' ich einen Todten!
Geraubt das Leben dem Lebloſen!

Wohlan!
Der Hölle Grau'n iſt aufgeboten;
Der Teufel nächtlich-ſchwarze Rotten
Umheulen mich mit frechen Zoten,
In mir Verzweiflung aufzuſpotten!
Ich bebe und bin ſtarr, voll Angſt und Wuth,
Durch meine Glieder ſtrömt eiskalte Glut.
Doch — Wehklage du, verſtumme nur!
Schweig, menſchliche Natur!
Dieſe That, ſie lag in meinem Blut,
Wie denn ſo Manches liegt in unſerm Blut.
Vom grauſen Schickſal ward ſie mir beſtimmt.
Zum böſen Geiſt, zu Fluch und Straf' der Frevel,
Die ich und unſer ganzes Haus verübt.
Und darum mußte ich ſie thun, die That,
Weil jede Wirkung ihre Urſach' hat.
Schön iſt zu ſchauen
Das Ungeheure in ſeinem Grauen
Schön — doch entſetzlich,
Wie ſo plötzlich
Wir Alle todt, die Burg n Schutt und Staub,
Und die Vernichtung ihren Raub
Verzehrt ringsum in Thal und Höh'n —
Entſetzlich ſchön! —
Nun aber iſt mir klar geworden,
Weßhalb geſchehen ſolches blut'ge Morden;
Und ſo will ich zur Sühne, gleich ſo vielen Andern,
In's dunkle Grab, groß endend, wandern.

Schwert! aus der Scheid' heraus!
Mit Graus
Fahr' hinein
In das Herze mein!

(Er erſticht ſich und ſtirbt.)

Geiſter-Chor.

Böſes Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!

Die Leichen der ſechs Jünglinge erheben ſich aus den Särgen, die unter ihnen langſam in die Familiengruft verſinken, wo ſie die ihnen gebührenden Stellen einnehmen.

Jeder Jüngling küßt ſeine Braut, die ſogleich aufſteht, als er ihr die Hand reicht, um ſie zu führen. So wallen die ſechs Paare, ſich etikettmäßig nur an den äußerſten Fingerſpitzen haltend, in vornehmer Entfernung, zärtlich blickend, in verklärter Schönheit in die Familiengruft, wo ſie ſich je zwei und zwei in die Särge legen.

Währwolf und Grauſenmord richten ſich zuletzt empor, blicken ſich lange mit wehmüthiger Rührung an, und ſinken ſich dann in die Arme.

Brunhilden's Geiſt erſcheint, mit einem Giftbecher in der Hand, und tritt plötzlich zwiſchen die ſich umarmt haltenden Brüder, die über ſie erſchrecken und auseinander fahren.

Währwolf.

Wär' ich nicht todt, — ich ſtürbe jetzt vor Schrecken!

Brunhilde.

Nicht zürne! Was ſich liebt, das will ſich necken.

So kann nun über uns auch Niemand klagen;
Von Todten darf man nichts als Gutes ſagen.
So müſſen uns nun alle Leute loben;
Das wird ſie ärgern droben!
Wir aber nehmen in das Grab
Den ſchönſten Troſt hinab.

(Grauſenmord und Währwolf nehmen Brunhilde in die Mitte, und folgen den übrigen.)

Während Alle in die Gruft hinabſteigen, ſingen ſie den folgenden Chor:

Wir ſind ſämmtlich graus und groß gefallen.
Ruhm und Klage wird erſchallen
Uns Allen.
Erhebet euch,
Gleich ſo vielen Andern
In's Geiſterreich
Zu wandern,
Hinab
In's Grab,
In die Familiengruft
Voll Moderduft!

(Nachdem der Chor geendet, ſchließt ſich die Gruft. Ein Blitz ſchlägt ein; die Burg zerfällt in Trümmer; eine Herde von Wölfen jagt heulend vorüber.)

Der Vorhang fällt.

Der Geist auf Reisen.

Ich glaube kein Paradoxon aufzustellen, wenn ich behaupte, daß bei jedem Menschen, der einen Geist hat, der Geist oft auf Reisen ist, und daß diese Reisestunden des Geistes meistens die glücklichsten des Lebens sind, in welchen das Menschenkind vom Herzen der Mutter in's Grab, und vom Grabe zum Geist seines ewigen Vaters wandert.

Wenn der Winter die verblühte Natur mit seinem schneeweißen Leichentuche bedeckt und wir im verschlossenen Zimmer an dem, nach wenigen Tagesstunden heranschleichenden Abend vor dem leuchtenden Kaminfeuer sitzen, dann macht der Geist seine Reisen in das schöne Reich der verschwundenen Sommerherrlichkeit. Wir besuchen alle die anmuthigen Gegenden, die uns entzückten; wir erfreuen uns wieder der Himmelsrosen in dem Morgenroth, des sich selbst verklärenden Sonnenunterganges und der geistigen Mondnacht; wir horchen dem, von allen Bäumen erschallenden Gesange der immer fröhlichen Vögel; wir lauschen dem leisen Gemurmel der Quelle, die silberhell über das moosbewachsene Gestein bald munter und lustig, bald halbschläferig hingleitet; wir reisen, wie beflügelt, über Thal und Hügel, von Berg zu Berg, von einem Wald in den andern und umarmen die freundlichen Gestalten, die damals mit uns sich freuten, und jetzt, von uns getrennt, vielleicht auch schon in den Schooß der Erde gebettet sind!

Auf ſeinem Schmerzenslager ſchmachtet der Kranke. Einförmig und traurig kniſtert die matt flimmernde Nachtlampe. Schwer laſtet der Kummer der Gegenwart auf ihm; der gequälte Leib drückt den Geiſt nieder. Die geſtörte Harmonie ſeiner Lebenskräfte gibt nur Mißtöne ſchwermüthiger Verſtimmung; er iſt kaum mehr der Schatten von dem, was er war. Plötzlich leuchtet ein ſchöner, großer Gedanke auf, der ihn erhebt und ſtärkt wie ein Zauberſchlag. Der Geiſt geht auf Reiſen. Das Nachtſtück der Gegenwart ſinkt. Der Erfriſchte, Verjüngte wandert in das Feenreich ſeiner glücklichen Jugendzeit; ein arkadiſches Italien thut ſich auf; er verſammelt ſeine Lieben um ſich; er ruft einem bewährten Freund, einer holden Geliebten zu: „Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!“

Und er fühlt die Leiden nicht mehr. Die Phantaſie nimmt ihn auf ihre goldenen Schwingen und trägt ihn in ein Paradies. Er glaubt auf einem weichen duftenden Blumenbeete zu ruhen, und ſanfter Schlummer haucht ihn an, wie der Zephir eine Aeolsharfe.

Ein Salon ſchimmert und flimmert. Die eleganteſten Damen und Herren ſchwärmen zwiſchen den eleganteſten Möbeln herum. Die holdlächelnde Göttin Mode ſitzt auf einem Throne; ihr zur Seite ſteht die ewig moderne, ewig modernde lange Weile. Sie macht den lebendigen Wachsfiguren einen blauen Dunſt vor die Augen, und nun betheuert eine Wachsfigur der andern, die Unterhaltung ſei deliciös. Die Spielenden ſpötteln und zanken; die Nichtſpielenden parliren, weil man nicht ſchweigen darf. Sie ſa-

gen ſich Dinge, die jedes Salonding ſchon hundertmal geſagt, ſchon tauſendmal gehört hat. Man ſpielt Komödie mit den Theatern, man driſcht das leere Stroh der Journale. In einer Ecke des dunſtigen Salons ſteht ein Unglücklicher, der ſich hinein verirrt hat. Man benimmt ſich artig gegen ihn; er lächelt, aber ſein Herz blutet. Er iſt hier gegenwärtig, aber ſein Geiſt geht auf Reiſen. Es tritt hier der ſcheinbare Widerſpruch ein, daß Geiſtesabweſenheit eigentlich Geiſtesgegenwart iſt. Glück auf die Reiſe! Armer Fremdling in Israel! Halte nur Worte bereit! Nach dem fehlenden Geiſte frägt Niemand.

Wenn der Menſch nach einem kurzen fröhlichen, oder nach einem langen verdrießlichen Tag endlich aus dem betäubenden Gewühle in ſein ſtilles Schlafgemach tritt, und er, der Sklave ſeiner Verhältniſſe, jetzt ſein eigener Herr wird, dann geht ſein Geiſt auf Reiſen, indem er entweder die Bildergallerie des verfloſſenen Tages nochmals durchwandert, oder ſich in den Windungen des Labyrinthes der Zukunft verliert. Glück auf die Reiſe, bis der nächſte Morgen dich wieder in den Nothſtall der Gegenwart zieht, und dir die alten Feſſeln wieder anlegt!

Diesſeits wohnt der Liebende, jenſeits die Geliebte. Wo ſie hauſet, iſt ſeine Heimat, wo er wohnt, die ihrige. Muß da der Geiſt nicht ohne Ende auf Reiſen ſein? Wer vermöchte ſonſt eine Trennung zu ertragen, wo ein Tag die Dauer eines Jahres hat?

Im düſtern, dumpfen Kerker ſitzt der Gefangene auf ſeinem Blocke. Kettengeraſſel iſt der einzige Laut, den er

hört, die Finſterniß der einzige Gegenſtand, den er ſieht. Das Bewußtſein der durch eigene Schuld verlornen Freiheit laſtet auf ihm noch ſchwerer, als das Gewicht der Eiſenbande. Das Strafurtheil gebietet ihm, eine Reihe von Jahren in dem engen Raume zu ſchmachten. Da geht ſein Geiſt auf Reiſen. Er kehrt in ſein Jugendland zurück, er ſieht ſich ſchuldlos und weint Thränen der Reue; er wandert in das Reich unverkümmerter Zukunft, erblickt ſich gebeſſert, veredelt, und weint Thränen der Freude.

Der Ehrgeizige entwirft Plane auf Plane; er ſtrebt raſtlos vorwärts nach einem hohen Ziele; er ringt mühevoll nach dem Lorbeerkranze. Hinderniſſe ſtellen ſich ihm wie unüberſteigliche Felſen entgegen; der Adlerflug ſinkt zum Schneckengang. Unmuth und Schmerz ergreifen den Glühenden. Die Welt drückt ihn zu Boden. Sein Geiſt geht auf Reiſen. Er ſchwärmt umher unter Allem, was groß war in der Vorwelt; er fliegt in die weite Ferne, und erblickt ſich als Sieger am glücklich erreichten Ziele. Glück auf die Reiſe!

Und nun der arme Dichter! Er fühlt in ſich den Genius, aber die ſtolze oder gleichgültige Welt will ihn nicht erkennen. Er ſchwelgt im Zauberreiche der Phantaſie, aber die karge Wirklichkeit bietet ihm von allen ihren Schätzen ſo wenig.

Unglücklicher Tantalus, der, am Strome des Ueberfluſſes ſtehend, die traurige Lehre der Entbehrung hören ſoll! Auf! Reiſe in das Reich der Träume! Schmiedet dich das Schickſal an einen Fels, ſo ſchaffe und bilde dir eine eigene Welt, in welcher ſelbſt die gerne wohnen, die dir die ihrige verkümmern. Heimatloſer! Glück auf die Reiſe!

Vorſchlag zu einer neuen Kerzengattung.

Je mehr Erfindungen, deſto mehr wird der Erfindungsgeiſt ſelbſt geſteigert; denn es liegt in der menſchlichen Natur, daß ein Menſch den andern, eine Nation die andere überflügeln will, und daß jedes Streben wieder zu weiteren Beſtrebungen aufregt. Die Erfindungskraft hat ſich in der neueren Zeit, insbeſondere in der Erzeugung neuer Kerzengattungen, erſchöpft. Wir ſind ſo glücklich, Salons, Köpfe und andere dunkle Gegenſtände durch Milly-, Stearin-, Apollo-, Univerſal- und andere Kerzen, wenn auch nicht erleuchtet, wenigſtens beleuchtet zu ſehen. Wenn nun die Menſchen es ſich zur Pflicht und zum Vergnügen machen, für einander unaufhörlich neue Beleuchtungsmittel zu erſinnen und Beleuchtungsanſtalten zu ſchaffen, ſo blieb bisher noch immer das Höchſte in dieſer Art übrig, nämlich den Menſchen ſelbſt zu ſeiner eigenen Beleuchtungsanſtalt zu machen, und aus ihm Kerzen zu erzeugen, die man füglich Humanitäts-Kerzen nennen könnte.

Jeder Geſtorbene müßte es ſich nämlich gefallen laſſen, einen Theil ſeines entſeelten Körpers, oder das feſte Thierfett, dem ihn überlebenden Theile der Menſchheit als Vermächtniß zu hinterlaſſen, woraus dann Kerzen erzeugt würden, die man auch „Erinnerungskerzen" nennen könnte. Durch ſolche würde ſich jeder Menſch auf ſeine eigenen Koſten ſein Monument bei der Nachwelt ſetzen. Selbſt das kleinſte geſtorbene Kind wäre nicht umſonſt auf die Welt gekommen,

ja ſelbſt ein von der Tanzwuth ſchwindſüchtig gewordenes Fräulein würde nicht ſo ganz unnütz unſern Planeten bewohnt haben.

Es iſt wohl nicht zu verkennen, daß zwar auf der einen Seite der phyſiſche Theil des Menſchen ſehr bevorzugt würde, indem die fetten talgreichen Menſchenkörper, weil ſie den meiſten Kerzenſtoff liefern, eine gewiſſe Superiorität über die mageren Kinder des Staubes ſich anmaßen, und Dickwänſte als Halbgötter verehrt würden; auf der anderen Seite müßte aber die Moralität der Menſchen gewinnen. Durch ſolche Kerzen, die den Sohn der Erde mit der Geiſterwelt in nähere Verbindung brächten, und ein brennendes Sittengeſetz oder eine Moſes-Feuerſäule beim Durchzuge in das rothe Meer des irdiſchen Daſeins vorſtellen würden.

Auf ſolche Art hätten dann große Geiſter und dicke Leiber gleichen Anſpruch auf Unſterblichkeit.

Ein talgbegabtes Ehepaar mit neun wohlgenährten Kindern dürfte ſich ein Privilegium zu einer Kerzenfabrik geben laſſen. Phlegmatiſche Menſchen und Völker hätten den Vorzug vor den choleriſchen; die ſanguiniſchen vor den melancholiſchen. Ein Krieg, ja eine einzige Schlacht könnte oft ein ganzes Land jahrelang mit Kerzen verſehen, welche aus dem Talge der, den ſüßen Tod für das Vaterland geſtorbenen Helden fabrizirt würden. Ein hochnothpeinliches Gericht könnte aus dem Fett der juſtifizirten Verbrecher, vorausgeſetzt, daß es dieſelben vor der Hinrichtung keine Noth leiden ließ, immerhin einen Theil der Suſtentationskoſten hereinbringen.

Ich trage kein Bedenken, die von der Weltſchaubühne längſt abgetretenen Römer, eben ſo die darauf nachagirenden Hindus für Verſchwender zu erklären wegen des heilloſen Verbrennens ihrer Todten, deren Talg, ſtatt von dem Feuer des Scheiterhaufens verzehrt zu werden, mit Nutzen und Vortheil für die lebenden Generationen zu verwenden geweſen wäre.

Solche Menſchen-Talglichter müßten auf den Menſchen eine ſehr heilſame Wirkung hervorbringen. Man denke ſich z. B. einen Tanzſaal, beleuchtet mit Kerzen vom Talge ſolcher Damen und Herren, die ſich in Hektik und Lungenſucht hinein, aus dem Daſein hinaus getanzt haben. Jedes Flämmchen würde ihnen zurufen: „Denkt an den Lebensbankerott der Talglieferanten zu den hier brennenden Kerzen, und hütet euch vor Unſinn und Wahnſinn!“ — Ein Katafalk unter der hohen Wölbung eines Kirchendoms, beſetzt mit tauſend Kerzen, die, aus dem Talge der Verſtorbenen erzeugt, den Verſtorbenen zu Ehren brennen, müßte in jedem Lebenden die Idee erwecken, daß auch er ſeinen Brennſtoff einſt liefern werde, und daher ſo leben ſollte, um vor dem Tode nicht zittern zu müſſen, und ſich bei den guten Nachkommen in gutem Andenken zu erhalten. Wenn der liebloſe Tod zwei Liebende oder Freunde trennt, und das Herz des Dahingeſchiedenen längſt in Staub zerfallen iſt, — welche ſchmerzliche Wonne, oder welchen wonnevollen Schmerz könnte es dem Ueberlebenden gewähren, wenn er in der Grabesſtille einſamer Nacht, ein Talglicht des Verewigten vor ſich, in Schwärmereien, Ahnungen, Vor- und Nachgefühle ver-

ſänke? Und vollends erſt dann, wenn der Ueberlebende ein Dichter wäre, der in dieſer Kerze einen funkenſprühenden Aſchentopf erblickte.

Eine ungeheure, ſelbſt den mächtigen Einfluß der Tantieme überſteigende Wirkung müßte es auf die dramatiſchen Dichter hervorbringen, wenn das Theater mit Talglichtern ihrer glücklichen oder verunglückten Brüder vom Thespiskarren erleuchtet wäre.

Manche von Denen, die heute, bei nächtlichen Schmausfeſten und Zechgelagen ſchwelgend, ſich die Geſundheit zerſtören, könnten am nächſten Jahrestage desſelben Feſtes den jetzigen Gäſten Saal und Tafel beleuchten und ſie zur Mäßigkeit ermahnen.

Ein Schuldner, der feſt entſchloſſen iſt, das erhaltene Darlehen nicht zurück zu erſtatten, würde mit Vergnügen ſeinen letzten Pfennig hergeben, um eine Kerze vom Talge ſeines Gläubigers zu kaufen, der unbezahlt in die Ewigkeit reiſen mußte.

Ein Geiziger wäre im Stande, in ſeinem Teſtamente anzuordnen, daß der Univerſalerbe aus ſeinem, nämlich des Teſtators, Talge müſſe Kerzen machen laſſen, damit ja nichts von der Erbſchaft verloren gehe.

Die Lichter, welche aus dem Talge der im Meere Ertrunkenen und von den Fluten wieder dem Continente Überlieferten erzeugt würden, könnten einen wohlthätigen Leuchtthurm hinreichend mit unentgeldlichem Brennſtoff verſehen.

Es wäre auch nicht übel, die aus dem Talge ſchlech-

ter Schriftſteller erzeugten Kerzen zu einem Autodafé zu verwenden, um ihre Werke zu verbrennen.

Die aus dem Diebsfett erzeugten Kerzen wären vorzugsweiſe zur Straßen- und Stiegenbeleuchtung zu verwenden.

Kerzen vom Talge der Reichen und Vornehmen dürften nur auf den Spiel- und Eßtiſchen der Reichen und Vornehmen in ſilbernen Leuchtern prangen; das würde dieſem Luxusartikel einen doppelten Werth geben und ihn zugleich pikant machen.

Aerzte dürften keine anderen Kerzen brennen, als ſolche, vom Fett der, durch ſie in die Ewigkeit Spedirten; eben ſo müßten ſich Letztere während ihrer Krankheit der Kerzen vom Talge verſtorbener Aerzte bedienen.

Wie geiſtvoll würde ein Profeſſor vortragen, wenn er den Hörſaal und die Lehrkanzel mit Kerzen vom Talg verſtorbener, unſterblicher Profeſſoren erleuchtet ſähe!

Mütter und Väter müßten trachten, je ärmer ſie ſind, deſto fetter zu werden. Ein Vater, deſſen Zellgewebe mit vielem Talge gefüllt wäre, würde ſeine in Noth und Armuth hinterlaſſenen Waiſen durch ſein Fett wenigſtens für einige Zeit vor dem Hungertode bewahren, und wir würden dann z. B. in den Inventarien leſen: „Herr oder Frau N. N. hinterlaſſen zufolge gerichtlicher Leicheneröffnung 20 Pfund Talg; das Pfund zu 3 Gulden, macht 60 Gulden, wovon Mortuar und Erbſteuer mit — u. ſ. w. zu entrichten.“

Mancher Fettwanſt Fallſtaff, wäre er auch übrigens bettelarm an Geiſt und Geld, könnte in ſeinem Teſtamente anordnen, daß man ihm von dem, aus dem Verkaufe ſei-

nes, zu Humanitäts-Kerzen bestimmten Talges ein dem Geist der Zeit entsprechendes Monument setzen lasse.

Volkreiche Städte könnten unzählige und dabei spottwohlfeile Illuminationen haben, während manches Dörfchen allmälig seine geringe Bevölkerung in kurzer Zeit ganz und gar verbrennen und aufzehren würde.

Noch interessanter könnte die Sache dadurch werden, daß beinahe jede Gattung der Humanitäts-Kerzen ihre eigene Biographie bekäme, jede Lichtflamme eine bedeutende Flammenschrift und Moralpredigerin, die lebende Welt sich selbst ein großes Memento mori, folglich wechselseitige Veranlassung zu den heilsamsten Betrachtungen, ein sehr drastisch-kaustisches Mittel gegen den Leichtsinn, und jeder silberne Leuchter ein partielles Grabmal würde.

Dem Dichter müßte dadurch ein weiter Spielraum zu neuen Ideen, Bildern und Gleichnissen, so wie zu interessanten Scenen und rührenden Situationen eröffnet werden.

Hätte irgend Jemand ein Recht, sich über solche Kerzen-Erzeugungen zu beklagen, so könnten es nur die, in ihren Genüssen dadurch verkürzten Würmer sein, denen man aber, wenn sie es wagen wollten, als Kläger vor Gericht aufzutreten, die römische Rechtsregel res nullius cedit primo occupanti (dem Lebenden) entgegen setzen könnte.

Zum Schlusse bekenne ich, daß dieses mein Projekt kein nichtiger Traum genannt werden kann, indem — wie Voltaire erzählt, — es einstens wirklich geschehen sein soll, daß man bei einem Aufstand in Irland die Ökonomie so weit trieb, aus dem Fett getödteter Engländer Kerzen zu machen.

Geiſt und Leben

der

britiſchen Dichter

des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Einfluß der Poeſie auf den Menſchen und auf das Leben wirkt viel mächtiger als mancher trockene oder leere Kopf, manches matte oder kalte Herz es begreifen kann, indem ſie nicht bloß eine Kunſt ſchöner Darſtellung, nicht bloß Formenbildnerei, ſondern eine ſchöpferiſche, belebende Kraft, folglich bei jeder geiſtigen Hervorbringung überhaupt, das thätige, wirkſame Princip iſt.

Allen ſchönen Künſten liegt Poeſie zum Grunde; alle ſchönen Künſte ſind Poeſie, und ſie unterſcheiden ſich von einander nur durch die Darſtellungsmittel: Worte, Farben, Töne und ſo weiter, womit ſie dasjenige verſinnlichen, was die Dichtkunſt geſchaffen hat. Auf ſolche Weiſe trägt ſelbſt im Reiche der Wiſſenſchaften jedes echte Genie, ſobald es ein Werk hervorbringt, den Geiſt der Erfindungs- und Schöpfungskraft in ſich. In dieſer Hinſicht waren Newton und Haydn eben ſowohl Dichter wie Homer und Göthe, Schiller und Shakeſpeare.

Will man von der Bilderkönigin Poeſie in Bildern ſprechen, ſo könnte man ſagen, ſie ſei ein Seelenwein, welcher nicht nur erheitert, ſondern auch ſtärkt; oder, ſie gleiche der Roſenblüte auf der weiblichen Wange, welche nicht nur verſchönert, ſondern auch ein Zeichen von Fülle der Geſundheit iſt. Auch läßt ſie ſich mit einem reichen Blumenflor vergleichen, welcher das Auge entzückt, zugleich aber auch die Fruchtbarkeit des Bodens bewährt.

Die Liebe zur Poeſie gibt einen zuverläſſigen Maßſtab für das geiſtige Vermögen und für den Höhenpunkt der ſittlichen Veredlung ſowohl des einzelnen Menſchen als auch ganzer Nationen. Es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß hier nur von der echten Poeſie in ihrer vollen Würde und Reinheit die Rede ſein kann, keineswegs aber von der ſtyliſtiſch-oratoriſchen Verskunſt, oder von der poetiſchen Farbengebung, oder vom lieblich klingenden Reimſpiel und von der galanten Witzkoketterie, oder von jenen fieberhaften Erzeugniſſen einer verſengten und entwürdigten Phantaſie, welche man die wilde Jagd der Afterpoeſie nennen könnte.

In dem ſtufenweiſen Fortſchreiten der Stationen zu höherer Kultur befinden ſich zuerſt einige, den Schöpfungen des poetiſchen Genius ſehr günſtige Perioden. In dieſen offenbart ſich eine Fülle von Edelſinn und Großartigkeit in den Geſinnungen und Handlungen lebensfroher Menſchen; die Leidenſchaften erſcheinen naturgemäß, die Sitten bieder, die Regungen des reinen Herzens offen und frei, die Formen der Poeſie einfach und anmuthig, der Ausdruck na-

türlich und wahrhaft, das Gefühl über die Verhältniſſe der Natur und des Lebens innig und warm; der Geſang quillt dann unmittelbar aus dem Herzen hervor, trifft daher auch jedes unverdorbene Herz und findet in jeder Bruſt ſein Echo. Wenn es aber in der Folge dahin kommt, daß regelrechte, mühſame Nachbildung und Schreibſeligkeit überhand nehmen, und ein ſogenanntes Dichten zum erwerbbringenden Gewerbe entartet, dann wird die Natur, und das Leben nur von den Stubenfenſtern aus, nur durch Brillen oder Fernröhre angeſchaut, und die Menge der gedruckten Werke drückt das Leben nieder.

Nur dem wahren Genius gelingt es zu jeder Zeit, mächtig und weitumfaſſend zu wirken, indem er das Leben in allen ſeinen Verhältniſſen und Beziehungen unmittelbar und klar aufzufaſſen, jedes Alter, jeden Stand zu würdigen, das zu wenig Beachtete verſchönernd und veredelnd hervorzuheben, unbedeutend ſcheinende Beſchäftigungen von ihrer intereſſanten Seite darzuſtellen, ſelbſt für minder wichtige Gegenſtände Aufmerkſamkeit zu erregen, und auf ſolche Weiſe immerzu einen dankbaren Stoff zu finden und zu geſtalten weiß.

Richten wir unſer Augenmerk auf die weſentliche Verſchiedenheit des Charakters, in welchem die Poeſie ſich zu verſchiedenen Zeiten gezeigt hat, ſo bemerken wir drei Hauptgattungen derſelben: die hebräiſch-orientaliſche, die griechiſch-römiſche, und die neuere romantiſche.

In den Geſängen der Hebräer und der ſpätern Morgenländer überhaupt offenbart ſich als vorherrſchende natio-

nelle Eigenthümlichkeit eine beſchränkte, einförmige und einfache Lebensanſicht mit umſchreibender Darſtellungsweiſe und mit auffallender Ähnlichkeit wiederkehrender Bilder. Die Sänger der alten Hebräer ſchöpften überhaupt aus urſprünglich heiligen Traditionen die tiefſten und geiſtigſten Anſichten vom höchſten Weſen, welches im Bereiche der Poeſie wie die allerleuchtende Sonne in der Mitte der reinſten Himmelsbläue erſcheint. Man kann daher die Pſalmiſten als die geweihten Sänger jener Empfindungsweiſe betrachten, durch welche die Wirkungen und Erſcheinungen der Außenwelt in den innigſten und ſchönſten Einklang zu dem großen Lenker des Weltalls geſetzt und mit der geiſtig-ſittlichen Natur des Menſchen in unmittelbare Verbindung gebracht werden. Und ſo athmet aus allen Gedanken, Empfindungen und Bildern, welche in den Pſalmen, als heiligen Nationalgeſängen, dargeſtellt werden, der Geiſt innigen Gottvertrauens und tröſtender Erhebung, eben ſo wie in der folgenden Stelle aus einem Pſalme Davids, welche ich hier in der Abſicht vorlege, um das Geſagte durch ein Beiſpiel anſchaulich zu machen:

Jehova, du mein Gott, biſt ſchön und herrlich,
Biſt prächtig ſchön geſchmückt.
Er kleidet ſich in ſein Gewand, das Licht,
Er breitet aus die Himmel wie ein Zelt.
Wie der Hirſch ſich ſehnt nach friſchen Quellen,
So ſehnet meine Seele ſich zu Dir.

Zu Dir hin dürſtet meine Seele, Gott,
Zu Dir hin, dem lebend'gen Gott.
Wann werd' ich zu ihm kommen
Und ſchau'n ſein Angeſicht? —
Zu Dir hofft Alles auf,
Daß Du ihm Speiſe gibſt zu ſeiner Zeit.
Du gibſt, da ſammeln ſie.
Du öffneſt Deine Hand:
Sie werden ſatt des Guten.
Du wendeſt weg Dein Angeſicht;
Die Kreatur erſchrickt.
Du nimmſt den Odem ihnen weg: ſie ſterben,
Sie kehren wieder in den Staub.
Du haucheſt Deinen Odem aus:
Sie werden neu geſchaffen;
Das Angeſicht der Erde formt ſich neu.
Jehova's Ruhm, er bleibt in Ewigkeit;
In ſeinen Werken freut Jehova ſich.
Er blickt die Erd' an, und ſie bebt;
Er rührt' die Berg' an, und ſie rauchen.
Ich will Jehova ſingen
Mein Lebelang,
Will meinen Gott lobpreiſen,
So lang ich bin,
Und ſüß wird tönen mein Geſang von ihm;
Ich werde fröhlich in Jehova ſein.
Preiſ', meine Seele, ihn, den Herrn *)!

Eben derſelbe Charakter ſpricht ſich auch in der folgenden Stelle des 139. Pſalmes aus:

*) Pſalm 104. Siehe Herder's Geiſt der hebr. Poeſie.

Wohin ſoll ich geh'n vor Deinem Geiſt?
Wohin ſoll ich flieh'n vor Deinem Blick?
Und ſtieg' ich gen Himmel, ſo biſt Du da,
Und macht' ich in der Tiefe mein Lager,
So biſt Du da!
Und ſchwäng' ich die Flügel des Morgenroths,
Und weilt' ich am äußerſten Ende des Meeres,
Auch dort noch führte mich Deine Hand,
Und Deine Rechte, ſie faßte mich!
Und ſpräch' ich: »Dunkel verhüllet mich wohl;«
So würde die Nacht ein Licht um mich ſein;
Auch Dunkel verdunkelt ja nicht vor Dir,
Und die Nacht iſt ſo leuchtend wie der Tag;
Dunkel und Licht ſind Eins! —
Ja, Du haſt zubereitet mein Innerſtes,
Haſt mich gewebt in meiner Mutter Schooß.
Dank Dir, daß ich ſo herrlich und ſo wundervoll
Bereitet ward! Voll Wunder iſt, was Du thuſt,
Und meine Seele erkennt es wohl.
Nicht war verhohlen mein Gebein vor Dir,
Als ich gebildet ward.
Es ſah Dein Aug' von mir den Keim;
Sie alle ſtanden geſchrieben in Deinem Buch,
Die Tage, ſchon beſtimmt, eh' einer ward *).

Auch in den Hymnen der Indier weht der Geiſt heiliger Traditionen einer Urwelt, welche ſich als die Wiege des Menſchengeſchlechtes im Orient zu erkennen gibt, und

---

*) Überſetzung von Stuhlmann.

uns die Gottheit wie im Spiegel der Schöpfung unaufhörlich und in Allem vor die Seele ſtellt, aus welcher dann die bildlichen Ideen vom Verſinken in Gott, von Wiedervereinigung in Gott, von Ruhe und Seligkeit in Gott, wie aus einem heimiſchen Boden aufkeimen, um die heiligen Geſänge wie Blüten und Blumen zu ſchmücken.

Die Meiſterwerke der arabiſchen Poeſie, voll Glut und Kühnheit, ſind größtentheils profanen Inhalts; das Gedicht Hiob aber, — wenn es wirklich arabiſchen Urſprungs iſt, und einen derjenigen Hebräer zum Verfaſſer hat, die ſchon vor der Auswanderung der Israeliten unter Moſes in Arabien nomadiſirten, — liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit des geſchilderten Charakters der hebräiſch-morgenländiſchen Poeſie überhaupt, und reißt uns zur Bewunderung des Dichters hin, welcher bei der häufigen Wiederkehr derſelben Gedanken dennoch immerzu durch die Neuheit der Bilder zu entzücken weiß.

Eben dieſer, der orientaliſchen Poeſie eigenthümliche Strahlenkranz der Heiligkeit ſchimmert uns auch in den religiöſen Geſängen der perſiſchen Dichter entgegen. Als einzelner Beleg mag die Stelle im Eingange des Gedichtes: „Joſeph und Suleicha" dienen, welche die folgende Anrufung Gottes enthält *):

---

*) Ein hiſtoriſch-romantiſches Gedicht des Mewlana Abdurrachman Dschami; überſetzt von B. E. v. Roſenzweig. Wien, 1824.

Der hohe Gott, der Ew'ge, Wiſſende,
Der Muth und Kraft dem Kraftentblößten leiht,
Der Sternenſcharen läßt am Himmel glühn
Und Menſchenſterne durch die Erde ziehn,
Er läßt des runden Himmels hohen Dom,
Auf der vier Elemente Säulen ruhn;
Er gießt der Roſe Moſchus in den Kelch,
Und ſchmückt den Roſenbaum mit Roſenzier;
Er webt Gewänder für die Frühlingsbraut,
Und lehrt den Baum am Strome aufrecht ſtehn;
Dem Hochgeſinnten ſchenkt er hohen Ruhm,
Und beugt des ſelbſtgefäll'gen Thoren Wahn;
Er ruht bei Jenem, der am Tag ſich müht.
Die Frühlingswolke ſeines Gnadenmeers
Netzt den Jasmin ſo wie den Dornenſtrauch;
Der Herbſtwind aus der Miene ſeiner Huld
Streut helles Gold hin auf der Wieſe Plan.
Süß wird der Mund des Edlen, der ihn preiſ't;
Voll Gift die Luft des Böſen, dem er zürnt.
Sein Leib iſt jene hehre Sonne, die
Atome ſelbſt mit hellem Licht erfüllt;
Doch bärg' er ſich der Sonne und dem Mond,
So fiel' ihr Ball flugs in das Nichts zurück.
Durch ihn ward uns des Lebens Glück zu Theil.
Er lebt; ſein Leben iſt des unſern Grund.
Stiegſt Du bedächtig, auf der Einſicht Fuß,
Tief in der Erde Mittelpunkt hinab,
Flögſt Du empor zur lichten Himmelsflur, —
Du träf'ſt allüb'rall ſeiner Weisheit Spur.
Sein Weſen, frei von Maß und von Geſtalt,
Iſt freier noch von Niedrigkeit und Höh!
Geſtaltlos, iſt er der Geſtalten Grund,

Und niedrig ſind die Hohen all' vor ihm.
Vor ſeinem Weſen wird die Weisheit irr,
Auf ſeiner Bahn erlahmt der Wünſche Fuß.
Wenn er nicht huldvoll uns entgegen tritt,
Entfernen wir uns immer mehr von ihm;
Wenn ſeines Ruhmes mächt'ger Ruf erſchallt,
Steht zu den Füßen ſeines ew'gen Throns
Der Engel ſelbſt verſenkt in blöde Scham,
Und ſtaunend nur dreht ſich des Himmels Rad.
Drum frommt's, wenn wir, ein Häuflein gier'gen Staubs,
Den Spiegel reinigen von der Gierde Roſt.
Laßt uns an's eigne Daſein denken nie,
Und fürder ſitzen auf des Schweigens Knie!

Als zweite Hauptgattung der Poeſie erſcheint die griechiſche oder klaſſiſche, geboren unter Joniens mildem Himmelsſtrich, begünſtigt von einem feinern Organismus ihrer Sänger und von dem bezaubernden Wohllaut einer reichen und biegſamen Sprache, entzückend durch den Reiz der anmuthigſten und reinſten Formen. Ihre vier vorzüglichſten Darſtellungsweiſen: die epiſche, dramatiſche, lyriſche und didaktiſche, gingen hier in Kraft und Schönheit vollkommen ausgebildet hervor. Homer, Sophokles, Pindar und Heſiod wurden ihre würdigſten Repräſentanten, und ſind auch Muſter für die Nachwelt geblieben. Kunſt und Leben, Begeiſterung und Ruhe, Feuer und Klarheit verſchmelzen in ihren Werken zu vollendeter Harmonie und Einheit.

In dieſer ſchönen und reinen Geſtalt, einfach, edel und

großartig, jeden unechten oder üppigen Schmuck verschmähend, alles Übermaß vermeidend, und jeden Auswuchs verwerfend, um alle Theile der harmonischen Wirkung eines organischen Ganzen unterzuordnen, verharrte die Poesie der Griechen, bis dieses Volk durch die Macedonier seine Selbstständigkeit verlor, und endlich die alexandrinische Schule entstand, deren Dichtern die kunstliebende Dynastie der Ptolomäer in Alexandria wohl Schutz, Lebensunterhalt und Bildungsmittel, nicht aber das mangelnde Genie geben konnte.

Die poetischen Werke dieser ägyptisch-griechischen Sänger, wie z. B. des Apollonius von Rhodus, des Aratus, des Kallimachus und Anderer, zeigen größtentheils ein ängstliches Bemühen, den Mangel des Genies durch Gelehrsamkeit, durch Versekunst und stylistisch-rhetorische Schönheiten zu ersetzen und Vorbilder nachzuahmen, hinter welchen sie nüchtern, frostig, und ohne Eigenthümlichkeit in weiter Entfernung zurückgeblieben sind. Wer die Werke dieser Verskünstler nicht näher kennt, wird wohl schon darin ein böses Merkmal finden, daß die meisten derselben Dichter und Sprachforscher zugleich waren.

Glücklicher war der poetische Nachahmungsgeist der Römer, welche viele der schönsten Blüten aus dem Hesperidenhaine der griechischen Poesie, größern Theils nicht ohne Originalität, mit ausgebildetem Geschmack auf italienischen Boden übertrugen.

Als die dritte Hauptgattung, deren erste Spuren man schon in den Bardengesängen der alten Deutschen findet, sehen wir die romantische Poesie, welche sich späterhin

im Norden und im Süden mit verſchiedenen Modificationen im Ton und im Weſen entwickelt und ausgebildet hat.

Der Charakter der alten Deutſchen, die in ihren Wäldern und Sumpfgegenden der Wuth eines rauhen Himmels voll heulender Stürme und erſtarrender Fröſte ausgeſetzt waren, erhielt durch dieſen klimatiſchen Einfluß einen Zug von Schwermuth, welcher bewirkte, daß ſie alle Erſcheinungen der Natur und jeden Wechſel im Leben mit dem Schauder eines vermiſchten Gefühles von Ehrfurcht und Aberglauben betrachteten. Dieſer Urſache iſt auch die düſtere, oft graunhafte Geſtaltungsweiſe ihrer Phantaſie zuzuſchreiben, welche den Tod und die trauererweckenden Unglücksfälle des menſchlichen Lebens und Schickſals ſtets im Auge behält, und die Seele mit dunklen Ahnungen erfüllt.

Aus derſelben Quelle floß aber auch jener hohe Grad ritterlicher Ehrfurcht für das Frauengeſchlecht, welchem der Deutſche eine beſondere Vorherſehungsgabe und eine eigene Heiligkeit des Innern zuſchrieb, jene muthvolle Verachtung der Gefahr und des Todes, jene Hochachtung weiblicher Tugend und männlicher Tapferkeit, jene fromme Verehrung und Ergebung in den Willen des Höchſten, welche einen ſo mächtigen Einfluß auf die neuere, durch das Chriſtenthum geläuterte Anſchauungs-, Empfindungs- und Darſtellungsweiſe gewannen.

Ein weſentlicher Unterſchied der klaſſiſchen und romantiſchen Poeſie beſteht darin, daß jene den ſchon vorhandenen Formen immer treu blieb und ſich begnügte, mehrfach bearbeitete Stoffe ohne Aufwand der Erfindungskraft neu

darzuſtellen, wogegen in den Produkten der romantiſchen Poeſie ein unerſchöpflicher Quell neuer Erfindungen ſpringen, und ſtäte Mannigfaltigkeit nicht nur in den Gedanken und Bildern, ſondern auch in den Versmaßen und Reimſyſtemen, mithin ein origineller und dennoch immer wechſelnder Charakter erſcheinen mußte.

Der Geiſt der britiſchen Poeſie zeigt in drei Hauptperioden eine bedeutende Verſchiedenheit und Modification in Bezug auf Kunſtbildung und künſtleriſche Darſtellung. Die älteſte Periode, von Chaucer und Spenſer an, wird mit Recht die britiſche oder romantiſche genannt, die mittlere aber, welche in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts anfing, im Gegenſatze zu jener die franzöſiſche oder klaſſiſche. Im Beginne des 19. Jahrhunderts ging endlich die neue Dichterſchule, die ſogenannte School of Lakes hervor. Fehlte es den Dichtern der beiden älteren Schulen nicht an Gemüthstiefe und Geiſteskraft, an Schwung, Gedankenfülle und Bilderſchmuck, ſo verherrlichte ſich die neue Schule durch die ſchöpferiſche Kraft der blühendſten Phantaſie und durch eine Reinheit und Heiligkeit, welche den materielleren Charakter der frühern Poeſie ſo vergeiſtigte, daß er durch Idealiſirung der ſo zu ſagen ſublimirten Stoffe eine ihm vorzugsweiſe eigenthümliche Art von Schönheit und Verklärung erhielt.

Die Morgenröthe der britiſchen Poeſie begann im 14. Jahrhundert mit dem alten Chaucer, welcher vom

Jahre 1328 bis 1400 lebte, und ſich, vorzüglich durch ſein Gedicht: „Der Hof der Liebe“ (the Court of love) und durch poetiſche Erzählungen (Canterbury-Tales), den Namen des Vaters der engliſchen Poeſie erwarb. Dieſe ſchöne Morgenröthe erloſch aber bald wieder; erſt nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten brach der volle Tag an mit Spenſer *), dem genialen Verfaſſer des allegoriſch-moraliſchen Rittergedichtes: „Die Feenkönigin.“

Endlich ging die Sonne ſelbſt auf mit Shakeſpeare **), dem Geiſterkönig im Reiche der dramatiſchen, epiſchen und lyriſchen Poeſie. Der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehörte der liebliche Lyriker Waller ***), Cowley ****), gleich ausgezeichnet in ſcherzhaften, zärtlichen und erhabenen Gedichten, und Milton *****), deſſen verlornes Paradies, ſowohl der Zeit als dem Werthe nach, die erſte Epopee ernſthafter Gattung in England war, und bisher nicht übertroffen worden iſt, obſchon des noch lebenden Dichters James Montgomery epiſches Gedicht: „Die Welt vor der Sündflut“ (the world before the flood) ſich demſelben in jeder Hinſicht an die Seite ſtellen darf.

Die erſten bedeutenderen Dichter jener Periode nächſt

---

*) Geboren 1550 oder 53, geſtorben 1596.

**) Geboren am 23. April 1564, geſtorben am gleichen Monatstage im Jahre 1616.

***) Geboren 1605, geſtorben 1687.

****) Geboren 1618, geſtorben 1667.

*****) Geboren 1608, geſtorben 1673.

Milton waren Dryden *) und Pope **). Geniale Erfindungskraft fehlt zwar Beiden, doch zeigen Beide ein schönes Talent. Dryden glänzt mehr durch Naturgabe, Pope mehr durch Kunstbildung, daher in den Werken des Letzteren wohl mehr Korrektheit, aber auch weniger Wärme und natürliche Leichtigkeit herrscht. Am meisten gelang ihm die poetische Ausschmückung philosophischer Stoffe; seine Lehrgedichte behaupten, nächst der schönen Heroide: „Eloise and Abelard," unter seinen Dichtungen den ersten Rang. Für Dryden möchte wohl schon dies eine günstige Meinung erwecken, daß Walter Scott sich bewogen fand, eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke in 18 Bänden herauszugeben, welche nicht nur die dramatischen, sondern auch die lyrischen und erzählenden Dichtungen, Satyren, poetische Episteln u. a. enthält.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten Addison, Gay, Thomson, Swift und Young.

Addison, dessen frostiges Trauerspiel „Cato" eine unverdient gute Aufnahme fand, erwarb sich als Prosaiker durch sein Wochenblatt: „Der Zuschauer" — ein humoristisches Zeit- und Sittengemälde — mit Recht den allgemeinsten Beifall, welchen auch Gay als Lieder- Fabel- und Idyllen-Dichter erhielt.

Höher als Beide steht Thomson, dessen Naturge-

---

*) Geboren 1631, gestorben 1701.

**) Geboren 1688, gestorben 1744.

mälde ſowohl durch Wahrheit und Schönheit der Darſtellung, als auch durch Gemüthstiefe und Wärme der Empfindung gefallen, ſtellenweiſe auch entzücken.

Noch höher ſteht Young, deſſen nächtliche Klagen, ſo wie ſeine Dichtungen: „Der jüngſte Tag"; „die Macht der Religion", Satyren über die „Ruhmbegierde" ꝛc. uns durch eine Fülle der erhabenſten Bilder und kräftigſten Gedanken zu dem Unvergänglichen und Heiligen himmelan erheben. Klopſtock's Ode: „Stirb, prophetiſcher Greis!" — charakteriſirt den düſtern aber gewaltigen Geiſt Young's treffender, als irgend ein breites kunſtrichterliches Urtheil es zu thun vermöchte.

Die humoriſtiſchen Satyriker Butler und Swift erwarben ſich Beifall und Ruhm, Butler als Verfaſſer des burlesken Heldengedichtes „Hudibras", weil ſeine Satyre nur die politiſchen und Religions-Parteien und Schwärmer ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes trifft, nur unter ſeinen Zeitgenoſſen und in England, Swift aber durch die Allgemeinheit ſeiner Satyre und ſeines treffenden Witzes auch in Europa und bei der Nachwelt.

Das achtzehnte Jahrhundert brachte eine Fülle poetiſcher Blüten und Früchte hervor, insbeſondere in der lyriſchen, didaktiſchen und maleriſchen Dichtungsart. Zu dieſen zählt man vorzugsweiſe Prior's philoſophiſche Lehrgedichte „Alma", „Salomo" ꝛc. Glover's „Leonidas", Wilkie's „Epigonias", Dyer's Lehrgedicht über die „Zubereitung der Wolle", Grainger's „Zuckerrohr", Akenſide's „Vergnügen der Einbildungskraft", Armſtrong's „Kunſt, die

Geſundheit zu erhalten", Ogilvie's „Vorſehung", Dodsley's „Schöpfung", Maſon's „engliſcher Garten", Darwin's „Liebe der Pflanzen" und ſein „Tempel der Natur", Falkoner's „Schiffbruch", Bloomfield's „Pächterknabe", Somervile's „Jagd", Hayley's „Triumphe des Frohſinns" u. a.; nebſtbei die ausgezeichneten lyriſchen Dichter Gray, Brume, Goldſmith, Collins, Langhorne, Shenſtone, Beattie, Blakloſ, Burns, Congreve, Lovibond, Grame, Logan, Smart, Hammond, Mallet, Wolcott (unter dem Namen Peter Pindar) Withead, Warton, Chatterton, Hervey u. m. A.

Dieſe ſchöne Dichterreihe des 18. Jahrhunderts ſchloß William Cowper, geboren im Jahre 1732, geſtorben 1800. Er gehörte durch Originalität, Geiſt und Dichtungsweiſe ſchon dem 19. Jahrhundert und der neuen Dichterſchule an, welche den Namen Lake-School (Seeſchule) deshalb erhielt, weil einige der erſten und vorzüglichſten Dichter, welche aus derſelben hervorgingen, wie Wordsworth, Southey, Coleridge und Wilſon, in den an Seen reichen Landſchaften Weſtmoreland und Cumberland lebten, und, von ihren Naturſchönheiten begeiſtert, daſelbſt dichteten.

Und ſo rühmt ſich England im 19. Jahrhundert nicht nur des großen poetiſchen Dreigeſtirnes Byron, Walter Scott, und Thomas Moore, ſondern auch vieler anderer außer England, nicht genug gekannter, aber nicht minder vortrefflicher Dichter und Dichterinnen, unter

welchen nebſt den ſieben ſchon genannten, noch Campbell, Rogers, Crabbe, Cornwall, Milman, Montgomery, Sotheby, Hog, Mathurin, Bowles, Barton, Lamb, Schelley, Hunt, White, Keats, Miß Landon, Johanna Baillie, Miß Heman, und Lady Morgan beſonders hervorragen.

Die Dichter der neuen oder ſogenannten Seeſchule (the lakists), ſind, wie die engliſchen Kunſtrichter dieſelben charakteriſiren, Bewunderer der Dichter aus dem Zeitalter der Königin Eliſabeth, und hegen für die alt-engliſche Poeſie eine ſolche Vorliebe, daß ihnen Percy's alte Balladenſammlung als ein rühmlicher Verſuch zur Wiederherſtellung des echtes Geſchmacks in der Poeſie gilt; dagegen aber ſprechen ſie dem Zeitraume der ſchönen Literatur von Milton bis zu Cowper allen Werth ab. Zu dieſer Vorliebe für die alte Poeſie geſellt ſich eine vorzugsweiſe Hinneigung zur Metaphyſik, mit einer hohen Begeiſterung für die Schönheiten der Natur. Im Schooße ſtiller Einſamkeit, am Ufer der Seen und im Schatten der Haine, ſcheinen ihre Seelen ſich mit dem Geiſte der Natur gleichſam zu verſchmelzen, indem ſie einen unſichtbaren, unausſprechlichen Einfluß fühlen, welcher ſie erhebt, und ihr Gemüth entzückt und läutert. In ihren Empfindungen herrſcht ein Myſticismus, ähnlich dem Pantheismus des Pythagoras. Die Feinde der neuen Schule nennen dieſe Dichter deshalb die Quäcker und Methodiſten der britiſchen Poeſie. Sie erblicken in jedem Naturgegenſtand den Ausdruck einer geiſtigen Macht.

und ſchreiben dem geringfügigſten wie dem grandioſeſten Gegenſtande der Schöpfung nicht nur eine phyſiſche, ſondern auch eine moraliſche Exiſtenz zu. Der Ocean erſcheint ihnen wie mit Empfindung und Leidenſchaft begabt; der Mond hat ſeine Launen; Wolken und Sterne werden von innern Impulſen getrieben. Sie erheben die häuslichen, holden und ſanften Tugenden über den ſchimmernden und gefährlichen Heroismus. Mutter, Tochter, Gattin und Schweſter erhalten von ihnen die größten Huldigungen für den Reiz, welchen ſie über das geſellige Leben ausſtrömen. Sie möchten, daß man die Muſe der ſittlichen Poeſie mitten im Weltgetümmel anrufe, gleich der Stimme einer Schweſter oder Freundin, die uns zu den unſchuldigen Freuden der Kindheit und Häuslichkeit zurückruft.

Wir gehen nun zu den einzelnen Dichtern dieſer neuen Schule über, um die Hauptmomente ihres Lebens und den Geiſt ihrer Werke darzuſtellen. Einer der vorzüglichſten derſelben iſt Robert Southey, geboren im Jahre 1774 zu Briſtol, einer blühenden Handelsſtadt in der Grafſchaft Sommerſet, wo ſein Vater als Leinwaren-Großhändler lebte. Mit den Dichtern Coleridge und Wordsworth ſchloß Southey ſchon während der Studienjahre eine innige Freundſchaft. Im Jahre 1795 heirathete er die ſchöne Miß Edith Fricker, deren jüngere Schweſter Sara einer Mädchenſchule vorſtand. Mit der Letztern verehlichte ſich nachher der

Dichter Coleridge, Southey's Jugendfreund. Die Romantik ſäumte nicht, in dem Leben ihres Lieblings Southey ſchon frühe eine Rolle zu übernehmen.

Er mußte ſich heimlich vermählen, weil mehrere ſeiner Verwandten und Freunde gegen dieſe Heirath waren, und er beſtimmt war, ſeinen Oheim auf ſechs Monate nach Portugal zu begleiten. Die Neuvermählten trennten ſich daher, ſo wie ſie den Altar verließen, ſchon am Kirchenthore; die Braut lebte vor der Welt fortan als Mädchen, und trug den Ehering an einem Bande um ihren Hals verborgen. Daß Southey am letzten Tage der eine Ewigkeit langen ſechs Monate pünktlich zurückkam, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Ihr hat er im Jahre 1796 ſeine lyriſchen Gedichte, im Jahre 1797 ſein epiſches Gedicht „Johanna d'Arc" gewidmet. Die jungen Eheleute lebten nun einige Jahre in Briſtol, wo Southey ſich ausſchließend und eifrig mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte.

Im Jahre 1801 erhielt er bei dem Schatzmeiſter der irländiſchen Finanzkammer in Dublin die Stelle eines Sekretärs mit einem Jahresgehalte von 500 Pfund Sterling. Kurz vor dem Antritt dieſes Amtes gab er das romantiſche Gedicht: „Thalaba, der Zerſtörer" heraus, welches in der literariſchen Welt großes Aufſehen erregte. Die Kunſtrichter ſchrieben viel über die Fehler und Vorzüge dieſer Dichtung; das Publikum ertheilte aber demſelben ſeinen einſtimmigen Beifall.

Im Herbſte des Jahres 1803 zog ſich Southey nach Keswiek in Cumberland zurück, wo er ein Haus am Ufer der Greta in der Nähe des maleriſch ſchönen Derwentwater beſaß. Die eine Hälfte dieſes Hauſes bewohnte er ſelbſt mit Gattin und Kindern; die andere Miſtreß Coleridge, die Schweſter ſeiner Gattin, mit zwei Töchtern, und Miſtreß Lowel, ihre verwitwete Schweſter, die ſämmtlich von Southey's Unterſtützung lebten.

Southey, geliebt als Freund und Nachbar, gefällig und zugänglich für Alle, lockte durch ſeinen berühmten Namen viele Engländer und Fremde nach Keswiek.

Southey beſaß eine ausgezeichnete Kenntniß der neuern Sprachen. Seine Bibliothek, obſchon nicht bändereich, lieferte einen Beweis für ſeine Kenntniß der klaſſiſchen Literatur. Sein Einkommen beruhte faſt ausſchließend auf ſeinen literariſchen Arbeiten. Er war ſtabiler Mitarbeiter an den Zeitſchriften: Quarterly Review und Foreign Quarterly, deren Herausgeber ihn für jeden Beitrag mit hundert Pfund Sterling honorirten.

In ſeinen romantiſch-epiſchen Dichtungen: „Die Verwünſchungen des Kehama," „Thalaba, der Zerſtörer," „Madoc in Wales," und „Roderich, der letzte der Gothen" — herrſcht ein Feuerglanz der reichſten Einbildungskraft, und raſch vorwärts ſchreitendes hinreißendes Intereſſe der Handlung. Sie ſind Schöpfungen eines kräftigen, ſelbſtſtändigen, kühnen Geiſtes, doch nicht ohne wilde Auswüchſe einer zu üppigen Phantaſie. In der Schönheit und Harmonie des

Versbaues ist Southey ein Meister; dabei ist seine Prosa in natürlicher Kraft und anmuthiger Fülle so vortrefflich, daß man ihn für den besten Prosaiker unter den neueren Dichtern erklärt.

Southey's poetische Werke sind, nebst den genannten vier Dichtungen: „Johanna d'Arc," ein episches Gedicht in zehn Gesängen — „Die Visionen der Jungfrau von Orleans", in drei Gesängen; — „Des Dichters Pilgerreise nach dem Schlachtfelde von Waterloo;" — Eine poetische Erzählung, betitelt: „**A tale of Paraguay**," deren Stoff aus Dobrizhofer's Geschichte der Abiponer genommen ist; — kleinere poetische Erzählungen, Balladen, Oden, Lieder, Sonette, englische und Botanybey-Eklogen ꝛc.

Prosaische Werke: „Briefe, welche er während eines kurzen Aufenthaltes in Portugal an seine geliebte Braut schrieb; Briefe aus England, Geschichte Brasiliens, Nelsons Leben, und Anderes."

Uebersetzungen und Nachbildungen aus fremden Sprachen: „Bion und Moschus;" „Amadis von Gallien," aus dem Spanischen; „Palmerin von England," aus dem Portugiesischen; „**Cid Rodrigo, Diaz de Vivar**," aus dem Spanischen u. A.

Southey gab den englischen Kunstrichtern mehr als irgend ein Dichter seiner Nation zu schaffen. Die Kühnheit seiner Flüge setzte Diejenigen, deren Blicke ihnen nicht folgen konnten, in Erstaunen; da sie ihn die Grenzen seiner Kunst auf eine Art erweitern sahen, welche ihre Fassungs-

kraft überſtieg, tröſteten ſie ſich ſelbſt damit, daß ſie erklärten, Southey ſei von der Bahn der Regeln abgewichen.

Southey hat in den meiſten Dichtungsarten und Darſtellungsweiſen Ausgezeichnetes geleiſtet. Wenige Dichter unſerer Zeit haben ſo viel geſchrieben, noch wenigere ſo Vortreffliches, wie er.

Begabt mit einer genialen Phantaſie, wie Wenige, an Rechtlichkeit und Edelmuth von Keinem übertroffen, und im Beſitze der umfaſſendſten und reichhaltigſten Kenntniſſe, vereinigt er hiermit auch die Meiſterſchaft der Sprache. Die ſtrengſten engliſchen Kunſtrichter geſtehen ihm eine Stärke der Phantaſie und eine Kraft des Ausdruckes zu, deren kaum ein Dichter dieſes Jahrhunderts ſich rühmen könne; auch behaupten ſie, daß in der Darſtellung zärtlicher, ſanfter und liebevoller Gemüthsbewegungen nur wenige Dichter mit ihm rivaliſiren können. Dagegen aber beſchuldigen ſie ihn, manchmal in einen kindiſchen Geſchmack und in eine affektirte Manier zu fallen, zwei Fehler, welche der Glorie des Genies nicht geringen Eintrag thun.

Die vollſte geniale Kraft ſeiner dichteriſchen Kunſt hat Southey vorzugsweiſe in den Gedichten: „Thalaba, der Zerſtörer," und „die Verwünſchung des Kehama" bewährt. Er mag nun ſeinen Stoff aus den unerſchöpflichen Quellen ſeiner Phantaſie genommen, und ſowohl ſeine Perſonen als die Welt, welche er ſie bewohnen läßt, ſelbſt geſchaffen haben, oder Gemälde veredelter Menſchheit aus dem wirklichen Leben darſtellen, ſo bleibt er doch immer der Natur

getreu, ſelbſt in den wildeſten ſeiner Dichtungen. Haben andere Dichter Götter herabgezogen, und ſie in ihre Gedichte eingeflochten, ſo pflanzt Southey eine Gottheit in jede Menſchenbruſt, welche er durch die Triebfedern der Leidenſchaften naturgemäßer und mächtiger, als irgend ein mythiſches Weſen es vermöchte, zu bewegen weiß.

Southey behauptet auch als Geſchichtſchreiber und Ueberſetzer in Proſa einen ausgezeichneten Rang. Seine geſchichtlichen Darſtellungen liefern die ſprechendſten Beweiſe von unermüdlicher Geduld und raſtloſem Fleiß hiſtoriſcher Forſchung. Seine Ueberſetzungen ſind nicht nur treue Nachbildungen, ſondern zugleich con amore gearbeitet. Insbeſondere wird die Ueberſetzung der Romanzen vom Cid für ein Meiſterſtück erklärt.

Ueber Southey's Art zu arbeiten und über ſeinen raſtloſen Fleiß haben wir folgende Nachrichten:

Er ſtand früh auf, ſchrieb oder las bis zum Frühſtück, dann wieder bis zum Mittagsmahl, nach dieſem wieder bis zur Theezeit, und nach dieſer, bis er zu Bette ging. Zu ſeinem Lieblingsſitze hatte er ſich ein Plätzchen am Ufer des Derwentwater am Fuße des Skiddaw gewählt. Das Studiren war ſeine Beſchäftigung, ſeine Leibes- und Geiſtesübung zugleich, und ſeine Erholung, indem er von Verſen zur Proſa überging, von der Geſchichte zur Poeſie, vom Schreiben zum Leſen. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher er produzirte, ſoll kaum ihresgleichen finden. Man ſagt, er habe in dem Decennium zwiſchen ſeinem 20. und 30. Lebensjahre mehr Verſe verbrannt, als irgend ein

Dichter unſeres Jahrhunderts während ſeines ganzen Lebens geſchrieben habe. Außerdem wird auch die Gewandtheit und Vielſeitigkeit ſeines Talentes bewundert. Seine Zeit pflegte er auf das genaueſte einzutheilen, jede Stunde hatte ihre beſtimmte Arbeit. Er arbeitete an mehr als Einem Werke zugleich; ſobald die zu dem einen Werke beſtimmte Stunde verfloſſen war, wendete er ſich mit genialer Leichtigkeit zu einem anderen, dem er dann ſogleich die volle Aufmerkſamkeit widmete. Was er las, blieb ihm, und verwandelte ſich in ſein Eigenthum. Er pflegte ſich auch während des Leſens Auszüge zu machen. In großen und gemiſchten Geſellſchaften war er mehr Zuhörer als Sprecher, und ganz das Gegentheil der Dichter Wordsworth und Coleridge, berühmt wegen ihrer kräftigen, hinreißenden Beredtheit.

Von dieſer Schilderung des Geiſtes und Charakters gehen wir nun zur Zergliederung der einzelnen poetiſchen Werke dieſes höchſt genialen und fruchtbaren Dichters über.

Sein Heldengedicht „Johanna d'Arc" in 10 Büchern iſt in reimloſen fünffüßigen Jamben geſchrieben, und mit vielen ſehr reichhaltigen hiſtoriſchen Anmerkungen begleitet. Der Ton des Ganzen iſt einfach und kräftig, würdevoll und edel. Er ſelbſt ſpricht ſeine Anſichten von der epiſchen Poeſie überhaupt und von dieſem Epos insbeſondere in einer Stelle der Vorrede mit der ihm eigenen Beſtimmtheit folgendermaßen aus:

„Die Geſchichte der Johanna d'Arc iſt eben ſo myſteriös als merkwürdig. Daß ſie ſich ſelbſt für eine Gottbegeiſterte hielt, werden Wenige in Abrede ſtellen; daß ſie eine Gottbegeiſterte wirklich war, wird Keiner zu behaupten wagen; ſchwer iſt aber auch zu glauben, daß Karl und Dünois ſie überredet und hintergangen haben. Daß ſie den König erkannte, als er ſich, um ſie zu täuſchen, verkleidet unter ſeine Höflinge ſtellte, und daß ſie, zum Beweiſe ihrer höheren Sendung, ein Schwert aus einem Grabe in der St. Katharinenkirche verlangte, ſind Thatſachen, hinſichtlich deren alle Geſchichtſchreiber übereinſtimmen. Wäre dieſes durch ein heimliches Einverſtändniß geſchehen, ſo müßte Johanna ſich ſelbſt für eine Betrügerin gehalten haben, und ſie hätte mit dieſem Bewußtſein nicht das große Werk, welches ſie unternahm, zu Stande gebracht. Enthuſiasmus, und zwar einer von mehr als gewöhnlicher Art, war nöthig, um ein junges Mädchen zu befähigen und dahin zu bringen, daß es die Waffen ergriff, Truppen in die Schlacht führte, in den vorderſten Reihen kämpfte, und mit beträchtlich geringeren Streitkräften einen Feind beſiegte, welcher bis dahin für unüberwindlich gehalten wurde. Es wäre nicht möglich, daß Eine, die ſich ſelbſt nur für die Puppe einer Partei hielt, Solches geleiſtet haben könnte. Hofintriguen konnten ſie nicht überredet haben, den König Karl in ſeiner Verkleidung zu entdecken, konnten ſie nicht angetrieben haben, das Schwert zu verlangen, welches ſie etwa verborgen haben mochten, ohne den Betrug zu entdecken. Sie war alſo keine Betrügerin mit ihrem Wiſſen; ſie konnte auch nicht ein-

bloßes Werkzeug des Hofes geweſen ſein; und wollte man ſagen, daß ſie ſich ſelbſt für eine Inſpirirte hielt, ſo läßt ſich doch hieraus weder ihr Erkennen des Königs, noch ihr prophetiſches Verlangen nach dem Schwerte erklären. Nach der Krönung des Königs erklärte ſie ſelbſt, daß ihre Sendung vollendet ſei, und ſie bat, ſich vom Schauplatz der Zeitereigniſſe zurückziehen zu dürfen."

„Die Begeiſterung würde hier noch nicht aufgehört haben, und hätten Diejenigen, die ſich ihrer zum Betruge bedienen wollten, ſie bereden können, noch ferner mit dem Heere zu ziehen, ſo würden ſie den Betrug gewiß noch länger fortgeſpielt haben."

„Eben dieſes Geheimnißvolle macht aber die Geſchichte der Johanna d'Arc für die poetiſche Behandlung vorzüglich geeignet. Es bedarf keines Beiſtands guter oder böſer Geiſter, um ſie über die Menſchheit emporzuheben; es bedarf keines Aufwandes von höhern Weſen, um die Heldin mit Muth zu entflammen und ihre Wunden zu heilen. Sie handelt einzig und allein nach dem Antriebe ihres eigenen Geiſtes und nach dem tiefen Gefühle ihrer Inſpiration. Jedes handgreifliche Einwirken überirdiſcher Weſen würde das ſchöne Helldunkel ihres Charakters zerſtören, und ſie zur bloßen Heldin eines Feenmärchens herabziehen. Der Abweichungen von der Geſchichte, welche ich mir erlaubt habe, ſind nur wenige und unbedeutende. Alles, was wunderbar erſcheint, gründet ſich auf die Geſchichte; die Autoritäten dafür wird man in den Anmerkungen finden."

„Es iſt ein gewöhnlicher Fehler der epiſchen Gedichte,

daß ſie uns für die in denſelben gefeierten Helden zu wenig Intereſſe einflößen. Der Ruhm des Achilles oder Aeneas mag wohl dem Nationalſtolze der Griechen und Römer geſchmeichelt haben; um aber die Theilnahme eines unbefangenen Leſers zu erregen, wird mehr rein menſchliches Gefühl erfordert, als dasjenige, welches man in dem Charakter eines Helden gewöhnlich findet. Von dieſem Fehler kann nur die Odyſſee eine Ausnahme machen, indem Odyſſeus, als Gatte und Vater erſcheinend, die Empfindung anſpricht. Der Verſtand muß der guten Anlage des Planes und der herrlichen Ausführung der Ilias den vollkommenſten Beifall zollen; das Herz aber wird gewiß der Odyſſee den Vorzug geben, denn ſie iſt das Gedicht der Natur und die in derſelben handelnden Perſonen ſind von der Art, daß ſie mehr Liebe als Bewunderung einflößen. Der gute Hirt Eumaeus iſt mehr werth als tauſend Helden. Homer iſt fürwahr der größte aller Dichter, denn er iſt zugleich edel und einfach; Pope hat ihn mit Flitterſtaat geſchmückt Cowper ihn ganz entkleidet."

„Es wird wohl wenige Leſer geben, welche den Turnus nicht dem Aeneas vorziehen, einem der Verrätherei verdächtigen Flüchtling, welcher ſein Weib fahrläſſig aufgab, die Dido verführte und verließ, und ſich mit der Lavinia, die er ihrem Verlobten wegnahm, vermählte. Was frommt dem Manne alle ſeine Götterverehrung, wenn er ſich gegen die Menſchen als ein Schurke beträgt? Stellt der Dichter die Gottheit ſelbſt als eine ſchlechte That gebietend dar, ſo heißt dies nicht den Menſchen entſchuldigen, ſondern die

Gottheit beſchuldigen. Den Lucan und den Statius hinderte die übel getroffene Wahl des Stoffes, jene Popularität zu gewinnen, welche ſie verdient hätten. Den Erſtern hat in einzelnen Theilen ſeiner Pharſalia vielleicht kein anderer Dichter erreicht, übertroffen gewiß nicht. Ich trage kein Bedenken, den Statius dem Virgil vorzuziehen, denn Jener ſcheint mir bei einem weniger feinen Geſchmack eine ſtärkere und reichere Einbildungskraft zu beſitzen; ſeine Bilder ſind kräftig und klar, und ſeine Darſtellung zeigt, indem ſie das Gefühl des Leſers aufregt, daß der Dichter ſelbſt vom Gefühl durchdrungen war."

„Von der Macht des hiſtoriſchen Stoffes liefern die italieniſchen Dichter den Beweis. Ihre epiſchen Gedichte gefallen allgemein, ſelbſt in Überſetzungen, wo außer dem Intereſſe der geſchichtlichen Handlung wenig Reiz übrig bleibt. Taſſo hat bei ſeinen Charakteren das Verhältniß und die Abſtufung verfehlt; Gottfried iſt der Held des Gedichtes, Rinaldo der Held des Dichters, Tancred der Held des Leſers. Charaktere vom zweiten Range, wie Gyas und Cloant, ſollen in einem Gedichte weder blos deshalb eingeführt ſein, um die Gruppe auszufüllen, noch auch ſo weit vorragen, daß ſie einen Schatten auf den Hauptcharakter werfen. Arioſt's regelloſe Magie, ſo wie Milton's Stoff und Genie, Beide in ihrer Art einzig, machen es unmöglich, aus den Werken dieſer Dichter Regeln für die epiſche Poeſie abzuleiten. Eben daſſelbe gilt von Spenſer, dem Liebling meiner Kindheit, deſſen wiederholte Lektüre immer höheres Vergnügen gewährt. Der Maſchinerie des

Camoens fallen noch ärgere Fehler als jener der Unschicklichkeit und der Entheiligung des christlichen Stoffes durch Einmischung heidnischer Götter zur Last. Sein schwimmendes Eiland ist nur ein schwimmendes Bordell, und keine poetische Schönheit kann für die verletzte Sittlichkeit schadlos halten. Nur ein Übersetzer kann den Dichter gegen diese Beschuldigung rechtfertigen wollen. Das Gedicht „die Portugiesen" (Os Lusiados), ist zwar in einigen Stellen vortrefflich, als ein Ganzes aber uninteressant; es bewirkt im Lesen wenig Gemüthsbewegung, und in der Erinnerung wenig Vergnügen. Camoens arbeitete an diesem Epos unter den Leiden getäuschter Hoffnungen, unter den Mühseligkeiten des Krieges, und in einem Lande, fern von Allem, was ihm lieb und werth war. Man darf daher nicht vergessen, daß der portugiesische Dichter nicht nur einer der unglücklichsten Menschen war, sondern auch einer der achtungswürdigsten. Weder Spanien, noch sein Vaterland haben einen an Werth ihm gleichkommenden Dichter*) aufzuzeigen."

„Ich habe die gewöhnlichen Fehler epischer Gedichte zu vermeiden, und die Jungfrau von Orleans interessant darzustellen gesucht. Ich gab ihr daher nicht die Glut der Liebe, sondern die Erinnerung an eine besiegte Leidenschaft, einen leise hinschmachtenden Nachklang rein menschlicher

*) Southey spricht hier nur von den epischen Dichtern, sonst dürften wohl Calderon, Cervantes, Lope de Vega, und noch manche andere Dichter der pyrenäischen Halbinsel, gegen dieses Urtheil einen Einspruch thun.

Gefühle, welche mit dem Enthuſiasmus und der Heiligkeit ihres Charakters allerdings beſtehen können. Die Menge der obſcuren epiſchen Dichter ahmt ihre alten Vorbilder ſklaviſch nach. Kommt ein Gewitter, ſo muß ein Gott der Stürme oder des Meeres dasſelbe erregen; wird eine Stadt belagert, ſo werden dem Helden plötzlich die Augen geöffnet, und er ſieht die Himmelsmächte bereit, ihm, dem Angreifenden, beizuſtehen; ein Engel iſt zur Hand, ſeine Wunden zu heilen, und der Führer des feindlichen Heeres wird in ſeinem letzten Kampfe plötzlich von einer ihm ſonſt nicht eigenen Feigheit befallen. Selbſt Taſſo iſt zu oft Nachahmer; er wird aber, ungeachtet ihn der bittere Tadel eines Satyrikers traf, dennoch immerzu einen Rang unter den vorzüglichſten heroiſchen Dichtern einnehmen. Boileau verdammte ihn vielleicht nur des Gegenſatzes wegen, denn es verhält ſich mit ſolchen Schriftſtellern eben ſo wie mit denjenigen Menſchen, welche, weil ſie in Geſellſchaften durch ihren Witz glänzen wollen, die Wahrheit ihrer Eitelkeit zum Opfer bringen. Ich habe Alles vermieden, was mir in andern Heldengedichten unnütz oder ermüdend ſchien; der Leſer wird daher in meinem Gedichte keine Beſchreibung von Waffenrüſtungen, keine Heerſchau, keine geographiſchen Verzeichniſſe, weder Löwen und Tiger, noch Stiere und Eber, auch keine Gemälde der Morgenröthe und des Sonnenaufganges finden; und habe ich den Tod irgend eines Einzelnen etwas umſtändlicher beſchrieben, ſo iſt es, wie ich glaube, wenigſtens nicht im Tone, poetiſcher Zeitungsnachrichten von Todten und Verwundeten geſchehen.“

So ſpricht Southey von ſeinem epiſchen Gedichte, welches wegen ſeiner heftigen Ausfälle gegen die Härte und Grauſamkeit der Engländer in England anfangs eine ungünſtige Aufnahme fand, nachher aber dennoch mehrere Auflagen erlebte.

Den Charakter der Johanna hat Southey, eben ſo wie unſer Schiller, einfach, edel, kräftig und grandios gezeichnet. Sie erſcheint durchgehends als die gottbegeiſterte, gottgeſendete Jungfrau. Der Dichter verſchmäht alle phantaſtiſche Maſchinerie, und läßt ſie ſelbſt, ohne Wortpomp, dem Dunois die Zeichen ihrer göttlichen Sendung und ihre myſteriöſen Träume im einſamen Jugendleben erzählen, nachdem er vorher ihre Geſtalt mit wenigen Pinſelſtrichen anſchaulich gemacht hat.

Eben ſo ſpricht ſie auch gleich anfangs ihr Inneres mit wenigen Worten aus, da der Ritter Robert von Vaucouleur ſie für eine Wahnſinnige halten will.

Einfach und ergreifend iſt das Gemälde ihres Jugendlebens und ihrer göttlichen Sendung, welches ſie dem Grafen Dunois entwirft, mit dem ſie die Reiſe antritt, um dem Könige Karl in Chinon vorgeſtellt zu werden.

Beim Einbruche der Nacht kehrt ein Krieger in ihre Hütte ein. Seine Erzählung von den Gräueln des Krieges von der Grauſamkeit der ſiegreichen Engländer, von der Schmach und den Verheerungen, welche Frankreich erdulde,

entflammt Johannen zur höchsten Begeisterung. Sie bringt, in ihrem Innersten tief bewegt, eine schlaflose Nacht zu; wunderbare Traumgesichte zeigen ihr eine hochgethürmte Stadt, von Feinden eingeschlossen, den Hunger, von Raben umgeben, auf einem Leichenhügel sitzend, und die feindlichen Heerführer, im frechen Übermuth das Todeswerk berathend. Da blickt sie anklagend zum Himmel auf, und aus den Wolken streckt sich ein Arm, wie der Arm des Rache-Engels; gleich dem Blitze fällt aus seiner Hand ein Schwert.

Von dieser Nacht an fühlt' ich meine Seele
Schwer ringend mit der Gottheit, auf ihr ruhend.
Stumm saß ich, dachte nur der Tage, die
Da kommen sollten, sah und hörte nicht,
Was mich umgab, in jene Träumerei
Versenkt, da jeder Sinn zu schlummern scheint,
Und nur die Seele wacht. Im Abendlüftchen
Vernahm ich fremder Stimmen Klang, und fremde
Gestalten drängten sich, halb sichtbar nur
Im Dämmerlicht. Die Nachbarn alle staunten
Ob dieser plötzlichen Veränderung,
Und nannten mich verrückt. —

Als anziehende Probe von der Schönheit dieses Gedichtes gebe ich hier den ersten Gesang, und einen Theil des zweiten, treu übersetzt im Versmaße des Originals.

Erſter Geſang.

Im Schloß von Vaucouleur ſchallt Luſtgeſang.
Den Grafen Dunois, ſeinen edlen Gaſt,
Bewirthet Robert. Feſtlich ſchöne Stunden,
Beflügelt vom Geſang des Troubadours,
Sie gleiten leicht dahin beim frohen Mahl.
Doch nicht, an Feſtgelag und Minneſang
Sich zu erfreu'n, kam Dünois in's Schloß;
Er kam, um Lotharingen aufzubieten,
Und alle Kraft, die vom Verheerungskampf
Dem Land noch blieb, zu einem letzten
Verſuch zu ſammeln; doch es ließ der Krieg
Dem Lande wenig übrig mehr als Greiſe,
Und Jünglinge, dem Schwerte reif,
Witwen, und Jungfrau'n, Witwen ſchon als Bräute.

Nun ſaß der Herr des Schloſſes Vaucouleur,
Mit ſeinem hohen Gaſte ſich berathend,
Was noch befördern könne Frankreichs Wohl,
Und gab verzagend jede Hoffnung auf,
Als ihm verkündet ward: Ein alter Mann
Mit einem Mädchen, harre ſeiner in
Der Halle. Wohl bekannt war ihm der Mann,
Claude, ſein Vaſall, der ehrfurchtsvoll ſich naht,
Sich tief verbeugt, und ſpricht: „Mein edler Graf!
„Ein ſeltſames Ereigniß führt mich her.
„Schein' ich Euch unbeſcheiden, oder gar
„Ein alter Schwachkopf, ſo verzeihet mir!
„Allein, ſeht dieſes Mädchen da! Sie hat
„Mit ihren Ahnungen mich ſo beſtrickt,

„Daß ich nicht ruhig ſchlafen konnte, bis
„Ich ihr willfahrte. Sie beſteht darauf,
„Gott ſelbſt befehle ihr, die Engeländer
„Aus Frankreich zu vertreiben. Ihre Eltern
„Verſpotten ſie als Eine, die verrückt.
„Der Vater hält ſie für beſeſſen gar;
„Ich aber, der wohl weiß, daß in ihr Herz,
„Nicht Ein Gedanke böſer Art je kam, —
„(Denn von Geburt an lieb' ich ſie ſo wie
„Mein eig'nes Kind, bin nun ein alter Mann,
„Hab' auch ſo manch' Mondſüchtigen geſeh'n,
„So Manchen auch, gequält vom böſen Geiſt;) —
„Ich denk', daß etwas an der Sache ſei,
„Und dann, wer weiß es denn, ob nicht in dieſer
„Zeit der Gefahr es etwa Gott gefällt, — — —
„Doch hört das Mädchen ſelber! Wenn nun dies,
„Wie mir es ſcheint, das Werk des Himmels iſt,
„Wär' frevelhaft mein albernes Geſchwätz."

Indem er ſprach, maß jedes Aug' die Jungfrau,
Im Alter, wie es ſchien, von achtzehn Jahren.
Auf ihrer Wange blühte nicht das Roth
Der Jugend, aber ſelbſt die blühendſte
Geſundheitsfarbe hätte weniger
Den Schauenden bezaubert. Sie war blaß
Wie eine Heilige, und in dem Reiz
Der ernſten Züge ihres Angeſichts
Schien etwas Ueberirdiſches zu wohnen.

„Wohl hab' ich," — ſprach der Herr von Vaucouleur, —
„Von Eurer Nichte Krankheit ſchon gehört.
„Man ſagt, ſie weile gern in Einſamkeit,

„Von Menſchen und von Menſchenſorgen fern,
„Mit einem Welthaß, der an Wahnſinn grenzt.
„Laßt ſie in eine fromme Schweſterſchaft,
„Aufnehmen, wo andächtig früh und ſpät
„Gebetet wird für ihrer Seele Heil!
„Dies — ſei ſie nun beſeſſen oder toll —
„Mag für die kranke Seele wohl das beſte
„Heilmittel ſein.“ —

Er ſchwieg. Johanna rief: „Nicht toll
„Bin ich, beſeſſen nicht vom tollen Geiſt.
„Schwer ruht auf meiner Seele Gottes Hand.
„Vergebens hab' ich mit dem Herrn gerungen;
„Nicht länger wag' ich ihm zu widerſteh'n.
„Wißt! Frankreich *kann* ich retten und befrei'n,
„Ja, retten *muß* ich es. Gott iſt mit mir,
„Und was ich ſpreche, denk' und fühle, kommt
„Nicht von mir ſelbſt. Geheiligt hat mich Gott,
„Eh' ich geboren ward, den Völkern mich
„Beſtimmt; geh'n muß ich, wohin Er mich ſendet,
„Und was ſein Wille iſt, muß ich vollzieh'n,
„Muß von mir werfen alle Menſchenfurcht,
„Daß Er mich nicht verwerf' in ſeinem Zorn!“

Die Hochbegeiſterte hört Dunois,
Zuerſt mit Mitleid und Verachtung an,
Bald aber regt in ſeinem Herzen ſich
Die Ahnung, welche gern dem Glauben vorgeht,
An das, was man vorher nicht glaubte und
Verwarf als Thorheit.

„Mädchen!“ ſagte er,
„Mich dünkt, es wäre klug, in deinen Ruf

„Mißtrau'n zu ſetzen, denn es könnte leicht
„Ein böſer Geiſt Dich in's Verderben zieh'n." —
„Mißtrauen?" rief Johanna ſtaunend aus:
„Dann könnt' ich auch an Gottes Weisheit zweifeln,
„Wenn ich die ſchöne Mannigfaltigkeit
„Der Schöpfung, grüne Fluren, Wäldernacht,
„Und über mir des Himmels tiefes Blau
„Erblicke und der Sonne Strahlenkranz;
„Dann könnt' ich auch an Gottes Güte zweifeln,
„Wenn ich des Abendlüftchens Balſamduft
„Einathme, Waldgeſänge um mich ſchallen,
„Und all' die Schwärme der belebten Lüfte
„Mich rings umſchwirren. Ach! es gibt Gefühle,
„Die ſich nicht läugnen laſſen, und ich habe
„In ſtiller Mitternacht oft Gottes Ruf
„Vernommen."

Schweigend horchten ſie der Jungfrau,
Ihr beinah' glaubend. Dann ſprach Dunois:
„Und würdeſt Du mit mir zum König geh'n,
„Um Deine Sendung ihm auch kund zu thun?" —
Er ſprach's. Gedanken eines ſchlauen Plans
Erhoben ſich in ihm. Im Glauben ſchwankend,
Beſchloß er allſogleich zur That zu ſchreiten.
Sie ſprach: „Den Grafen ſucht' ich deshalb auf,
„Daß mich ſein Anſeh'n ſchnell zum König bringe.
„Beſchleunigt denn, ich bitte, unſ're Reiſe!"

Zum Grafen Robert ſprach nun Dunois:
„Mein edler Freund und Gaſtwirth, lebet wohl!
„Es wäre unrecht, weilt' ich länger hier,
„Da uns der Himmel ſolchen Beiſtand ſendet.

„Was Lothringen an Streitkraft ſtellen kann,
„Laßt uns nach Chinon folgen, und verbreitet
„Die Kunde von der Gottbegeiſterten
„Durch's ganze Land, das wie vom Todesſchlaf
„Erwachen wird! — Nun, Mädchen, treten wir,
„Wie es Dein Wille iſt, die Reiſe an!“

„Gott ſei mit Dir! Sein Engel ſchütze Dich!“
So rief der alte Ohm; ein Thränenſtrom
Floß von den greiſen Wangen ihm herab:
„Erleb' ich's nicht mehr, Dich, mein Kind, zu ſeh'n,
„Was ohne Zweifel auch geſchieht, — ſo ſei
„Des alten Ohms noch manchmal eingedenk!
„Von Kindheit an, Johanna, liebt' ich Dich;
„Mit Dir verlier' ich meines Alters Troſt.
„Gott ſei mit Dir, mein Kind!“ —

So hochgeſtimmt des Mädchens Seele war,
Ließ dieſes Scheiden ſie nicht unbewegt;
Doch ſie beruhigte ſich ſelbſt, ihr Herz
Beherrſchend mit Gewalt, und ſprach zum Ohm:
„Um Dich zu tröſten, denke, was ich bin,
„Zu welchem Zweck im Volke auserwählt!
„Stets werd' ich Dein gedenken, der mich liebte
„Mit Elternlieb', da Eltern lieblos waren.
„Wenn alle Andern meine Ahnungen
„Verwarfen und verſpotteten, warſt Du
„Der Einzige, der liebevoll mir horchte,
„Mir glaubte. Könnt' ich je vergeſſen dies?“ —

Indem ſie ſprach, war Dunois gerüſtet;
Die Roſſe ſtanden harrend vor dem Thor.

Da, da umſchlang ſie feſt des Greiſes Hals,
Und rief: „O bete für mich! Dein Gebet
„Werd' ich bedürfen. Bete, daß ich nicht
„In Schmach erliege, wenn mein Stündlein kommt!“

So ſprechend hing ſie ſtill an ſeinem Hals,
Als hätte ein erhabener Gedanke
Sie überflügelt; dann erhob ſie ſich
Mit glüh'nder Wang' und flammenſprüh'ndem Aug',
Und rief: „Leb' wohl! Gib nicht die Hoffnung auf!
„Bald wird Dir Kunde kommen, die Dein Herz
„Erfreut, ja Kunde, freudig Allen, doch
„Vor Allen Dir. Dies ſei des Scheidens Troſt!“ —

Der Greis, zum letzten Mal von ihr umarmt,
Er weinte wie ein Kind, er konnte durch
Den Thränenſtrom kaum ſeh'n, als Dunois
Und ſie zu Pferde ſtiegen und hinzogen.
Als auf des Bergpfads Windungen ſie nun
Langſamen Schrittes höher kamen, hielt
Das Paar und überblickte in der Tiefe,
Die Ebene von Vaucouleur mit ihren
Stattlichen Thürmen, die aus weiter Ferne
In dunkelnden Umriſſen ſich erhoben.
Tief unter den beburgten Höhen glitt
Die Maas durch reiche Fluren, ſchimmerhell;
In ihrer Näh' erhob Domremi ſich
Mit ſeinen weißen Hütten ſonnenlicht,
Die in des Abendwand'rers düſt'rem Geiſt
Gedanken an die ſüße Heimat weckten,
Bis ſehnſuchtsvoll das Herz nach Ruhe ſchlug.
Nun aber haftete der Jungfrau Blick

Auf einem Punkt, auf einem kleinen Punkt,
Dem lieben heimatlichen Dörfchen Arc,
Das, dichtumlaubt, am Waldesbuſen lag,
Deß alter Bäume Mannigfaltigkeit
Rings eine Schattenmaſſe bildete.
Am Horizont erhob die Fläche ſich
Mit Hainen und Weingärten, Frühlingsgrün,
Und mit Gewäſſer, das ſich ſchlängelnd bald
Verbarg und bald in vollem Licht erſchien.
Die Jungfrau ſchaute unverwandten Blicks,
Bis ihr vor'm Auge dunkelnd ſchwindelte,
Dann rief ſie aus:

„Wie ſchön wär' dieſe Welt,
„Wenn Größe und Gewalt ſich nicht der Erde
„Bemächtigt hätten und von dem, was Gott
„Uns gab, ausſchlöſſen ihre dürft'gen Brüder!
„Glücklich zu preiſen ſind, die in der Zukunft
„Dann leben werden, wenn die Zeit geſprochen,
„Und vieler Jahre Reihen dem Geſchlecht
„Der Menſchheit Weisheit wird gelehret haben!
„Beklagenswerthes Frankreich! Grimmer als
„Nächtliche Wölfe ſtürzen deine Feinde
„In dein Gebiet und tödten und verheeren.
„Lang hat der Witwen und der Waiſen Jammer
„Den Himmel angeklagt; nun iſt die Stunde
„Endlich gekommen; Gott vernimmt die Stimme
„Der Trauer, und erloſchen iſt ſein Zorn." —

Hierauf ſprach Dunois: „Du frommes Mädchen!
„Wohl wüßt' ich gerne, ob ich tadelfrei
„Dich fragen dürfte, wie den Himmelsruf
„In der erwachten Seele du vernahmſt.

„Nicht eitle Neugier iſt es, die mich reizt,
„Die Kunde Deiner hingeſchwund'nen Tage
„Aus Deinem eig'nen Munde zu vernehmen.
„Erleb' ich es, dies Reich durch Dich gerettet
„Zu ſeh'n, wird mich im Greiſenalter noch
„Erfreuen der Gedanke, daß auch ich
„Die gottgeſendete Jungfrau geſeh'n,
„Und von ihr ſelbſt die wunderbaren Wege
„Der Vorſicht kennen lernte." —

„Einfach iſt
„Die Kunde," — ſprach die Gottgeſendete, —
„Doch mag ſie wohl das Pilgerſtündlein füllen,
„Und die Erinn'rung an Vergangenes
„Iſt lieblich. — Siehſt Du dort am Waldesrand
„Die Maas, ob deren vielen Krümmungen
„Die fernen Thürm' der Burg von Vaucouleur
„Wie am jenſeit'gen Ufer erſt erſcheinen?
„Da ſteht im Dörfchen Arc mein Vaterhaus,
„Zwar klein und niedrig, aber darbend nicht
„An einem der Bedürfniſſe des Lebens;
„Denn in dem ganzen Lothringen lebt nicht
„Ein Herr, ſo gut, wie unſer edler Graf.
„Mein Vater war an ſchönen Herden reich,
„Ein arbeitſamer Mann und ſtets erpicht
„Auf irdiſchen Gewinn; doch ach! ſein Herz
„Blieb jeder innigen Empfindung fremd.
„Die Elternliebe kannt' ich nie, denn hart
„War meine Mutter, und die Sorge für
„Die Kinder dünkt' ihr ſchlechtbelohnte Laſt.
„Rauh waren Beide, und ſie hätten mich
„Mit Furcht erfüllt, lag nicht in mir der Keim

„Starkmüth'ger Feſtigkeit, die mich mit Trotz
„Erdulden lehrt' ihr Schelten und ihr Strafen;
„Doch um ſo ſüßer klang die holde Stimme
„Der Zärtlichkeit, die mir zum Herzen ſprach.
„Es pochte vor Entzücken, wenn mein Ohm
„Erſchien, und mich auf ſeine Knie hob,
„Und wunderbare Märchen mir, wie ſie
„Die Kindheit liebt, erzählte. Gläubig und
„Aufmerkſam horchte ich dem guten Mann
„Mit unverwandtem Blick und offnem Mund.
„Stieg jemals ein Gebet aus meiner Bruſt,
„Das nicht von Dankgefühl für ihn entglühte,
„Die Winde werden's in gerechtem Zorn
„Verweh'n, denn er war Vater mir, ſein Haus
„Das meinige, wenn ich in reifern Jahren
„Im Vaterhaus nicht Troſt noch Frieden fand.
„Am Tage weidet' ich des Vaters Herde,
„Die Abendſtunde koſt' ich mit dem Ohm,
„Und das war meinem Herzen Seligkeit.
„In dieſen Wildniſſen der Berge trieb
„Im Sommer ich die Herden auf die Weide;
„Wohl kenn' ich ſie, und lieb und theuer wird
„Mir die Erinnerung an jenes Thal,
„An jenen Strom im Thale ewig bleiben.
„Ich legte mich an's Ufer jenes Stroms,
„Deß Rauſchen kaum zu unſ'rer Höhe reicht,
„Beſah die Fluten, ſchimmernd in dem Glanz
„Der Mittagsſonn', und horchte dem Gemurmel,
„Bis meine Seele ſtill und ruhig ward,
„Voll eines dunkelfreudigen Gefühls,
„Das mein Gemüth durchflog, wie Sommerwolken
„Hingleiten über einen Waſſerſpiegel;

„Der Wand'rer hält ihr flücht'ges Farbenſpiel
„Nicht feſt im Aug' der Phantaſie, doch bleibt
„Ihm unaufhörlich die Erinnerung,
„Wie hold, wie lieblich die Erſcheinung war." —
„So ward denn mein Gemüth in Einſamkeit
„Und Frieden unter den Umgebungen
„Der reinſten, lieblichſten Natur genährt.
„Wie ſchön war's, wenn des Morgens weiße Nebel
„Hinſchwanden, und des Waldgebirges Höh'
„Erſt dunkel in der Dämmerung erſchien,
„Und dann der Morgenſonne erſter Strahl
„Auf ſeines Abhangs gold'ne Blumenfülle
„Des Lichtes tiefen Purpurglanz ergoß.
„Wie lieblich war's da, Mittags mich zu lagern
„An des geſchwätz'gen Baches kühlen Rand,
„Zu ſchau'n der flücht'gen Wolken Zug, und ihre
„Stets wechſelnden Geſtalten auszubilden,
„Wie meine Phantaſie es ſich erſann!
„Und ach! wie ſchön, am Abend meine Herde
„Zurückzuführen in der Hürde Schutz,
„Zu unſ'rer kleinen Hütte dann zu eilen
„Und des Willkommens frohen Gruß zu hören!
„Die liebſte unter den Geſpielinnen
„War Lenchen mir, das arme gute Kind,
„Erprobte Freundin meiner reifern Jahre.
„Wie eine Schweſter liebt' ich ſie, und lanz
„Beſaß ich ihre Zärtlichkeit allein,
„Bis endlich ſie ein heiligeres Band
„Mit einem Freund vereinte, und mein Herz
„Ihr Glück mit ihnen theilte. Nie ſah ich
„Ein Paar, beglückt wie Arnold und ſein Weib." —
„Indeß erging ein Aufruf zu den Waffen,

„Und mit den Jünglingen zog Arnold aus.
„Schön war des Morgens heller Sonnenglanz,
„Ringsum erſcholl der Vögel munt'res Lied,
„Die Fluren lächelten im Frühlingsgrün;
„Doch für Domremi war's ein Trauertag.
„Denn ach! dort herrſchte Angſt- und Wehgeſchrei,
„Und jenes tief're Leid, das ganz verſtummt.
„O! nie vergeſſ' ich jenes Schmerzgefühl,
„Das mich durchdrang, als nun der letzte Schall
„Der Hörner klang, das flatternde Panier
„Durch's Thor des Schloſſes zog, und Söhne, Brüder
„Und Gatten, von den Ihrigen umſchlungen,
„Aus der Umarmung los ſich riſſen, wie
„Zum letzten Lebewohl! —
„Jetzt blieb ich mehr als je an Lenchen's Seite,
„Denn ſie bedurfte nun der Freundſchaft Troſt.
„Den langen Sommer über hoffte ſie
„Auf Kriegeskunde; wenn ſie Abends dann
„Mit ihrer Mutter vor der Hütte ſaß,
„Und auf der Höh' ein Wand'rer fern erſchien,
„Erfaßt' ihr Aug' ihn ſchnell; der Wange Glut
„Verrieth uns, was in ihrem Herzen vorging,
„Und an der Todesbläſſe gleich darauf
„Erſah'n wir, wie das Herz ihr ſtarb im Buſen.
„So ſchwanden Tage, Wochen, Monden hin,
„Und als im Herbſt die Blätter fielen, weilte
„Noch eine Hoffnung ihr im Herzen bang,
„Ach! eine Hoffnung, die, von der Vernunft
„Mißbilligt, ſie am Morgen nicht mit frohen
„Erwartungen erfreut', und jede Nacht
„Mit Täuſchungen ſie grauſam folterte.
„Der Vater kam, doch Arnold kehrte nicht

„Zurück; geendet hätt' er, fern von ihr!
„Als endlich nun die Todeskunde kam,
„Sank ſchmerzenwund ſie unter dieſem Schlag.
„Da ſaß ſie ſtill den ganzen Tag, und ſann
„Dem Hingeſchied'nen nach, und ſprach vom Glück,
„Das ohne Wiederkehr verloren ſei,
„Als fände ſie den beſten Troſt in dem,
„Was ihrem Kummer ſtäte Nahrung gab.
„Gern ſchaute ſie den Sonnenuntergang,
„Weil abermal ein Tag vergangen war;
„Dann zog ſie ſich in Einſamkeit zurück,
„Die Beute quälender Erinnerung.
„Ermüdender als Wachen war ihr Schlaf
„Mit Träumen ſeiner holden Wiederkehr,
„Doch auch voll Seelenangſt und Todeskampf.
„So fand ſie keine Ruhe Tag und Nacht,
„Und ſiechte abgehärmt dahin." —
„Wie ſchrecklich biſt du, Tod, dem Glücklichen!
„Doch gern denkt der Unglückliche an dich.
„Du biſt der Tröſter, biſt der Freund von Allen,
„Die keinen Freund beſitzen außer dir." —
„Ich ſaß am Krankenlager meiner Lieben,
„Als ihr die Stunde der Erlöſung kam;
„Ich ſah im Aug' der Himmelshoffnung Glanz,
„Mich traf der ird'ſchen Liebe letzter Blick,
„Ich fühlte ihrer Hände letzten Druck.
„Nicht wär' ich einer ſolchen Stunde werth,
„Könnt' ich der todten Freundin thränenlos
„Gedenken! Immer ſeh' ich's noch, wie ſie
„Den Sarg zu Grabe trugen; eine Lerche
„Flog auf, ſtieg höher ſtets im Sonnenſchein,
„Und wirbelte ſo freudig, daß ihr Lied

„Den Trauernden viel trauriger erklang,
„Als Grabgeläut' und Grabgeſang, denn ach!
„Es weckt' in uns das ſchmerzliche Gefühl,
„Daß unter allen Weſen nur der Menſch
„Unglücklich ſei. Da war's, daß meine Seele
„Erwacht', die bis dahin im Glücke ſchlief,
„Nicht fühlte fremdes Elend, und nicht kannte
„Die Leiden Anderer. Ich tröſtete,
„So gut ich's konnte, nun der Freundin Mutter,
„Beſorgt für ſie, ſo wie für ihren Sohn,
„Jetzt ihres Greiſenalters einz'gen Troſt,
„In dem ſich alle Strahlen ihrer Liebe
„Vereinigten. Der gute Theodor,
„Ein Jüngling mit dem wärmſten Herzen, mir
„An Jahren beinah' gleich, war ſo wie ich
„Beſorgt, der Schweſter herben Gram zu lindern;
„Wir beide knieten an dem Todtenbett.
„Kein Band verknüpft ſo feſt zwei Menſchenherzen,
„Als die Genoſſenſchaft in gleichem Leid."
„Einſt ſaß ich an der Greiſin Feuerherd.
„Die Nacht war ſchaurig, wild das Sturmgeheul;
„Beiſammen ſitzend hörten wir den Regen
„Schwer niederfallen; da, vom Sturm gejagt,
„Erſah ein Kriegsmann unſer fernes Licht.
„Wir fachten an, wir deckten ihm den Tiſch."
„„Der Sturm tobt gräßlich,"" — ſprach der fremde Mann.
„„Geſchützt im Hauſe, hört des Regens Praſſeln
„„Sich angenehm. Auch mir ward's einſt ſo gut,
„„Daß ich im Frieden wohnte, und mein Haupt
„„Im ſanften Schooß der Liebe ruhend lag;
„„Doch rief mein Vaterland mich zu den Waffen.

„„Wenn ihr der Winde Brüllen hört, ſo denkt
„„An Konrad, und was ein Soldat muß leiden!““

„Auf dieſe Red' erwiedert' Theodor:

„„Gott ſchütz' Dich! Etwas haben wohl auch wir
„„Vom Krieg' erfahren und von ſeinem Elend.
„„Wie froh bin ich, im Frieden hier zu wohnen!
„„Des Ruhms entbehrend, dank' ich Gott,
„„Der mich zu ſolchem Glück erſchaffen hat!““ —

„„That Gott Dir dies (ſprach Konrad), nun ſo bilde
„„Dein Herz auch für das Glück, wenn die Verheerung
„„Hinwürhet über Deines Vaterlandes
„„Zertrümmertes Gefild! That Gott Dir dies,
„„So bilde Dich zu friedlichem Genuß,
„„Wenn wildes Schlachtgetümmel ringsum tobt,
„„Wenn Blut die Ströme röthet, Raub und Mord
„„Durch flammenheller Städte Glut hinſchreiten!
„„Da lebe Du in Frieden, junger Mann!
„„Mein Herz iſt menſchlich, und ich fühle tief,
„„Was meinen Brüdern Leides widerfährt!““ —

„Indem er dieſes ſagte, zeigte ſich
„Auf ſeinem Antlitz wechſelndes Gemiſch
„Von Leidenſchaft und ſchrecklichem Wohlwollen,
„Daß meine Glieder bebten, wie ich horchte,
„Und tief im Herzen regte ſich, mir ſelbſt
„Nicht klar, ein mächt'ger Drang nach großen Thaten
„Von ſolcher Art, daß, wie von göttlicher
„Begeiſterung erfüllt, die Bruſt ſich hob.“ —

„„Wie? (ſagte Theodor) Liegt uns denn nicht
„„Die Pflicht auch ob für Jene, die wir lieben?

„„Gibt's wohl ein tugendhafteres Geſchäft,
„„Als des gebeugten Alters Stütze ſein,
„„Und Elternſorge durch die Kindesliebe
„„Vergüten?““ —

„„Schwer fällt's wahrlich, (ſagte Konrad),
„„Von ihnen, die wir lieben, uns zu trennen;
„„Empfunden hab' ich dieſen bittern Schmerz.
„„Verlaſſen mußt' ich eine alte Mutter,
„„Verlaſſen Eine, ach! in der ſich Alles,
„„Was meinem Herzen lieb und theuer war,
„„Vereinigte. Erleb' ich es, daß Frankreich
„„Des Friedens ſegenreiche Stunde ſieht,
„„Dann kehr' ich in mein Vaterhaus zurück;
„„Erfüllt hab' ich dann meine höchſte Pflicht,
„„Und darf dann glücklich ſein. Es gibt zwar Menſchen,
„„Die meine Anſicht nur für Phantaſie
„„Und Uebertreibung halten; dieſe wären
„„Zufrieden und erzeigten mir gar Ehre,
„„Wenn ich mein ſtrenges Weſen mildern möchte,
„„Und in bequemer Ruh' unrühmlich leben;
„„Mir aber gilt die Herzensreinheit, gilt
„„Selbſtachtung mehr als Alles in der Welt,
„„Und ſo muß ich mir ſelbſt die Ehre geben;
„„Der Hauch des Ruhms und alles Uebrige
„„Iſt nichts, iſt werthlos wie der flücht'ge Wind.““ —

„So ſprechend, macht' er das geweihte Schwert
„Vom Gürtel los; ihm horchend, hielt ich es
„Und zog die ſilberhelle Klinge, nicht
„Beachtend, was ich that, aus ihrer Scheide.
„Indem ich ſie anſtarrte und die Spitze
„Berührte, faßte mich ein Schauder an,

„Und ich rief aus: Wie ſchrecklich iſt es doch,
„Die zartgeformte menſchliche Geſtalt
„Mit eines Schwertes Spitze zu durchbohren!
„Ein Lamm zu tödten, ich vermöcht' es nicht! —"

„Er gab zur Antwort: „„Wohlgeſprochen, Mädchen,
„„Ein Lamm zu tödten, ich vermöcht' es nicht;
„„Allein, wenn des Verheerers wilde Wuth
„„Das graue Haupt des Alters nicht verſchont,
„„Des armen Kindes Wehgeſchrei verhöhnt,
„„Das ſich an ſeiner Lanzenſpitze krümmt,
„„Das Weib zu ſchändlicher Umarmung zwingt,
„„Auf ihres Gatten noch nicht kalter Leiche, —
„„Allmächt'ger Gott! ich wäre ja kein Menſch,
„„Ließ ich vom Mitleid hemmen meinen Arm,
„„Den Böſewicht nicht flugs entzwei zu hauen.
„„D'ran denke, junger Mann! (rief er, und faßte
„„Die Rechte Theodors), ja, daran denk',
„„Wofern Du menſchlich fühlſt und hoffen willſt
„„Der Heimat Ruh' und Freude zu genießen.
„„D'ran denke! Du haſt eine theure Mutter;
„„Und willſt Du ſie in Frieden ſterben ſehen,
„„Und würd' es Dich bis in den Wahnſinn treiben,
„„Zu hören, wie dies Mädchen Dich vergebens
„„Zu Hilfe ruft, ſie fortgeſchleppt zu ſehen,
„„Und dann ihr banges Angſtgeſchrei zu hören
„„In des Soldaten blutbeflecktem Arm,
„„So denke, daß es ſolche Gräuel gibt,
„„Daß in dem Augenblick ſo manche Stadt
„„In Flammen ſteht, und ach! vielleicht in Rouen
„„So mancher Säugling, an der kalten Bruſt
„„Der todten Mutter hängend, Nahrung ſucht!

„„Weh über ſie, die ſolche Frevel thun!
„„Weh' ihm, — denn minder kaum iſt ſeine Schuld —
„„Der ruhig in dem Schooß des Friedens lebt,
„„Wenn jeder Arm zum Kampfe nöthig iſt!““

„Wir gingen nun zu Bett; ich aber lag
„Schlaflos, und überdachte immerzu,
„Was dieſer Kriegesheld hochherzig ſprach.
„Dann trat Mablain vor meine Seele hin,
„Sie, über die das Grab ſich längſt geſchloſſen.
„Ihr Leiden prangt zwar nicht im Buch des Ruhms,
„Doch, wenn die Thränen von der Witwe Wangen
„Herniederſtrömen, wird der Himmel nicht
„Ihr Aechzen hören, das den Unterdrücker
„Anklagt? Wird Gott den Mitleidsloſen nicht
„Zerſchmettern und den Zepter des Ruchloſen
„Zertrümmern?“ —

„Solcherlei Gedanken füllten
„Die Seele mir. Bei Tagesanbruch erſt
„Schloß mir der Schlaf das Aug', doch mein erhitztes
„Gehirn genoß auch jetzt der Ruhe nicht,
„Und es erhoben ſich vor meinem Geiſt
„Geſichte, wie mich däucht, von Gott geſendet.
„Und ich ſah eine hochgethürmte Stadt,
„Von Feinden eingeſchloſſen und umgürtet.
„Der Hunger ſaß auf einem Leichenhügel,
„Und ſah, ſich weidend am erleſ'nen Mahl,
„Scheelſüchtig, nach dem nahen Raben hin,
„Dem wohlgeſättigt Blut am Schnabel klebt'.
„Nun wandt' ich mich zu den Belagerern.
„Da herrſchte Luſt; Gelächter, laut und frech,
„Schlug gellend an mein Ohr. Ich ſah die Führer,
„Beim Feſtgelag das Todeswerk berathend:

„Da wurde meine Seele tief betrübt.
„Anklagend blickte ich zum Himmel auf:
„Und ſieh! Aus Wolken ſtreckte ſich ein Arm,
„Als wäre es des Rache-Engels Arm;
„Aus ſeiner Hand fiel, gleich dem Blitz, ein Schwert.“

„Von dieſer Nacht an fühlt' ich meine Seele
„Schwer ringend mit dem Gott, der auf ihr ruhte.
„Stumm ſaß ich, dachte nur der Tage, die
„Da kommen ſollten, ſah und hörte nicht,
„Was mich umgab, in jene Träumerei
„Verſenkt, da jeder Sinn zu ſchlummern ſcheint,
„Und nur die Seele wacht. Im Abendlüftchen
„Vernahm ich fremder Stimmen Klang, und fremde
„Geſtalten drängten ſich, halb ſichtbar nur,
„Im Dämmerlicht. Die Nachbarn alle ſtaunten
„Ob dieſer plötzlichen Veränderung
„Und nannten mich verrückt. Mein Oheim ſelbſt
„Saß oft und ſchaute ſinnend auf mich hin,
„Sein Aug' ſo voll von Schwermuth und von Gram,
„Daß böſe Ahnungen im Herzen mir
„Aufſtiegen. Ihm geſtand ich ohne Hehl,
„Wie mächt'ge Zukunft mir die Bruſt bewege
„Mein Stündlein aber nicht gekommen ſei.“ —
„Endlich erfuhr ich, Orleans ſei vom Feind
„Rings eingeſchloſſen, keine Rettung auch
„Von Menſchenhilfe weiter zu erwarten;
„Ward dieſes Bollwerk Frankreichs nun zerſtört,
„Dann war auch Alles in des Feindes Hand.
„Nun ſtieg die Unruh' meiner bangen Seele
„Zum höchſten Grad. Die Menſchen meidend, barg
„Ich mich in unſers Waldes tiefſte Nacht.

„Dort brütete ich über großen Thaten,
„So dunkel und gewaltig, daß mein Herz
„Mir hörbar pochte in beklomm'ner Bruſt.
„Dann hielt ich wieder inne, athemlos,
„Und horchte, wie erwartend, nach dem Wind."
„In einem dichten Walde ſpringt ein Quell,
„Den man den Quell der Feen nennt. Als Kind
„Vernahm ich oft, erſtaunend und verzückt,
„Was man erzählte von den Elfen hier,
„Die an der Quelle Rand um Mitternacht,
„Ihr Feſt begeh'n, mit Luſtgelag und Tanz.
„Ein alter Eichbaum ſteht dem Quelle nah',
„Der herrlichſte von allen in dem Hain.
„Er ſteht allein auf grünem Raſenplatz,
„Umgeben wie ein Eiland vom Gebüſch.
„Die Eiche iſt der Elfen Lieblingsbaum;
„Sie ruh'n auf ihren Blättern, wiegen ſich,
„Und freu'n ſich gaukelnd hier im Mondesſchein.
„Oft führt der Waidmann ſeinen Sohn dahin,
„Zeigt auf dem Raſen manchen dunklen Kreis
„Vom Elfen-Reigentanz um Mitternacht,
„Und warnet ernſt, des Baumes ja zu ſchonen.
„Die Phantaſie hat dieſen ſtillen Ort
„Durch ihren Zauberſegen eingeweiht,
„Dem, wie das Landvolk ſagt, kein böſes Ding
„Sich ſtraflos naht. Die grau'nvermiſchte Luſt,
„Die mich als Kind bei dieſem Quell befiel,
„Verlor ſich mit den reifern Jahren nicht;
„Jetzt aber regte ſie noch höh're Luſt
„Und ein geheimes Grauen auf.
„Einſam der Quell; ein Felſenhügel hebt
„Sich nebenan; ein alter Eibenbaum

„Drängt ſich aus dem geſpaltenen Geklipp,
„Das auf die eingehöhlten Waſſer ſchaut,
„Die langſam quellen, leiſ' und ungeſeh'n;
„Der Natterzunge glänzendhelles Grün,
„Senkt abwärts ſeine Blätter, lang und ſchmal,
„Von deren wallendem Hinſtreifen ſich
„Des Waſſers ſtille Spiegelfläche bricht.
„Des Ortes ſtillen Reiz umfaßt ein altes
„Gehölz; die Stille ſtört kein and'rer Laut
„Als nur ein ſolcher, den das Schweigen liebt:
„Das Luftgeſäuſel, oder Stromgemurmel,
„Das, dumpf hingleitend, kaum vernommen wird.
„O holder Ort! wie freu'te ſich mein Geiſt
„In deiner Nähe ſtillem Heiligthum!
„Mit welcher Luſt floh ich das Weltgewirr
„Und eilte in den Schooß der Einſamkeit!
„An einem Frühlingsabend ging ich einſt
„Dahin, und ſchaute, ſitzend, zum Gewölk,
„Das in dem Lufthauch dunkelroth zerſchmolz.
„Sieh'! da erhob ein Wind ſich; jeder Stoß,
„Der eine ſtärker als der and're ſtets,
„Erſchütterte betäubend meine Sinne.
„Plötzlich verdunkelt Nacht den Himmelsraum,
„Und Regentropfen fallen groß und ſchwer,
„Und Stürme toben heulend durch den Wald.
„Der ſchwere Regen fiel, ſo ſchien es mir,
„Mit angenehmer Kühlung auf mein Haupt.
„Das Windgebraus, der heiſch're Waſſerſturz,
„Sich miſchend mit dem dumpfen Waldgebrüll,
„Verſchmolz in eine milde Harmonie.
„Ich ſaß auf einem Fels; die Herrlichkeit
„Des Ungewitters füllte mir den Geiſt;

„Und wie der Donner rollte und der Blitz
„Verweilend am entglühten Himmel hing,
„Und ſich der graue Wald vor mir hindehnte,
„Schwand mir Gedanke und Bewußtſein hin,
„Und in das Schauſpiel ſchien ich aufgelöst.
„Nun endlich nahte ſich dem Quell ein Licht,
„Und ich erblickte meinen guten Ohm,
„Die grauen Locken von dem Nachtſturm triefend.
„Er kam, ſchloß mich in ſeinen Arm, und rief:
„„Gott ſei gedankt! Mein Kind iſt unverletzt!““ —
„Tief drangen ſeine Worte mir in's Herz;
„Ich fiel ihm um den Hals, und ſagt' ihm Alles.
„Gott war in mir. Ich ſprach, wie ich empfand.
„Er glaubte mir. Bald wird nun auch die Welt
„An meine Sendung glauben, denn der Herr —
„Er wird erheben ſich in ſeinem Zorn,
„Er wird ausſtrömen ſeinen Grimm, und ſie,
„Die unterdrücken, werden untergeh'n.“

Zweiter Geſang.

Nun ſank am abendlichen Horizont
Des Tages Scheibe; ſanfter Purpurduft
Verbreitete ſich weithin über's Thal,
Nur da nicht, wo ein Baum den Rieſenſchatten
Ausſtreckte, oder ſchlängend ſich ein Strom
Hinzog, den Himmel ſpiegelnd, hell zu ſchau'n.
Indeß die Dämm'rung alles And're barg.
Liebliches Kühl erfriſcht die ſtille Luft,
Und wie der Nachtthau fällt, zirpt gellend hell

Die Grille fort und fort ihr Abendlied.
Die Wand'rer ziehen hin, den langen Weg
Sich kürzend durch Geſpräche, bis ſie endlich
Im nahen Dorf ein Lämpchen ſeh'n, deß Licht,
Ein feſter Punkt, durch Gitterfenſter ſcheint;
Sie lenkten ſchleunig ihre Schritte hin.
Da kam ein Greis, die Locken dünn und grau
Im Nachtwind flatternd, und dem hohlen Antlitz
Des Alters tiefe Furchen eingedrückt.
Als ſchlichter Landmann tief ſich beugend, hieß
Er ſie willkommen, fachte auf dem Herd
Aus weißem Aſchenhügel neue Glut,
Deckt mit gutmüthiger Geſchäftigkeit
Den rohen Tiſch, und füllt den Becher mit
Dem rothen Saft der Reben, deren Blatt
Den Abendſitz ihm ſchattend überwölbt.
Die Gäſt' erfreu'n ſich am einfachen Mahl,
Und an dem reinen lieblichen Getränk.

„Fremdlinge! (ſprach der Wirth) das Mahl iſt karg,
„So wie wir armes Landvolk es im Schweiß
„Des Angeſichts erwerben; doch ihr ſeid
„Dabei willkommen. Als ein Jüngling trug
„Auch ich den Speer und wollt', ich wäre noch
„Ein Jüngling, um den übermüthigen
„Engländern auf dem Schlachtfeld zu begegnen,
„So wie ich war, da ich auf Aguincourt's
„Verhängnißvoller Ebene ſie traf." —
„„Bei jenes Tags furchtbarer Niederlage
„„Warſt du zugegen? (rief der Prinz); dann haſt
„„Du ja den Grafen Orleans gekannt?"" —

„Ich ihn gekannt? (ſo rief der Veteran:)
„Ich ſah ihn, eh' die blut'ge Schlacht begann,
„Mit offenem Viſir von Reih' zu Reih'
„Hinreitend, in der kräft'gen Fauſt den Speer.
„Dem Feinde funkelte ſein Blick voll Grimm,
„Doch für die Seinigen hatt' er ein Lächeln,
„Das Aller Herzen ihm gewann. O Herr!
„Wenn ich Euch anſeh', glaub' ich ihn noch jetzt
„Vor mir zu ſeh'n. So war, im Frieden mild,
„Sein Blick, ſo männlich ſeine Stirn!" —

„Lobpreiſend nennet Jeder dieſen Namen;
(Sprach Dünois) „der edle Feldherr ward
„Von Fremden und Landsleuten gleich verehrt.
„Wie einen Vater liebt' ihn der Vaſall,
„Denn jedem Wand'rer offen ſtand ſein Thor;
„Beim Anblick ſeiner Thürme freute ſich
„Der Pilger, dem in fernen Ländern ſchon
„Der Ruf den Namen Orleans genannt.
„Und Er — er lebt noch als Gefangener!
„Er lebt, ach! ohne Hoffnung, weil mein Arm
„Noch nicht die Freiheit ihm errungen hat." —

Er wandte weg das Haupt, um die Schamröthe
Die im Geſicht ihm brannte, zu verbergen;
Die gottgeſandte Jungfrau aber rief:
„Und er wird leben, froher Kunde Schall
„Von der Befreiung ſeines Vaterlands
„Zu hören und der eigenen, erkämpft
„Durch ſeines Bruders Arm in heißer Schlacht.
„Froh wird er leben; die Erinnerung
„Der Kerkerzeit wird den Genuß erhöh'n

„All ſeiner Freuden, und in Frieden wird
„Sein graues Haupt zu Grabe gehn.“ —

„Ich möchte leben, dieſen Tag zu ſeh'n;
(Erwiederte der greiſe Wirth:)
„Aufhüpfen würde mir das Herz im Leib,
„Nochmal zu ſchau'n den Edlen, Herrlichen.
„Ich kämpfte damals in des Feldherrn Näh',
„Da alle Hoffnung ſchon verloren war,
„Und über ſeinen Arm, zerſchmettert all,
„Das Blut aus vielen Wunden niederfloß.
„Wie Wölf' umlagerten die Feinde uns,
„Voll Übermuth des unverhofften Siegs.
„Rings um uns lagen, ſterbend oder todt,
„Die Unſ'rigen; wir kämpften immer noch.
„Ich ſtaunte über ſeine Tapferkeit.
„An dem verhängnißvollen Tage war
„Nicht Einer da, der tapf'rer kämpft' als Er.“ —

„Verhängnißvoll für Frankreich war der Tag.“
(Rief Dünois): „Vergebens tapfer, fiel
„Alençon da, fiel d'Albert, deſſen Stolz
„Das ganze Unheil über uns gebracht.
„Da fiel Brabant, Vaudement und Marle und Bar,
„Und Faquenberg, der edelſte der Krieger.
„Der Feind, nur aus Verzweiflung tapfer, focht,
„Entflammt von Rache, nicht von Siegeshoffnung,
„Und Reih' auf Reihe fiel vor ihm dahin.
„Die Anzahl der Gefang'nen dieſes Tags
„Voll Schmach, war größer als das Heer der Sieger.“

„Doch, edler Herr! (rief Bertram) Glaubt ja nicht,
„Die Feigheit habe unſer Heer entehrt!

„Vom Hochmuth angeführt mit blinder Wuth,
„Blieb fruchtlos alle Tapferkeit und Anzahl;
„O hätteſt Du geſehn, wie Heinrich's Aug'
„Nichts unbenützt ließ, keinen Hügel, kein
„Gebüſch! wie vom Verdeck der Bogenſchützen
„Die Pfeile flogen, dicht wie Schneegeflock
„Und mit des Blitzes Macht, Du hätteſt nicht
„Gezweifelt, ſolche Krieger, ſolch' ein Feldherr,
„Sie müßten wohl unüberwindlich ſein;
„Doch als der Feind das Schlachtfeld nun behauptet,
„Und Jene, die des Schlachtens Muth verſchonte,
„Die Waffen ſtreckten, o wie ſchändlich war's
„Das Schwert zu ſätt'gen an wehrloſem Blut!
„Vom Feind umringt, ergab ich mich auf Gnade;
„Da hört' ich plötzlich einen Todesſchrei,
„Allein nicht wie im Kampfgewühle, wo
„Mann gegen Mann die Todesſtreiche führt.
„Hier ſah'n Gefang'ne, waffenlos, gebunden,
„Die Sieger nochmal ihre Schwerter zücken;
„Vergebens ſtrebten ſie die Hand zu löſen,
„Vergebens mahnten ſie an's Ehrenwort,
„Vergebens baten ſie im Namen Gottes
„Um Gnade; Mord war ihres Königs Wille!
„So ward in der Gefang'nen nackte Bruſt
„Der Stahl geſenkt! Auch ich erwartete
„Den Tod, mir ſchrecklich in dem Augenblick,
„Da nun vorüber war des Kampfes Hitze.
„Ich dacht' an meine Heimat, an mein Weib,
„An meine Kinder, bittern Grimmes voll;
„Allein der Wak're, dem der Zufall mich
„Dahingab, fühlte Mitleid, löſ'te mir
„Der Hände Band, und hieß mich ſchnell entflieh'n.

„Und also war's des Himmels Wille, daß
„Ich leben sollt', um alt und kinderlos
„An die Vergangenheit zu denken und
„Zu wünschen, daß ich umgekommen wäre." —

Der Alte weinte, da er weiter sprach:
„Ihr habt wohl auch von der hartnäckigen
„Belagerung vernommen der Stadt Rouen.
„Ich wohnte dort; ich hatte Weib und Kinder.
„Wie liebt' ich sie! Ich hoffte, daß sie einst
„Die Freude meines Alters würden sein
„Und meine Augen mir zudrücken würden.
„Wenn die Geschichte nicht zu traurig wäre,
„So könnte ich von jener Schreckenszeit
„Euch viel erzählen." —

Die Jungfrau äußerte den heißen Wunsch,
Von der, dem Untergang geweihten Stadt
Zu hören; da begann der Veteran:
„Durch Gottes Gnade auf der Todesflur
„Bei Aguincourt gerettet, eilt' ich heim,
„Und lebte da in ungestörter Ruh.
„Heinrich, so klug als tapfer, hatte schon
„Sein sieggekröntes Heer nach Engeland
„Zurückgeführt, denn ihm entging es nicht,
„Daß Frankreich mächtig und gewaltig sei
„Und seiner kriegerischen Söhne Schaar,
„Nicht duldend eines fremden Siegers Joch,
„In Menge aufsteh'n würden, ungestüm,
„Um zu zertreten ihre Unterjocher.
„Er kehrte denn zurück, erwägend, daß
„Die stolzen Reichsbarone, immerzu
„Sich selbst befehdend, Frankreichs Kräfte schwächten.

„Ich lebte in der Heimath glücklich und
„Zufrieden mit dem kleinen Eigenthum.
„Wie freute ich mich meiner Kinder, wenn
„Ich Abends in der Rebenlaube saß
„Und sie sich dicht um meine Knie drängten,
„Um noch einmal zu hören die Geschichte
„Von meinen Leiden, schon so oft erzählt.
„Die Äuglein auf mich heftend, horchten sie
„Der Lebensrettung, ach, mit einer Angst,
„Die mich des Lebens Werth erst fühlen ließ.
„O meine armen Kinder! ach! sie traf
„Ein hartes Schicksal, und ich wünschte oft,
„Es hätte Gott gefallen, mich als Kind
„Zu sich zu nehmen, denn im Alter hier
„Allein zu weilen ist ein schweres Loos.
„Ach! wenn die Herr'n der Erde sich bekämpfen,
„Dann weh dem Armen, weh! Was er gesä't,
„Wird er nicht ernten; blickt er auf die Kinder,
„Die ihn umgeben, blutet ihm das Herz
„Beim ahnenden Gedanken, ihre Zahl
„Sei nur für's Schwert vermehrt. — Von neuem stürzte
„Englands feindliche Macht auf unsre Küsten.
„In kühner Schlacht, erbarmungslos im Sieg,
„Durchrast der Britenkönig wie ein Sturm
„Verheerend unsre Fluren ringsumher.
„Dem Sieger unterwirft sich Dambières,
„Und Englands Fahne weht auf Caens Wall.
„Nur Rouen hielt sich noch, schlagfertig stets,
„Das feste Bollwerk unsrer Normandie,
„Deß starke Mauern trotzend widerstanden
„Dem Feinde, der ringsum sein Lager schlug.
„Zu sagen brauch' ich Euch, Herr Ritter, nicht,

„Wie manchen kühnen Ausfall wir voll Muth
„Verſuchten; zahlreich waren Rouen's Krieger.
„Vor allen Bürgern Einer war berühmt,
„Blanchard, dem Keiner glich an kühnem Muth.
„Er, die Mitbürger um ſich her verſammelnd,
„Entflammte jede Bruſt mit ſeinem Muth;
„Er hieß ſie ſchwören dem Allmächtigen,
„Dem frechen Feinde nie ſich zu ergeben.
„Dem Gott der Heere thaten ſie den Schwur;
„Wohl hätte uns auch der Belagerer
„Beginnen ſchmählich unterliegen müſſen,
„Wenn nicht der Feind, ausharrend voll Geduld,
„Laufgräben zog, Verſchanzungen aufwarf.
„Vergebens ſpähten wir, ängſtlichen Herzens,
„Von des Wartthurmes Höh' zum Seineſtrom,
„Und jeder fernern Woge weißer Schaum
„Im Sonnenlichte ſchien ein weißes Segel,
„Das uns zu Hülfe eilte; aber ach!
„Kein weißes Segel zeigte ſich dem Aug'!
„Des Stromes Ufer waren rings beſetzt;
„Der Feind ſtand mit der Hungersnoth im Bund.
„Wie ſank das Herz mir, wenn ich in der Nacht
„Heimtrug des nächſten Tages karges Mahl!
„Ihr Fremdlinge, ihr wißt nicht, was das iſt,
„Des Hungers gierighohlen Blick zu ſeh'n!
„Noch immer, Hülf' erwartend, kämpften wir,
„Doch wurde nicht mehr Kraft der Kraft entgegen
„Geſetzt, und Tapferkeit der Tapferkeit;
„Nein! nur des Feinds erbitterter Geduld
„Der Unſ'rigen verzweifelndes Ausdauern.
„Obſchon Urſino mit chriſtlichem Eifer
„Des Friedens Balſam uns einflößen wollte,

„War dennoch unſer Ehrgeiz, dem Geſchrei
„Der Schlacht und Todesröcheln wohlgefiel,
„Der heil'gen Stimme des Gebetes taub.
„So floh denn ein Tag nach dem andern hin,
„Und uns erklang kein Wort des Troſtes.
„Von unſern Wällen ſahen wir der wilden
„Irländer Räuberſchaaren, halbgekleidet,
„Halbmenſchen, halbgetauft, mit ihrer Beute
„Ankommen, hörten ihr ſchreckliches Jauchzen,
„Vermiſcht mit dem Geblök der müden Schafe
„Und dem Gebrüll der ſchwerbelad'nen Kühe.
„Im frohen Lager herrſchte ringsumher
„Der Überfluß, uns aber ſtanden hoch
„Im Preiſe eckelhafte Lebensmittel,
„Und in den Straßen unſ'rer Stadt erſcholl
„Des Hungertodes ſterbendes Geröchel
„Und das Gewinſel nahrungsloſer Kinder,
„Das gierigwilder Eigennutz des Elends
„Empfindungslos und ungerührt vernahm.
„O hätteſt unſ're hagern Glieder Du
„Geſehen, junger Krieger, unſ're bleichen
„Verfall'nen Wangen, unſ're hohlen Augen,
„Dir hätt's geſchienen, Rouen müſſe als
„Ein leichtes Opfer fallen, und doch kämpften
„Wir tapfer und großherzig. Blanchard ſprach
„Stets von des Feindes Muth und von Harfleurs
„Unglücklicher Bevölk'rung, in die Welt
„Hinausgeſtoßen ohne Dach und Fach,
„Dürftig und nackt, indeß der mitleidsloſe
„König am Altar kniete und mit frevlem
„Gebet Gott dankte, während das durch ihn
„Vergoſſ'ne Blut empor zum Himmel dampfte.

„Blanchard hieß uns bedenken auch,
„Wie wenig Schonung Jenen ward zu Theil,
„Die ſich ergaben auf der Ebene
„Von Aguincourt, gleich Caens edlen Söhnen,
„Die er mit kaltem Blute tödten ließ.
„Dann theilt' er ſeine ſchmalen Biſſen mit
„Den Darbendſten, und legte uns an's Herz,
„Standhaft zu tragen unſers Elends Qual.
„Damit in dieſes bittern Elends Drang
„Nicht Alles möge untergehen, ward
„Von unſern Führern der Entſchluß gefaßt,
„Die Weiber und die Kinder, Krank' und Alte,
„Und Alle, die dem Kriegswerk nutzlos waren,
„Hinweg zu ſchicken und ſie dem Geſchick
„Zu überlaſſen. Ach! das Alter, welches
„Sonſt Leid' und Freude längſt verſcholl'ner Jahre
„In einen Traum verwandelt, deſſen wir
„Uns kaum zur Hälfte noch erinnern können,
„Es ließ das Bild von jener Schreckensſtunde
„In meines Herzens tiefſtem Grund zurück.
„Als unſ're Weiber, plötzlich nun zu Witwen
„Geworden, uns umſchlangen, und das Ächzen
„Der Angſt die Abſchiedsworte unterbrach,
„Da ſtöhnte ſelbſt der fromme, würd'ge Prieſter,
„Indem er, Gott für uns um Stärke bittend,
„Uns tröſtete, wir würden einſt im Himmel
„Uns wiederſehen; dann verwünſchte er
„In ſeines Herzens wilder Bitterkeit
„Den König, ihn, der kein Erbarmen kannte.
„Hinzogen nun die Schaaren der Elenden;
„Mein Weib und meine Kinder — ach! ſie ſchritten
„Hinaus zum Thore, dann ward es geſchloſſen.

„Was iſt der Menſch, daß er des Elends Ächzen
„Vernehmen kann und nicht mitfühlt die Qual?
„Warum erſchuf uns der allgüt'ge Gott
„Kriegsgeißeln, die an Schlachten ſich ergetzen?
„Ich dacht', es lebt auf dieſer Erde nicht
„Ein Herz, ſo hart, daß es ein hungernd Weib
„Um einen Biſſen Brot ſchrei'n könnte hören
„Und nicht vom Mitleid ſich durchdrungen fühlte.
„Und doch — — als die Hinausgeſtoß'nen ſich
„Dem Lager näherten, befahl der König,
„Der mitleidsloſe Heinrich, ſeinen Kriegern,
„Die unglückliche Menge zu verſcheuchen.
„Die trieben ſie zurück bis an die Wälle,
„Und ach! es ſtarrte ſtrenger Winterfroſt.
„Wir konnten ihnen keinen Schutz gewähren.
„Taub blieb der Feind dem Schmerzenruf der Greiſe;
„Er fühlte kein Erbarmen für die Bitte
„Der Mutter, der das Kind am Buſen ſtarb!"

Die gottgeſandte Jungfrau fuhr empor
Von ihrem Sitz, rief aus: „Die Alten und
„Die Kranken! Ach — die Mutter und ihr Kind!
„Und dennoch tödtete kein Blitz den Mann?" —

„Als wir (ſprach Bertram) einen Herold ſandten,
„Für die Hülfloſen ſeine Gnade zu
„Erfleh'n, umzog ſein hartes Angeſicht
„Ein noch viel härt'res Lächeln bittern Spottes,
„Und er erwiederte das Fleh'n mit Hohn.
„Ich, ſtehend auf dem Wall, betrachtete
„All die unglücklichen Verſtoßenen,
„Und dachte, Heinrichs Herz, hart wie es war,
„Es würde bei dem Anblick dennoch ſchmelzen.

„Und ſo ſtand ich die ganze Nacht hindurch.
„Nachtlüfte brachten mir ihr tiefes Stöhnen;
„Es wurde immer ſchwächer; eiſig blies
„Der rauhe Winterſturm; es wurde ſchwächer
„Und immer ſchwächer, endlich Alles ſtill;
„Von Zeit zu Zeit ſchrie eine Mutter auf,
„Wenn ihr das Kind in ihren Armen ſtarb,
„Ein Schrei des Wahnſinns, den ein Schrecken faßt.
„Von dieſer Stund' an ſchaute ich mit dumpfer
„Gleichgiltigkeit auf's Weltgetümmel, und
„Ertrug mit eines lebensmüden Herzens
„Krankhaftem Dulden Elend jeder Art.
„Als der Verräther übergab die Stadt,
„Als Feindesſchaaren durch zerſtörte Straßen
„Siegtrunken über faule Leichen ſchritten, —
„Mich kümmerte es wenig! Einmal nur
„Fühlt' ich des Schmerzes ganze Bitterkeit,
„Als auf des Königs blutigen Befehl
„Der tapfere Blanchard enthauptet ward.
„Als er dem Todesbeil den Nacken bog,
„Da dankte er noch einmal ſeinem Gott,
„Der ihm die Kraft zur Pflichterfüllung gab.
„So ruhig ſtarb der Held! Ich aber lebe
„Einſam und freundlos, ein Unglücklicher,
„Der Labſal nur noch in der Hoffnung fühlt,
„Verſammelt bald zu ſein bei ſeinen Vätern,
„Bald dort zu ſein, wo uns kein Frevler quält
„Und wo die Müden ruhen werden!“ —

In dem romantiſchen Gedichte: „Die Verwünſchung des Kehamas“ (the Curse of Kehama) behandelt Southey einen Stoff der indiſchen Mythe. Der europäiſche Dichter zeigt ſich hier ganz als Orientale; er hat ſich mit ſeinem Gegenſtande ſo amalgamirt, daß dieſes Gedicht wie eine Überſetzung aus dem Sanskrit erſcheint. Es gründet ſich auf den unter den Hindus herrſchenden Glauben, daß dem Gebete, verbunden mit Büßungen und Opfern, ohne Rückſicht auf die Perſon des Lebenden und den guten und böſen Zweck desſelben, die Kraft inwohne, die Götter zur Gewährung zu zwingen. „Solche Gebete (ſagt Southey in der Vorrede zu dieſem Gedichte) ſind gleichſam auf die Götter ausgeſtellte Wechſel, deren Saldirung dieſe nicht verweigern können. Die ruchloſeſten Menſchen, wenn ſie jenen Zweck ſich zum Ziele ſetzten, haben auf dieſe Weiſe eine Macht erworben, wodurch ſie ſelbſt den höchſten Gottheiten furchtbar wurden.“ —

Das Intereſſe der Handlung vereinigt ſich mit den intereſſanten Charakteren und Eigenſchaften der handelnden Perſonen, mit dem Glanz oder dem Schrecken der einwirkenden geiſtigen Weſen, und mit der Scenerie, um dieſem Gedichte eine hinreißende Macht zu geben. Der Dichter läßt uns bald auf der Erde, bald in einem Reiche des Lichtes über den Sternen, bald in dem Gebiete der ewigen Nacht unter den Fluten eines eigenen Oceans wandeln; er führt uns in das Padalon, das indiſche Todtenreich, mit ſeinen, von acht Göttern bewachten acht Thoren: er führt uns empor in das Swerga, das Paradies Indra's, des Beherr-

ſchers der Elemente, und auf den Himmelsberg Calaſey. Wir erblicken den hochmüthigen Deſpoten Indiens, ihn, den furchtbaren Kehama, ausgerüſtet mit einer beinahe der Göttermacht ähnlichen Kraft; wir erblicken einen Unglücklichen, welchen die ſonderbarſte Verwünſchung in die ſonderbarſten Schickſale verwickelt, aus welchen er, dem frevelhaften Fluche gleichſam zum Trotze, als Sieger hervorgeht; wir erblicken ein umherwanderndes, racheathmendes Geſpenſt, eine böſe Zauberin, einen guten Genius in himmliſcher Schönheit, ein Mädchen, hold und rein, mit einer Engelsſeele, gute und böſe Geiſter im ewigen Streit, den Triumph der kindlichen Liebe, und die hohe Lehre, daß Herzensreinheit, Kraft des Glaubens und Vertrauen auf die Fügungen des Himmels allen Leiden, allem Böſen obſiegen, und das Gute ſeine Seligkeit in ſich und durch ſich ſelbſt findet, endlich, daß die Liebe unzerſtörbar durch dieſes Leben wandelt, jenſeits des Grabes aber in ihrer unſterblichen Glorie auflebt.

Die Handlung des Gedichtes iſt in Kürze die Folgende: Arvalon, der einzige Sohn des allgewaltigen Kehama, wurde getödtet von Ladurlad, einem Landmann, deſſen ſchöner Tochter Kailyal er Gewalt anthun wollte. Das Gedicht beginnt mit der Beſchreibung von Arvalens prächtiger Leichenfeier. Kehama läßt den Ladurlad und ſeine Tochter, indem noch der Scheiterhaufen lodert, vor ſich bringen. Er hat geſchworen, furchtbare Rache an ihnen zu nehmen: Kailyal flieht in dem Augenblicke, da ſie von den Trabanten des Despoten ergriffen werden ſollte, zu einem, am Ufer des Ganges nächſt der Begräbnißſtätte

ſtehenden Bildniß Marriataly's, der Schutzgöttin der Armen, welches ſie, Hülfe ſuchend, mit der Kraft der Verzweiflung umſchlingt. Vergebens ſuchen die Trabanten ſie wegzureißen; das Bildniß ſtürzt, auf Geheiß der beleidigten Göttin, ſammt dem umſchlingenden Mädchen und den Schergen, in die Fluten des Stromes. Kehama ſpricht hierauf, in Wuth entbrannt, über den unglücklichen Ladurlad jene gräßliche Verwünſchung aus, von welcher das Gedicht ſeinen Namen hat. Ladurlad ſoll durch den Zauber dieſer Verwünſchung unverwundbar und unverletzbar, auch aller Gewalt und Einwirkung der Elemente unzugänglich ſein, und weder der Krankheit, noch dem Alter erliegen; dagegen aber ſoll kein Waſſer ihn zu näſſen, keine Luft ihn anzuwehen vermögen; er ſoll ſein ganzes Leben hindurch ſchlaflos bleiben, und ein wildes Feuer ſoll ihm unaufhörlich im Herzen und im Gehirne glühen. So lautet die furchtbare Verwünſchung:

Dir ſchade weder Holz noch Stein,
Schade weder Feuer noch Flut;
Kein Schlangenzahn vergift' dein Blut:
Dich tödte keines Raubthiers Wuth;
Von jedem Siechthum ſei befreit!
Dich drücke nie die Laſt der Zeit!
Und dennoch, Frevler, ſei verflucht!
Die Erde muß, gehorchend mir,
Jede Frucht verweigern dir.
Das Waſſer, mir nur unterthan
Soll nimmer deinem Munde nah'n;
Die Luft ſoll im Vorüberzieh'n
Scheu vor deinem Leibe flieh'n;

Sinkt der Thau zur Erde nieder,
Netz' er niemals deine Glieder;
Vergebens rufe du den Tod,
Dich zu befrei'n von Qual und Noth.
So lang Kehama herrscht auf Erden,
Sollst du nie frei von Leiden werden!
Des wilden Feuers Höllenschmerz
Erfülle dir Gehirn und Herz!
Nie schließe dir zu sanfter Ruh'
Ein Schlummer deine Augen zu!
Diesem Fluche sei geweiht
Von nun in alle Ewigkeit! —

Ladurlad irrt, vom Entsetzen getrieben, am Ufer des Ganges, auf dessen Wasserfläche er, seine Tochter, noch immer das Bild der Marriataly fest umschlingend, dahingleiten sieht. Eben die Verwünschung des bösen Kehama ist es jetzt, die ihm die Macht gibt, das theure Kind zu retten, indem die Fluten vor ihm entweichen müssen, und er nun die Bewußtlose an das Ufer trägt. Bald aber muß er in einer Reihe von Schreckniſſen das ganze Elend des auf ihm lastenden Fluches wieder fühlen. Schrecklich ist die Scene, da Arvalon's rachebrütender Geist dem unglücklichen Mädchen erscheint. Der gute Genius Erennia nimmt sie gegen den Unhold in seinen Schutz, da sie unter einem betäubenden Giftbaume Nachts eingeschlafen ist, und, von Todesgefahren umgeben, hülflos daliegt. Erennia, einer der schönsten unter den guten Geistern, welcher eben durch den mondlichten Nachthimmel dahin schwebt, erblickt die von Allen Verlassene, hebt sie, von Mitleid gerührt, empor,

und trägt ſie auf das Gebirg Himakut, wo Caſiapa, der Vater der Götter wohnt. Die Beſchreibung der Geſtalt des Erennia enthält Züge der zarteſten Schönheit:

Der Schwingen Farbe gleicht dem reinſten Winterhimmel,
Um Mitternacht, wenn alle Sterne flimmern,
Gleicht auch des Mittags tiefſtem Azurblau,
Das glänzendhell am Tage ſtrahlt.
Dies war die Farbe der geſchloſſ'nen Schwingen,
Wenn ausgebreitet, ſchimmerte das Licht,
In buntem Farbenwechſel
Den zarten Stoff durchleuchtend.
Jetzt glänzend wie die Roſe,
Wenn ſie, voll Reiz und Duft,
Geruch und Aug' zugleich entzückt,
Jetzt gleich dem edlen Rebenſaft,
Jetzt auch wie der Rubin
In ſeiner tiefſten Glut,
Dann hochentflammten Morgenwolken gleich. —

Von hier bringt er ſie, im Nachen des Himmels mit ihr dahinſegelnd, in den himmliſchen Garten des Indra, des Gottes der Elemente, die ihrem Beherrſcher einen Palaſt erbaut haben, in welchem ſie ihre ſonſt feindſeligen Kräfte einträchtig vereinen.

Gewäſſer bildet des Palaſtes Grund,
Die Wände ſind Gewäſſer,
Hier überwölbt mit Feuer,
Dort Feuer, überſtrömt vom Waſſer.
Feuerthürme, Feuerzinnen,
Erheben hochaufragend ſich
Um Waſſerkuppeln.

Regenbogen-Dome ruh'n
Auf Feuerſäulen,
Und Wolkenthürmchen ſtehen
Auf Flammendächern,
Und Wolkenpfeiler ſind
Mit Flammen rings umgürtet.
Hier regen raſtlos ſich die Elemente
In ſteten Wechſels ewigem Verkehr;
Verfolgt in Liebe und in Lieb' verfolgend,
Bekämpfen ſie ſich ewig hier,
Erneuernd ewig ihr geheimes Werk;
Die Theile wechſeln immerfort,
Doch bleibt das Ganze unverändert. —

Indeſſen hat Kehama, deſſen Hochmuth ſo weit geht, daß er ſelbſt den Göttern, die ihn fürchten, ihre Macht rauben, und Herr der Welt werden will, zu dieſem Zwecke bereits neun und neunzig Opfer geſchlachtet, jedesmal ein, von keiner Menſchenhand bezähmtes Roß. Mit dem hundertſten Opfer, welches er nun ſchlachten will, ſoll er das erſehnte Ziel erreichen:

Hoch ſteht die Sonne,
Nah iſt die Stunde;
Die dichte Menge, gierig,
Daß nichts das Opfer ſtöre,
Läßt in dem weiten Kreis
Das Roß nicht aus den Augen,
Rückt näher ſtets zuſammen,
Um es mehr einzuengen.
In langen Reihen ſteh'n
Vor der Tempelhalle
Kehama's Bogenſchützen

In einem weiten Raum,
Dorthin, sacht' vorwärts schreitend, treibt
Die Menge still das heil'ge Roß,
Und trennt sich dann, ihm Bahn zu machen.
Es stutzt, fährt auf, und wirft den Kopf
Nach allen Seiten hingewendet;
Doch überall, allüberall,
Erblickt es lange Menschenreihen.
Der Anblick jagt ihm Schrecken ein;
Noch fürchterlicher aber ist
Das Schweigen, welches ringsum herrscht;
Denn unter all der Menschenmenge
Regt sich kein Schall, kein Laut, kein Hauch.
Es wiehert; von den Mauern
Des Tempels wiederhalt sein Wiehern.
Im Tempel sitzt Kehama,
Auf seinem gold'nen Thron
Mit unverwandtem Aug',
Das dufterfüllte Feuer,
Das ihm die Zahl der Stunden mißt,
Mit hohem Ernst bewachend.
Zur Rechten und zur Linken ihm
Steht der Eunuchen Schaar,
Die Luft ihm zu erfrischen
Durch der Pfauenfedern Weh'n. —

Endlich ist der Augenblick gekommen. Kehama erhebt sich vom Throne; er nimmt das Opferbeil vom Altare, und schreitet hinaus:

In diesem Augenblicke springt
Plötzlich aus dem Volksgedräng',
Ein Mann hervor mit lautem Schrei;

Er faßt das Roß mit unheiliger Hand.
Tauſend Bogenſchützen drücken
Mit unfehlbarem Aug'
Die Pfeile ab; ſie füllen
Den Himmel, dennoch ſtürzt vergebens
Der Hagelregen:
Er, dem ſie gelten, iſt
Durch Hagelregen feſt,
Und allen Waffen trotzt ſein Leben.
Die Pfeile all', die ihn umziſchen,
Sie prallen von ihm ab, ſie fallen
Ohnmächtig, wie vor einer Demantrüſtung
Vor ihm zur Erde hin.
Kehama ballt in Wuth die Hand,
Sieht Jenen, wie er kühn
Des heil'gen Roſſes Mähne faßt,
Mit einem Sprung hinauf ſich ſchwingt,
Mit raſender Geberde,
Und mit des Wahnſinns Schrei
Umher im Kreiſe jagt und ſprengt.
Er wird ergriffen, hingeſchleppt
Zu Kehama's Füßen.
Welches Schickſal, welche Rache
Harret ſeiner nun von Ihm,
Der kein Erbarmen kennt?
All' die willfährigen Trabanten,
All' die Bluthunde lauern
Mit gierig glüh'ndem Blick,
Sie lauern auf den Wink,
Sie lauſchen auf das Wort,
Das ihn verdammt zum Feuertod,
In dem er ſterbe Glied für Glied,

Oder, ein gefoltert Aas, lebendig
Hoch aufgehangen, Speiſe werde
Des Himmels Vögeln und dem Ungeziefer.
Und gäb' erfinderiſche Grauſamkeit
Dem mitleidsloſen Herzen des Despoten
Noch einen ſchrecklichern Gedanken ein,
Sie ſteh'n bereit da, ein verruchtes Werkzeug,
Den frevelhaften Willen zu vollzieh'n
Mit frevelhafter Hand.
Ganz anders aber denkt die Menge;
Von Mitleid und von menſchlichen Gefühlen
Beherrſcht, verhält ſie ſtill und ruhig ſich.
Erſtickte Seufzer, unterdrücktes Aechzen,
Mancher geheime Fluch,
Manch herzliches Gebet
Steigt zu den Göttern auf
Um Rettung für den Mann. —

Kehama erkennt den Ladurlad. Grimm und Verachtung lodern in ihm auf, aber auch Beſchämung, und er ruft mit furchtbarem Lächeln: „Laßt ihn frei von hinnen ziehn!" — Seine Wuth zu befriedigen, der er, ſeines ſelbſt geſprochenen Zauberfluches wegen, gegen den Ladurlad nicht freien Lauf laſſen kann, ruft er ſeine Reiter, zehntauſend an der Zahl, und läßt Alle niederhauen, die es nicht gehindert hatten, daß Ladurlad in den Kreis hineindrang, und ſich des Opferpferdes bemächtigte. Um Mittag beginnt das Blutbad und endigt mit Anbruch der Nacht. Ladurlad entflieht und kommt auf den idylliſchen Schauplatz ſeiner Heimat zurück. Alles aber erinnert den Unglücklichen hier an die Gattin, welche ihm der Tod raubte, und an die Toch-

ter, welche ihm das böſe Schickſal entriß. Indem er eines Tages zur Göttin Marriataly betet und ſie um ihren ferneren Schutz für Kailyal bittet, vernimmt er plötzlich ein lautes, feindſeliges Hohngelächter.

Er blickt empor, blickt hin, wo aus der Luft
Das Hohngelächter zu ihm niederſchallt;
Und ſieh! Das Angeſicht
Des todten Arvalon
Erſcheint am klaren Himmelsblau,
Nichts als das Angeſicht,
Mit Lippen, von dem frechſten Hohn verzerrt,
Mit Augen, deren gelblich-blaue Glut
Der Schwefelflamme glich,
Verdüſternd, eh' ſie ganz erliſcht.

Dem unglücklichen Ladurlad eilt der Schutzgeiſt Erennia zu Hülfe. Das Geſpenſt entflieht. Erennia bringt den Vater in den paradieſiſchen Aufenthalt zu ſeiner Kailyal, wo Kehama's Verwünſchung keine Macht hat, und der arme Ladurlad, von ſeinen Leiden befreit, ſogar das Einzige, was ihm, um ſeine Glückſeligkeit vollkommen zu machen, fehlt, den Geiſt ſeiner Gattin, wieder findet. Ueber dieſe Seligkeit ſelbſt entzückt, ruft der Dichter aus:

O wie freveln Jene, die uns ſagen,
Die Liebe könne ſterbend je vergehn!
All' die andern Leidenſchaften
Entfliehn, vergehend mit dem Leben;
Denn ach! ſie alle ſind ein eitles Nichts.
Der Hochmuth kann im Himmel nicht,

Der Geiz nicht in der Hölle wohnen,
Denn irdiſch ſind der Erde Leidenſchaften,
Vergehen da, wo ſie geboren;
Die Liebe nur iſt unzerſtörbar,
Und ihre heil'ge Flamme
Lodert immerfort.
Sie kam vom Himmel,
Kehrt zum Himmel wieder;
Hienieden nur zu oft
Ein ſchlecht empfang'ner, ſchwer gekränkter,
Unzufrieb'ner Gaſt.
Verfolgt, mißhandelt, unterdrückt,
Wird ſie im Himmel erſt
Geläutert und bewährt,
Und findet dort der Ruhe Vollgenuß.
Hier ſäet ſie mit Sorg' und Müh',
Die Zeit der Ernte kommt erſt dort. —

Vater und Tochter genießen hier des reinſten Glückes
en eine fromme ſtarke Seele fähig iſt, denn

Der Glaube war ihr Troſt,
Der Glaube ihre Stütze.
Feſten Muths vertrauten ſie,
Das Leiden werde ſchwinden,
Die Tirannei erliegen,
Das Uebel ſich in Gutes wandeln. —

Indeſſen hatte ſich Arvalon's böſer Geiſt an eine böſe
überin gewendet, die ihm zu neuen Freveln behülflich zu
i verſpricht, ein Weib —.

Lieblos und ungeliebt als Mädchen,
Der wurmzernagten Roſe gleich,

Die ungepflückt am Stengel welkt;
Ihr Herz war voll von Leidenschaften,
Die nie das schöne Ziel erreicht,
Das die Natur dem Weibe setzte.
Voll von Gefühlen, die aufwuchsen,
Zur Reife aber nie gelangten,
Voll unbefriedigter Begierden,
Voll unerfüllter Hoffnungen,
Voll Gram, der sie zur Rach' aufreizte:
Und dieser Elemente Zwist,
In ihrem Innern rastlos gährend,
Riß sie zu allem Bösen hin.
Sie hasset alle Männer, weil
Geliebt sie wurden.
Und so, voll Grimm, Haß und Verzweiflung,
Versuchte sie die Hölle selbst,
Sie zu versuchen, gab sich gar
Den bösen Luftdämonen Preis,
Die nach Gelüst umher sich treiben,
Auf böse Thaten stets erpicht,
Jede leblose Form annehmen,
Die irgendwo sie finden, sei's
Der Leichnam eines Menschen,
Der Leichnam eines Thiers,
Als böses Werkzeug für den bösen Geist.
Und diesen gab die Zauberin sich Preis,
Um sich durch sie am menschlichen
Geschlecht zu rächen, und ward so zugleich
Ihre Meisterin und ihre Sklavin;
Jene aber, ihr zu dienen
Nimmer müde, stets gehorchend,
Wurden eben so zugleich
Ihre Sklaven, ihre Meister. —

Kehama hat endlich das hundertſte Opferroß geſchlachtet, und dadurch Göttermacht errungen. Nun kann Erennia den beiden Unglücklichen keinen längeren Aufenthalt in der Himmelslaube der Seligkeit gewähren; er bringt ſie in dem Himmelsſchiffe wieder auf die Erde in eine einſame ſchöne Gegend,

Auf eine ſonnenhelle
Waldumkränzte Wieſe:
In ihrer Mitte ſtand
Ein alter Banianbaum,
Ehrwürdig anzuſchauen,
Wie er ſein hohes Haupt,
Geſtützt von fünfzig Säulenſtämmen,
Ueber all' die Fläche
Weithin verbreitete.
Mancher lange Schößling,
Gerade, wie ein Senkblei
Sich zur Erde ſenkend,
Drang, wurzelſchlagend, in den Grund.
Einige der niedern Zweige,
Die in ihrem Weg ſich kreuzten,
Hielten ſie erfaſſend feſt,
Und umſchlangen in verworr'nen
Windungen wie Ringe ſich,
Manchmal ſanft geſchwungen
Von der Lüfte Anflug;
Jüng're Zweiglein hingen unbewegt,
Gleich dem Tropfſtein, der in Höhlen
Vom Geklüft ſich abwärts ſenkt.
Unter'm Laubdach ruht
Ein weicher Raſen, unentſtellt

Von Neſſeln und von Dorngeſträuch;
Durch die dichte Blätterkrone ſchimmert
Wechſelreich des Lichtes Farbenſpiel.
Einem Tempel glich das Ganze ſo,
Daß ein frommes Herz ſogleich
Drang zum Beten in ſich fühlte.

In der Folge gelingt es der böſen Zauberin Lorinite endlich, ſich des Schutzgeiſtes Erennia zu bemächtigen, und ihn in einer, einſt herrlichen Stadt, welche von den Fluten verſchlungen wurde, und nun in ihrer ungeſtörten, aber menſchenloſen Herrlichkeit auf dem Grunde des über ihn dahinwogenden Meeres ſteht, in dem Grabe ihres Gründers und Beherrſchers, des mächtigen Königs Baly, gefeſſelt zu verſchließen. Kailyal iſt troſtlos. Ladurlad allein vermag den wohlwollenden Genius zu retten, indem eben der auf ihm laſtende Fluch, kraft deſſen das Waſſer vor ihm weichen muß, ihm es nun möglich macht, durch die Fluten vom abhängigen Ufer in den Abgrund der See zu ſteigen. Kailyal bleibt, der Rückkehr des Vaters ängſtlich harrend, in einer, dem Geſtade nahe liegenden Felſenhöhle zurück. Impoſant iſt die Beſchreibung der großen alten Stadt, von welcher man einen Theil ſelbſt über dem Meere erblickt:

Im Glanz der Mittagsſonne ſchimmern
Die gold'nen Giebel der Paläſte
Durch's Grün hervor, das zwiſchen ihnen wogt,
Denn all' die Dome, all' die Zinnen,
Sie ragten über's Meer empor,
Ein Anblick, der mit Wehmuth füllt:

Wohl mag der Schauende erkennen,
Welche Wunderwerke hier
Die Meerflut überwältigend verſchlang,
Da Monumente ſolcher Art
Die Zeugen ſind der alten Herrlichkeit.
Dicht am Rand des Oceans
Widerſtand, in Felſen eingehau'n,
Manches Tempels Rieſenkraft
Aller Brandung mächt'ger Wogen,
Die nur mit vergeblicher Gewalt
Gegen ihn anſtürmten;
Einſam ſtanden nun die Tempel,
Die einſt freudig wiederhallten
Von Geſang und Saitenſpiel,
Und von Opfertanzesreih'n.
Nun flieh'n Jahrhunderte dahin,
Und, ach! es hallt kein and'rer Laut,
Als der Fluten dumpfes Brüllen,
Die raſtlos an das Ufer rollen,
Und der Winde heiſch'res Brauſen,
Die durch öde Höhlen zieh'n,
Und mit düſt'rer Wogen Klage
Ihren Trauerhall vereinen.

Ladurlad durchſchreitet die ſtumme Herrlichkeit der todten Stadt, kommt endlich in die Begräbnißhalle der Könige, findet hier den gefeſſelten Schutzgeiſt, beſiegt ſeinen Wächter, ein furchtbares Ungeheuer, und befreit ihn, indem der Geiſt des großen Königs Baly dem Befreier ſelbſt zu Hülfe kommt, und den böſen Geiſt Arvalons in den tiefſten Abgrund der Erde ſtürzt. Kehama ſelbſt vermag es nicht,

den Sohn zu retten. Dieſer Gewaltige, beſiegt von der Macht einer leidenſchaftlichen Liebe, erbietet ſich gegen die ſchöne Kailyal, für ihre Gegenliebe den ausgeſprochenen Fluch vom Haupte ihres Vaters zurück zu nehmen. Kailyal, weit entfernt, ſich darüber zu betrüben, dankt vielmehr dem Himmel für den Verluſt einer Gabe, die ihr ſelbſt und ihrem Vater ſo viele und ſchreckliche Leiden verurſacht hat.

Erennia iſt indeß bis zum Throne des Gottes Schiva emporgedrungen, was noch keinem Geiſte gelungen war, aber —

Die Seelenkraft, die ſeine Schwingen ſtählt,
Der ſtarke Wille, allbeſiegend,
Des feſten Glaubens Innigkeit
Und der Liebe Heiligkeit,
Sie ſtützen ihn, ſie tragen ihn empor. —

Dem Schutzgeiſte erſchallen endlich von Schiva's Throne die entſcheidenden Worte:

Ihr, die ihr duldend leidet,
Geht hin zu Yamens Thron!
Heilmittel findet ihr bei ihm
Für jedes Weh,
Und was hienieden unrecht iſt,
Wird recht durch ihn. —

Dieſem Befehle gemäß kommt Erennia mit Ladurlad und Kailyal in das Reich des Yamen, des Beherrſchers der Hölle und Richters der Todten, in deſſen Verwahrung der Amreta, Trank der Unſterblichkeit, ſich befindet. Dieſe Reiſe in die Unterwelt veranlaßt eine Reihe von Beſchreibungen, welche Kraft und Kühnheit mit dem Reize der Neuheit ver-

binden. Indeß hat Kehama ſich durch ſeine Zaubermacht des Himmels bemächtigt, und kommt nun, gerüſtet mit den Attributen eines Gottes, in die Unterwelt, um auch hier den Thron zu beſteigen. Schon hat er nach einem kurzen Kampfe den Yamen beſiegt, ſchon will er ſich auf deſſen Thron ſetzen, welchen drei feurig glühende Statuen an den drei Ecken auf ihren Schultern tragen; die vierte Stütze fehlt. Kehama ruft den Dreien zu: „Wer ſeid ihr? und warum ſind hier nur euer Drei? — Die erſte Statue antwortet, ſie habe als gefühlloſer Menſch einſt Schätze auf Schätze gehäuft, und ſei deshalb verdammt, hier ewig ihre Laſter zu beweinen. Die zweite: Sie habe als Tyrann und Eroberer die Menſchen gequält, und müſſe nun ihre Verbrechen hier unaufhörlich bereuen. Die dritte: Sie habe die Menſchen zum Glauben an falſche Götter verführt. „Und ſieh!" — ſpricht ſie:

Wir ſind noch immer ach! nur unſer Drei.
Ein Vierter muß noch kommen, unſ're Qual
Zu theilen, und der vierten Ecke Laſt
Auf ſich zu nehmen, damit Yamens Thron
In ſeiner Herrlichkeit erhaben prange;
Er muß uns Schuldbelaſteten
Gleich ſein an Schuld. Kehama, komm!

Kehama erwiedert die ſchauderhafte Aufforderung mit Hohngelächter, und will neuerdings die zitternde Kailyal zwingen, mit ihm aus dem Becher der Unſterblichkeit zu trinken, und die Herrſchaft der Welt mit ihm zu theilen. Sie erwiedert:

Du biſt allmächtig, und die Welt
Liegt unter Deinen Füßen;
Doch wiſſe: das entſchloſſ'ne Herz,
Der tugendhafte Wille — ſie ſind frei!
Nie, Rajah, nie kann zwiſchen Dir und mir
Gemeinſchaft ſein.

Kehama entgegnet:

Noch einmal leg' ich's dringend Dir
An's Herz, nur einmal noch;
Erblicke hier den gold'nen Thron!
Hier ſollſt Du mir zur Seite ſitzen.
Nimmſt Du als Kehama's Braut,
Willig Deinen Platz hier ein,
Lege ich der Erde Reiche
Unter Deines Vaters Füße,
Beſtimme ihn zum Herrn und König
Der Sterblichen.
Wo nicht, ſo ſoll er allſogleich,
Als des Thrones vierte Stütze
Aechzend hier und jammernd ſteh'n,
Und kein Flehen, kein Gebet
Soll zur Gnade mich bewegen.

Nun befiehlt Kehama, den Amretabecher (den Trank der Unſterblichkeit) zu bringen, welcher in einem Marmorgrabe aufbewahrt liegt, dem er zuruft:

„Oeffne, Grabmal dich, und gib
Deinen Schatz ſogleich heraus!" —
Gehorſam ſeinem Wink und Ruf,
Regt ſich das Todesmonument,
Und thut ſich auf.
In ſeiner Marmorwölbung liegt

Ein ungeheures Gerippe.
„Gib mir den Becher!“ ruft Kehama.
Die Worte des Befehls genügten.
Die gräßliche Gestalt erhob
Sich allsogleich aus ihrer Ruh',
Ausstreckte das Gerippe sich,
Ausstreckte sich ein Riesenarm,
Und reichte des Kehama Hand
Den Becher hin, und sprach
Mit hohlem Ton: »Nimm hin und trink!
Für Dich und für Kailyal
Ist er bestimmt, für euch allein
Aus allen Menschenkindern.“ —

Während Kehama aus dem Amreta-Becher trinkt, rufen die drei glühenden Statuen wieder:

„Kehama, komm'! Wir harren
Deiner schon zu lange.“ —

Der Unglückliche weiß nicht, daß die Beschaffenheit des Trankes sich verändert, je nachdem der Trinkende gut oder böse ist. Er will dadurch unsterblich werden; er wird es auch, aber nur zu seiner ewigen Qual. Indem nun die Glut endloser Leiden sein Innerstes durchströmt, erglüht auch sein Körper wie geschmolzenes Gold. Die drei Glutgestalten erheben bei diesem Anblicke ein fürchterliches Jubelgeschrei:

„Komm', Bruder, komm'.
Wir harren Deiner schon zu lang.
Nun tragen wir nicht länger mehr
Allein ungleiche Last.

Komm', Bruder, komm'!
Wir ſind nun unſer Vier." —

Erliegend der Gewalt des Schickſals, welches ihn auf dieſem Punkt erreichen ſollte, gibt er den Becher dem Beingerippe zurück, nimmt die leere Stelle der vierten Glutgeſtalt ein, und Yamen beſteigt den Thron. Das Beingerippe heißt nun auch Kailyal vom Becher trinken, den Willen des Himmels zu erfüllen, und ihr Schickſal zu erwarten. Gehorchend ergreift ſie den Becher mit zitternder Hand. Furcht und Erſtaunen durchſchauern ihre Seele, aber die Hoffnung ſiegt. Sie läßt ſich auf ihre Knie, erhebt die Augen, aus welchen fromme Thränen hervorquellen, zum Himmel und ſpricht:

„Ihr Himmelsmächte kennet meinen
Schuldloſen Willen, kennet wohl
Meines Herzens Reinheit auch.
Ihr lenket Alles, was da iſt;
Wozu ſoll mir die Furcht?" —
Sie ſprach's und trank.
Das Aug' der Gnade ſtrahlt auf ſie. —

Indem ſie in heiliger Entzückung kniet, löſ't ihr irdiſches Weſen ſich ſchmelzend auf, nur das himmliſche bleibt: der Geiſt und die Liebe, zur höchſten Vollkommenheit geläutert. Erennia ruft in der Fülle ſeines Entzückens aus: „Nun biſt Du mein auf ewig!" — Und Yamen ſpricht:

„Tochter der Erde,
Nun des Himmels Kind!
Wandle hin mit Deinem
Irdiſchen Gefährten,

Dem Genoſſen Deiner
Ew'gen Seligkeit,
Dich in des Paradieſes Lauben,
Dich in endloſer Wonne zu erfreu'n!" —

Kailyal, die Schüchterne, zögert, dem Gebote des Gottes zu gehorchen; ihr Auge zum Vater hingewendet, ſtreckt ſie nach ihm die Arme aus: Yamen ſpricht tröſtend zu ihr:

„Blicke nicht nach ihm zurück
In der bangen Trennungsſtunde!
Wiederfinden wirſt Du ihn
In Deiner Mutter Himmelslaube."

Ein Wolkenwagen trägt ſie und den Schutzgeiſt empor. Yamen blickt mit ſegnendem Lächeln auf Laburlad.

Sanft, wie ein Kind, das ſich,
Von keinem trüben Bild geſtört,
Von keiner Sorge Qual gedrückt,
Von langem Spiel ermüdet,
Hinlegt, und ſchlummert, eben ſo
Sank Laburlad hin in ſanfte Ruh.
Selig ſei Dein Schlummer,
Noch ſeliger ſei Dein Erwachen; —
Und ſieh'! Ein Himmelsmorgen brach
Aus dieſer Nacht hervor;
Und gold'nes Himmelslicht
Umſtrahlte ſein Erwachen.
In der Gattin Himmelslaube
Fand er Alles, was er liebte
Um ſich nie davon zu trennen. —

Das romantiſche Gedicht: „Thalaba, der Zerſtörer," in zwölf Geſängen, iſt in Strophen von ungleicher Zahl und Länge, in reimloſen Verſen geſchrieben, deren Rhythmus und Kolorit wechſelt, je nachdem der Inhalt es jedesmal fordert. Dieſes Gedicht hat eine wahrhaft orientaliſche Glut, ſowohl in den Bildern und Beſchreibungen, als auch in der Schilderung der Charaktere, und in den Gemälden der Lokalität und des Koſtums. Intereſſante Epiſoden und ſeltſame romantiſche Ereigniſſe erhöhen den Reiz der ſchönen, phantaſiereichen Dichtung.

Der erſte Geſang zeigt uns eine unglückliche Mutter, die mit ihrem Söhnlein Thalaba, dem Helden des Gedichtes, durch die arabiſche Sandwüſte in der feierlichen Stille einer Sommernacht flieht, und bald dem Uebermaße ihrer Leiden und Beſchwerden erliegt. Thalaba iſt nur durch die Fügung des Himmels den Händen des Mörders entgangen, eines Magiers, welcher ſeinen Vater Hodeirah getödtet hat, und das verruchte Werkzeug eines Bundes von böſen Magiern iſt, welche die unter dem Meeresgrunde liegende Höhle Domdaniel bewohnen, und Hodeirah's Stamm vernichten wollen, weil aus demſelben der Zerſtörer ihres böſen Bundes hervorgehen ſoll. Ein guter alter Araber findet den kleinen Thalaba in der Wildniß, nimmt ihn zu ſich, und erzieht ihn zugleich mit ſeiner engelſchönen und engelreinen Tochter Oneiza. Thalaba vermält ſich mit ihr, ehe er noch ſeine Beſtimmung, die Zerſtörung des frevelhaften Magier-Bundes, erfüllt hat, und muß ſie eben deswegen ſchon am erſten Morgen nach der Vermälung

wieder verlieren. Ueberraſchend ſchließt der ſiebente Geſang nach der Beſchreibung der Hochzeitfeier mit den Worten:

Wer ſchreitet aus der Hochzeitkammer?
Azrael iſt's, der Todesengel!

Dieſe Liebe und Thalaba's Kampf mit den Magiern und den böſen Dämonen, unter deren Schutz ſie und ihre Mitgehilfinnen, die böſen Zauberinnen, ſtehen, bilden den Hauptgegenſtand des Gedichtes, welches mit dem Siege des Reinen und Guten endet, indem der muthige Kampfheld Thalaba bezwungen iſt, wo er dann, nachdem er ſeine Beſtimmung erfüllt hat, mit ihnen unter den Trümmern der zerſtörten Zauberwerkſtätte zu Grunde geht, ſich aber als Sieger mit dem Geiſte der Geliebten vereinigt.

Einige Partien mögen hinreichen, den Leſer mit der Schönheit dieſes herrlichen Gedichtes auch im Detail näher bekannt zu machen.

Die Zauberhöhle der Magier.

(Im zweiten Geſange.)

In Domdaniels düſtern Höhlen
Unterm Grund des Oceans
Verſammelten die Meiſter ſich
Der böſen Zauberkunſt.
Vor ihnen in dem Nachtgewölb,
Erhoben angefacht vom Boden
Zehn Zauberflammen ſich.
Abdaldar rief:
„Geheime Flammen, lodert fort,
So lange noch ein Sprößling lebt,
Von Hodeirah's furchtbarem Stamm'.

Dieſe Stunde iſt beſtimmt,
Sicherheit und Schutz zu ſchaffen
Dem Bund der Nacht.“ —

„Sie brennen düſter! (rief Lobada)
Sie brennen düſter, zucken ſchon;
Okba hebt den Todesarm;
Sie zucken, ſie erlöſchen ſchon.“ —

„Verflucht ſei ſeine raſche Hand!“
Rief die böſe Zauberin
Khawla, zornentbrannt:
„Verflucht ſei ſeine raſche Hand!
Nur acht der Flammen ſind erloſchen!“ —

Eines neugebornen Kindes Haupt
Stand an einer Seitenwand der Höhle;
Khawla hat es einſt ergriffen
In der Stunde der Geburt,
Und geriſſen vom Genick.
Dies ſtand auf einer gold'nen Platte,
Bezeichnet mit dem Namen eines
Unreinen Geiſtes. Leichendunkel waren
Die Wangen, leichendunkel war die Haut
Auf dem kahlen Schädel, blau die Lippen;
Nur die Augen hatten Leben,
Schimmerten mit Dämonsglanz.

„Sag' mir,“ ſprach Khawla: „iſt das Feuer,
Das uns, des Zaubers Meiſtern
Verderben droht, erloſchen?“ —
Die todten Lippen regten ſich, und ſprachen:
„Das Feuer, das uns, des Zaubers Meiſtern,

Verderben droht, brennt immer noch.“ —
„Fluch, Okba dir!“ rief Khawla, als
Der Zauberer jetzt in die Höhle trat;
Er trug in ſeiner Hand den Dolch,
Noch warm vom kaum verübten Mord
An Hodeirah's Stamm'.
„Sieh dieſe unerloſch'nen Flammen!
Noch immer brennt das Feuer, welches uns,
Des Zaubers Meiſtern, noch Verderben droht.
Okba! warſt du falſches Herzens?
Okba! war dein Auge blind?
Dein Schickſal und das unſ'rige
Stand auf dem Spiel; wir glaubten, ach!
Dem Trug der falſchen Sterne, die uns ſagten,
Die günſt'ge Stunde würdeſt du ergreifen;
Du aber ließeſt aus der Hand
Die Zügel des Geſchicks; Fluch, Okba, Dir!“

Der Mörder ſprach: „Du, wohlerfahren
In den Geheimniſſen der Zauberkunſt.
Du kenneſt beſſer Okba's Seele.
Acht Stöße — jeder traf ſein Ziel —
That ich mit dieſem gift'gen Dolch,
Bedurfte keines zweiten nicht.
Du ſiehſt mich grimmig an, als glaubteſt du,
Es hab' am Willen mir gefehlt;
Als wüßteſt du es nicht, daß mir zweifache
Gefahr droht von Hodeirah's Stamm.
Je mehr der Gründe meinen Arm
Zum Todesſtoß begeiſterten,
Um ſo viel tiefer glüht mein Haß.
Du ſiehſt mich grimmig an, als hätt' mein Fehler,

Mein ſchlecht geführter Stoß, den Feind geſchont;
Die Sterne gaben es nicht zu,
Und euer Zauber war zu ſchwach für ihn,
Das Hauptziel unſ'rer Unternehmungen.
Befahlt ihr mir nicht, Alle ſie zu tödten,
Mit Stamm und Wurzel auszurotten?
Ich hörte Hodeirah's letztes Röcheln
Und ſeiner Kinder Todesſchrei;
Ich war bemüht, mein Werk raſch zu vollenden,
Doch die zwei Uebrigen
Von allen Lebenden des Stammes,
Umhüllte undurchdringlich eine Wolke,
Die meiner ſpäh'nden Augen ſpottete.
Ich wollte mit dem Dolch ſie unterſuchen.
Er ward zurückgeſtoßen,
Und eine Stimme rief:
„Laß ab, Sohn des Verderbens!
Du kannſt nicht ändern, was im Buch
Des Schickſals aufgezeichnet iſt!"

Khawla wandte ſich zum Todtenkopf:
„Sag' mir, wo des Propheten Hand,
Den uns beſtimmten Feind verbirgt?" —
Die Leichenlippen ſprachen wieder:
„Ich überblicke Land und Meer,
Durchſuche Erd' und Ocean;
Der Knabe weilt nicht auf dem Meer,
Die Erde trägt nicht ſeine Spur." —
Lobaba rief:
„Den uns beſtimmten Feind
Schützt eine höh're Macht. Sieh! Eine Flamme
Brennt dunkler, wankt, erliſcht!"

Sie wankte, ſie erloſch; nur Eine Flamme blieb,
Die bleich und bläulich auf dem Boden zuckte,
Die Finſterniß ſchien ihren Rand zu drücken;
Doch plötzlich ward ſie größer,
Und breitete, lichtangeſchwellt,
Sich immer weiter aus, und weiter,
Und nahm den Raum ein, wo vorher,
Die zehen Flammen alle ſtanden,
Und glänzte heller als ſie alle.
Beim Anblick dieſes böſen Zeichens
Erzitterten des Böſen Kinder,
Und Schrecken faßte ihre Seelen.
Das Feuer übergoß die Höhle
Mit ſeinem fürchterlichen Glanz;
Vom breiten Grunde wälzten ſich
Ströme wogend hoch empor,
Hell, wie der Sommerblitz, wenn er
In ſeiner Flammenglorie
Den nächt'gen Himmel überfliegt.
Des todten Hauptes Augen,
Die noch vor kurzem hell erglänzten
Wie Sterne aus der Finſterniß,
Verloren jetzt den Glanz.
Die Zaub'rer ſtarrten ſtumm einander an;
Verzerrt und ſchreckenbleich war jedes Angeſicht,
Wie ſich des Todten Antlitz zeigt
Bei einer Grabeslampe Schein.
Selbſt Khawla, ſie die grimmigſte
Der Zauberbrut, vermochte kaum
Des furchtbeklomm'nen Odems Hauch
Mühſam aus der Bruſt zu zieh'n.
Plötzlich dann entflammte Wuth

Des rothen Auges blut'gen Kreis,
Und ſie rief frevelnd: „Mahomed!
Groß iſt deine Allgewalt;
Doch könnte Eblis *) nimmer ſich
Dem Menſchen nähern, wäre er
Schön geſtaltet wie die Palme,
Rein und makellos geblieben,
Wie er kam aus Schöpfers Hand.
Du biſt mächtig, Mahomed!
Aber wer, vom Weib geboren,
Kann widerſtehen Eblis Macht?

Sie ſprach's, und hob die Knochenhand,
Wie Fehde bietend, gegen Himmel,
Streckt aus den langen, dürren Finger,
Und ſprach die Zauberworte laut.
Die Geiſter hörten ihren Ruf,
Und ſiehe! ihr dienſtbarer Geiſt
Steht plötzlich vor ihr da. Sie rief:
„Wo lebt der Knab', mit deſſen Leben
Dies Zauberfeuer immerfort
Gleichzeitig brennen muß?" —
Der Dämon ſprach: „Gebieterin!
Nicht auf dem Meer, nicht auf der Erde.
Den Ort, wo er verborgen iſt,
Vermögen Augen nur zu ſeh'n,
Die Allah's Thron und Glorie ſchau'n." —
„Bringe mir ſogleich das Haupt
Des todten Hodeirah her!

---

*) So nannte Mahomed den böſen Geiſt.

(Rief Khawla) Er wird's offenbaren."
Ein Augenblick — ſchon lag zu ihren Füßen
Hobeirah's Leichnam.
Seine Hand hielt noch das Schwert
Feſt in der Todesſtunde,
Und das Blut der Todeswunde,
War noch nicht geronnen.
Die Zaub'rin blickte auf den Leichnam
Mit einem Lächeln, welches ihre
Gräßlichen Züg' noch mehr entſtellte;
Sie rief: „Wo biſt du Hobeirah nun?
Mag deine Seel' in Edens Hainen,
Mag ſie am Throne Gottes ſein,
Du mußt jetzt meine Stimme hören,
Muſſt gehorchen meinem Ruf!"

Sie ſprach's, und murmelte den Zauberbann,
Den grauenvollen, den die Höll' in Furcht
Vernahm, der Himmel mit Entſetzen.
Wild rollten ihre Augenballen,
Alle Muskeln zuckten krampfhaft,
Die bleichen Lippen bebten; Khawla ſah's:
Im Herzen jubelnd, rief ſie aus:
„Prophet! erblicke meine Macht!
Sieh! ſelbſt der Tod vermag's nicht, deine Sklaven
Vor Khawla's Zauberſpruch zu ſchützen,
Sprich, Hobeirah, ſprich: wo iſt dein Kind?" —
Hobeirah ſeufzt' und ſchloß die Augen,
Als wollt' er in die blinde Nacht
Des Todes ſich verbergen. —
„Antworte mir!" rief ſie nochmal;
„Wo nicht, ſollſt du im wunden Leib

„Jahrhunderte der Qual durchleben!
Antworte mir, wo iſt der Knabe?“ —

„O Gott! o Gott!“ rief Hodeirah;
„Befreie mich von ſolchem Leben,
Von ſo furchtbarem Todeskampf!“ —
„Sprich!“ rief die Zauberin, und hob
Vom Boden eine Viper auf,
Und geißelt' ihm mit ihr den Nacken.
Das Ungeſtüm umſchlang
Den Leib mit engen Ringen,
Erhob ſein Haupt voll Wuth,
Und heftete in's Angeſicht
Den Todeszahn, und goß
In jede Wunde Gift.
Und doch vergebens! Allah hörte
Hodeirah's inniges Gebet,
Und Khawla's Wuth verſchwendte
All' ihre Zauberkraft auf eine Leiche.
Das Schickſalsfeuer lodert' auf,
Umhüllte rings den Leib mit Todesflammen,
Gebein und Fleiſch verzehrend.
Das Schwert allein, vom Feu'r umkreiſ't,
Blieb unverſehrt zurück.

Wo iſt der Knab', für deſſen Hand
Das Schickſal dieſes Schwert beſtimmt?
Wo weilet der Zerſtörer nun,
Der eines Tages ſchwingen wird
Das Schwert, umkreiſ't von Feuerflammen?
Verſuche nur, dem Fluch geweihte Brut,
Verſuche deine Zauber all'

Ihr Meiſter in der böſen Kunſt,
Sprecht murmelnd euern Höllenbann!
Ihr könnt des Menſchen Wohnung ſtürzen,
Ihr könnt die Felſenſchlünde öffnen,
Ihr könnt den Grund der Erd' erſchüttern,
Doch nun und nimmer Gottes Wort,
Könnt keinen Zug von d e m verlöſchen,
Was ſein heil'ger Wille ſchrieb! —

Der neunte und zehnte Geſang enthalten einen Reichthum von erhabenen und großartigen Naturgemälden. Ich hebe nur Eines derſelben aus, die Beſchreibung einer unendlichen Schneewüſte, in welche Thalaba auf ſeiner Wanderung nach der Zauberkluft von Domdaniel kommt.

Der Oſthauch weht ihm ins Geſicht,
Treibt Schnee und Hagel vor ſich hin.
Scharf iſt die Luft, ſcharf iſt der Wind;
Die Glieder ſchmerzen ihn,
Den Wanderer, vor Froſt,
Die Augen ſchmerzen ihn vom Schnee,
Und Herz und Geiſt erſtarren ihm.
Er blickt umher, ob nirgendwo
Sich eine Spur des Lebens zeigt;
Doch ringsum nichts als Himmel,
Nichts, als die weiße Wüſte,
Und einſam eine Fichte hie und da,
Die Zweige von der Laſt des Schnees gebrochen.
Schon mindern ſeine Leiden ſich.
Die Sinne, ſchmerzenſtumpf, erlahmen.
Matt und müde ſchleppt er ſich dahin;
Auf ſeinen Augen laſtet's ſchwer,

Und mühſam regt ſich jedes Glied;
Wie gern ergäb' er ſich dem Schlaf!
Noch iſt deine Ruheſtunde
Nicht gekommen, Thalaba!
Noch darf der Zerſtörer nicht
Sich der Schlaferquickung freu'n;
Nicht geendet iſt die Wand'rung,
Nicht zurückgelegt ſein Lauf.
Muthig fort auf deiner Bahn!
Am Ziele harret dein der Preis.

Ein Cederbaum iſt's *), welcher ihn
Aus ſeinem Todesſchlummer weckt;
Ein Cederbaum iſt's, deſſen Zweige,
Sonſt um den Stamm ſich rings ausbreitend
Wenn ſie den Druck der Schneelaſt fühlen,
Vereint in eine Spitze ſich
Zum Himmel heben, aufrecht ſtehend
In ihrer Kraft dem Sturm zu trotzen.
Dies lehrt, das wußte Thalaba,
Dies lehrte die Natur den Baum;
Er ſchüttelt ab, die Schläfrigkeit,
Und wird von Hoffnung neu belebt.
Nun ſank die Abendſonnenſcheibe,
Breit, hochroth, aber ſtrahlenlos,
Am glüh'nden Himmel nieder.

*) Die Cedern, insbeſondere die auf dem Berge Libanon, breiten ihre Zweige gegen die Erde parallel aus, und bilden damit eine Art von Sonnenſchirm; zur Zeit aber, wo der Schnee in ſolcher Menge fällt, daß ſie die Laſt nicht ertragen könnten und brechen würden, erheben und vereinigen ſich die Zweige ſo, daß ſie, um ſich gegen den Schnee wie gegen ihren Feind zu ſchützen, eine Art von Kegel oder Pyramide bilden.

Schneeflocken fielen durch das rothe Licht
Wie Feuer. Lauter sauf't der Wind,
Und jagt den Schnee wie Staub vor sich;
Der Schnee klebt an des Wandrers Haar,
Sein Hauch wird auf den Lippen Eis.

Gehorsam seinem Ruf, wallt Thalaba
Im bleichen Mondlicht, durch pfadlosen Schnee.
Der Morgen kam, doch er erweckte
Kein Aug' in dieser Einsamkeit.
Sein Schimmer übergoß mit Saffranfarbe
Der Wüste bleiches Kleid.
Der Abend kam, die glüh'nden Wolken färbten
Der Berge Reih'n mit ihrem Purpurstrahl;
Und nun erbleicht das westliche Gewölk,
Und auf die Öde sinkt die Nacht herab.
Der Jüngling sinkt auf seine Knie,
Und neigt sein Haupt zur Erd', und spricht
Zum Abendsegen sein Gebet;
Und als er aufstand, schimmerten
Die Sterne hell am Firmament;
Blau war der Himmel, und der kalte Mond
Goß seinen Glanz auf kalten Schnee.

O der Wonne! Endlich zeigen
Sich allmälich Lebensspuren.
Eine Föhre, ach, die erste,
Schlägt ihre Wurzeln in das Eis,
Dann wieder eine und noch eine;
Nun auch der Lärchenbaum,
Der seine Arme, sanft gebogen,
Zur Erde senkt wie Wogenfall.

Schon ſchimmert auch der Espe
Immer reges Laub
Grau an den unbewegten Äſten;
Die Pappel auch erſcheint
In wechſelreichem Grün,
Die Silberbuche, hell
Wie Pfauenfedernſchmuck.
O Lebensſpuren! Freudenfülle!
Von ſeiner Fährte naht das Reh;
Das kleine Hermelin erſcheint,
Der weiße Wanderer im Schnee;
Von jener Fichte hört man ſchon
Des Haſelhuhnes Flügel rauſchen;
Schon tönt der liebliche Geſang der Droſſel
Mit ihrer roſenrothen Bruſt.
O Wonne, über Wonne!
Die Winterwüſte ſchwindet
Und ringsumher erſcheinen
Grüne Büſche, grünes Gras,
Sträuche, hell von Beerenglut,
Und der Blumen Lieblichkeit.

Das Gedicht „Madoc" gründet ſich auf die folgende hiſtoriſche Sage: Beim Tode des Owen Gwyneth, Königs von Nord-Wales, im Jahre **1169**, ſtritten ſich ſeine Söhne um die Thronfolge. Yorwerth, der älteſte derſelben, ward für unfähig erklärt, weil er ein Brandmal im Geſicht hatte. Hoel, obſchon ein unehlicher Sohn, bemächtigte ſich auf kurze Zeit des Thrones; er wurde aber von ſeinem *Bruder* David, dem älteſten Sohne des verſtorbenen Königs

von einer zweiten Gemahlin, in einem blutigen Treffen geschlagen und getödtet. David bestieg hierauf den Thron, tödtete den Yorwerth, sperrte den Boldri in ein Gefängniß, und verbannte andere seiner Brüder. Madoc, um ferneren Bürgerkrieg zu vermeiden, und dem Hasse eines grausamen Bruders zu entgehen, verließ indeß das Reich, und segelte gegen Westen, um sich einen ruhigeren Wohnsitz zu suchen. Das entdeckte Land gefiel ihm; er ließ einen Theil der mit ihm Geflohenen daselbst zurück, und segelte nochmals nach Wales, um neue Abenteurer anzuwerben, welche er gleichfalls wieder mit sich nahm. Hierauf ward nichts Gewisses mehr von ihm vernommen. Einer Sage nach soll er sich in Amerika angesiedelt haben; zur selben Zeit sollen die Astekas, ein amerikanischer Volksstamm, ihre Heimat Astlan verlassen, ein neues Reich gegründet, und von ihrem Schutzgotte Mexitli den Namen Mexikaner angenommen haben. Das Gedicht setzt diese Auswanderung mit den Abenteuern des Prinzen Madoc in Verbindung, und zerfällt hiernach in zwei Theile. Der erste, überschrieben: „Madoc in Wales," erzählt, wie Madoc von Britanniens Küste absegelt, das Meer unter mancherlei Abenteuern durchschifft, und endlich in Amerika landet. Der zweite Theil: „Madoc in Astlan," schildert seinen Aufenthalt in Amerika, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, und erzählt, wie er diesen wilden Volksstamm besiegt, die blutigen Altäre der Götzendiener zerstört, dann triumphirend in ihren Tempeln das Kreuz aufrichtet.

Dieses Gedicht wurde bei seinem ersten Erscheinen im

Jahre 1805 *) im Edinburger Review bitter und ungerecht getadelt. Eine feindſelige Kritik legte demſelben viele Fehler zur Laſt, insbeſondere: affektirte Simplicität, erkünſtelte Begeiſterung, falſche Kraft, Weitſchweifigkeit ꝛc. Unbefangene rühmten dagegen, daß Southey in den Bardengeſängen, welche im erſten Theile dieſes Gedichtes vorkommen, den Oſſian, in manchen Stellen religiöſer Erhabenheit den Milton erreicht, und in den Naturgemälden der neuen Welt, ſo wie in den Beſchreibungen von den Sitten, dem Götzendienſte und den Kämpfen der Wilden, den Alonzo de Ercilla, Verfaſſer der Araucana, übertroffen habe.

Beide Theile des Gedichtes ſind reich an Schönheiten, deren ich nur einige wenige dem Leſer, welcher das Original ſelbſt nicht kennt, hier vorlegen will. Zu den ausgezeichneteren Partien des erſten Theiles gehört die folgende Beſchreibung einer Bardenverſammlung:

Der Platz, an dem ſie ſich verſammelten,
War eines Hügels hocherhabner Gipfel,
Von keinem Baum umlaubt, von keinem Pflug
Verletzt, von jeder Menſchenwohnung und
Von jedem Laut des Menſchenlebens fern,
Dem Auge und dem Hauch des Himmels offen.
Hier ward ein Kreis von Steinen einſt gepflanzt,
In frühſter Zeit hier die uralte Lehre
Von Barden an den Barden überliefert.
All jene, die Bewund'rung oder Ehrfurcht
Herführte, oder Liebe zum Geſang,
Sie ſtanden außerhalb der Steine Kreis.
Die Meiſter des Geſanges trugen

*) Die zweite Auflage erſchien im Jahre 1809.

Ein Kleid von himmelblauer Farbe,
Andeutend Wahrheit, Fried' und Einigkeit,
Dem Himmel gleich, der über eine Welt,
So voll des Argen, seinen blauen Baldachin
Mit ewig heitrem Glanze wölbt.
Im Kreis der Steine stand der Barden Chor
Auf grüner Erde unterm blauen Himmel,
In heil'ger Ehrfurcht Haupt und Fuß entblößt,
Ein Chor von Brüdern der Unsterblichkeit.
Hier unterm Aug' des Lichts, im Angesicht
Des Tags, begann das Bardenfest.
Ein bloßes Schwert ward auf den Bundesstein
Gelegt; hierauf erhob der Meister seine Stimme ꝛc.

Einen hohen Grad von Lieblichkeit hat das folgende Gemälde eines schönen Sommertages an und auf dem Meere:

Des Himmels Azur war von keinem Fleck
Entstellt; die segenreiche Sonne nur
In ihrer unnahbaren Herrlichkeit,
Nur sie allein durchwandelte
Voll Himmelsluft das Lichtgefild.
Wie schön hob unterm weiten Ätherblau
Das Spiel der Meereswogen sich empor!
Weithin nur eine lange Schimmerfläche;
Nur an des Ufers sanftgebog'nem Rand
Lag eine Farbe, jener gleich,
Wenn an des Pfaues Hals der schönste Schmelz
Von Gold, Smaragd und Amethyst sich zeigt.
Die Herden des Oceans sonnten sich;
Die Mewe stieg und fiel wie Wogenschaum;
Der Wasserrabe schwang sich hoch empor

Mit vorgeſtrecktem Hals, der Kiebitz trieb
Im Kreiſe ſich, und ſang ſein Jubellied.
Es war ein Tag, der aller Weſen Herz
Mit Sommerluſt erfüllt; von ihm gelockt,
Verließen ſelbſt die Schwärme der Inſekten
Geklüft und Dickicht, welches ſie verbarg.
Geſtad' und Felſen, Wälder und Gebirg,
Sie lächelten im frohen Sonnenſchein,
Theilnehmend an der allgemeinen Luſt. —

Ein ſchauerliches Nachtgemälde iſt die Scene, da ein Mönch dem Prinzen Madoc verräth, daß es beſchloſſen ſei, den Leichnam ſeines Vaters, des Königs Owen, auszugraben, und ihn auf ungeweihte Erde hinzuwerfen. Madoc kommt in das Kloſter:

Nacht war's; die Frevler ſtanden ſchon am Grab.
Ihr Werk beginnend, brachen ſie mit Karſt
Und Spaten in das Haus des Todes ein.
Schon haben ſie vom Marmorſarg
Die Eiſenklammern weggeſprengt,
Als ſie, von plötzlichem Geräuſch geſchreckt,
Auffuhren, und, vom Scheitel bis zum Fuß
In Stahl gehüllt, vor ihnen ſtand der Prinz.
Der Kerzen Schimmer fiel auf ſein Geſicht,
Denn offen war der Helm. Als ſie ihm nun
In's bleiche Antlitz ſchauten, bleich vor Gram,
Und ſeines Vaters Züge d'rin erkannten,
Da rüttelte ſie Furcht mit Fieberfroſt.
Das Grauen der entſetzten Phantaſie
Wich aber bald der Ahnung einer andern
Gefahr, da Madoc's Stimme ſie vernahmen.
Entfliehen wollten ſie; er aber rief:

„Steht! Keiner weiche, Keiner rege ſich!
Stoß ich nur Einmal in dies Horn, ſo hört
Das ganze Land den Schall, als rief' der todte
König Owen aus ſeinem Grab um Rache.
Nicht weichet, oder Keiner bleibt am Leben!
Die Thore ſind bewacht; ihr ſeid in meiner Macht." —

Das Crucifix nahm Balduin vom Altar,
Und hielt's dem Prinzen Madoc vor und rief:
Wer mich trifft, trifft auch den Gekreuzigten;
Laſſ' ab, wo nicht endloſe Qualen —"
„Friede!
Entweihe nicht das heil'ge Kreuz (ſprach Madoc)
Mit dieſer Hand, vom mitternächt'gen Frevel
Befleckt! Kein Leid befürchte Du von mir!
Sei klug, ſo bleibſt Du unverletzt.
Wär' Deine Frevelthat bekannt,
So würde David auf des Kirchthurms Spitze
Dich hängen, Speiſe dort zu ſein den Raben.
Gehorch' und lebe! Bringe feines Linnen
Und eine Kiſte, um hier wegzutragen
Der theueren Gebeine morſchen Reſt.
Ihr Andern fahrt in eurer Arbeit fort!"

Sie hoben auf ſein Wort vom Steingewölb
Den Sarg, und richteten den Todten auf,
Gehüllt in königliches Grabgewand,
Die Arme auf der Bruſt gekreuzt; ſo lag
Die Leiche, unverſehrt durch Spezerei
Voll Wohlgeruch. Dann hüllten ſie, auf Madoc's
Geheiß, den Leib auf's Neu' in Linnenzeug,
Die Falten zierlich an einander reihend,
Und legten ihn dann wieder in den Sarg,

Und füllten sorgsam jeden Zwischenraum
Zu Füßen und beim Haupt, daß fest er lag.
D'rauf schloßen sie den Deckel, welchen Madoc
Dreimal mit seinem Ring versiegelte,
Und sprach: „Bei Tagesdämmerung
Tragt dieses Kleinod in mein Schiff!
Des Vaters theueres Gebein soll ruh'n,
Wo einst das meinige auch ruhen wird
An seiner Seite. Er, der lebend seine
Und seines Landes Freiheit hat behauptet,
Sei auch im Tode frei!" —

Zu den schönsten Partien des Gedichtes gehört die folgende. Ocellopan, der Blutvergießer genannt, und Thalala, mit dem Beinamen: der Tiger des Krieges, zwei indische Häuptlinge, unternehmen einen nächtlichen Ueberfall, und überraschen im Gebiete des christlichen Lagers den Caradoc, einen schlafenden britischen Krieger, welchen Thalala zu opfern beschließt, um durch Menschenblut die Götter sich günstig zu machen, und seinem Volke den Sieg zu verschaffen. Er kriecht wie eine Schlange zu der Stelle, wo der schlafende Caradoc von seiner Heimat und vom blauäugigen Mädchen seiner Liebe träumt. Schon ist er im Begriffe, den Todesstreich zu führen, als plötzlich ein Morgenlüftchen, über Caradoc's Harfe hingleitend, himmlische Accorde erweckt. Der Wilde, von Erstaunen ergriffen, schaut rings umher; er sieht in der Nähe Niemand als den Schlafenden. Tiefes Schweigen herrscht. Plötzlich ertönen die ätherischen Klänge nochmal und verstummen plötzlich wieder. Da fühlt sich der Wilde zum ersten Male vom Entsetzen er-

griffen. Er glaubt, ein guter Genius wache über den Fremdling, und gibt seinen Mordvorsatz auf:

Schon zieh'n sie in der stillen Nacht dahin
Auf ödem Pfad, erreichen das Gebirg,
Und lassen an dem buschbedeckten Abhang
Im Hinterhalte lagern ihr Gefolg.
Sie selber steigen auf gewund'nem Pfad
Empor, bis sie die Höh' erreicht, die sich
Noch über das Gebirg des Briten hebt.
Hier standen sie und untersuchten erst
Beim Glanz des Mondes, der noch voll und hell
Am blauen Himmel hing, den jähen Abhang.
Jäh lag vor ihrem Blick der Felssturz da,
Die nackte Klippe, schwindelnd, schauerlich;
In ihrer Mitte gähnt ein tiefer Schlund,
Den noch kein Fuß betrat, kein Auge maß.
Der Adler baute horstend hier sein Nest.
Gebrochenes Geklipp und alte Wälder
Erschwerten nun die Pfade immer mehr,
Wie sie von Fels zu Felsen aufwärts klommen.
Wo Baumstamm, Aest' und Wurzeln ihnen trotzten
Auf ihrer Wand'rung voll Gefahr und Müh.
Nun angelangt am Eingang eines Thals,
Bedeckt mit dichtverworrenem Gesträuch,
Das hinzog sich um starrendes Gestein,
Da legten sie gestreckt sich auf den Boden.
Der Sterne Glanz erblich; des Glühwurms Leuchte
Erlosch; die Eule schloß den Nachtgesang.
Auf der Magnolia Wipfel kündete
Des Truthahns lauter Ruf den Morgen an.
Von Baum zu Baum verbreitete sich weit
Das Wachgeschrei, und immer weiter, bis

Ringsum die Waldgebirge wiederhallten.
Nun bricht der Morgen an; noch aber zeigt
Im Thau sich keines Menschenfußes Spur,
Und nirgends wird ein Menschenlaut gehört:
Ocellopan zuerst bemerkt, unfern
Von sich, gelagert unterm Obdach einer
Nur halbgedeckten Hütte, einen Fremdling,
Sanft schlummernd noch, und zeigt, hindeutend, ihn
Dem Thalala. Der Tiger blickt umher
Kein and'rer Mensch war in der Näh' zu sehen.

„Steig' ich hinab (sprach er), den Todesstreich
„Ihm zu versetzen? Niemand sieht die That.
„Wir haben heute Nacht den Göttern unser
„Vermischtes Blut geopfert, und mir däucht
„Sie bieten uns dafür ein Opfer jetzt,
„Das sie uns gnädig macht und Glück verheißt.
„Ich geh' hinab und tödte ihn." —

Er sprach's, und schlich wie eine Schlange hin
Zum Ort, wo Caradoc im Schlafe lag,
In sanftem Schlafe und in süßen Träumen
Vom Britenland und vom blauäugigen
Geliebten Mädchen. Thalala, der Tiger,
Stand über ihm, erkannte sein Schlachtopfer,
Und das Bewußtsein voller Rachemacht
Erfüllte mit boshafter Lust sein Herz.

„Einst (sprach er) bist Du meinem Arm entwischt;
„Wer aber, wer kann jetzt Dich retten?" —
Er hob den Speer; in diesem Augenblick
Flog an des Briten ungeseh'ner Harfe
Ein Morgenlüftchen säuselnd hin, und rührte
Die Saiten zu so süßer Harmonie,

Daß überirdisch schien der holde Klang.
Der Wilde unterläßt bestürzt den Wurf,
Blickt rings umher, sieht keine Menschenhand
In seiner Näh'. Horch! himmlische Musik
Ertönt von Neuem, schwillt, und stirbt dahin.
Da fühlt sein Herz zum ersten Male Furcht.
Er glaubt, ein Schutzgeist weile bei dem Fremden,
Und zieht sich scheu zurück, und flüstert leise
Dem Mordgefährten zu: „Ihn schützt ein Gott! —
„Vernahmst Du nicht den Schall, der in mich drang,
„Und machtlos über seinem Haupt
„Den Arm mir lähmte?“ —
Sein Gefährte sprach:
„War's nicht die Stimme Deiner eig'nen Götter,
„Um Dich zu stärken, und ihr Wohlgefallen
„An dieser That zu zeigen?“ — Thalala
Erwiedert: „Uns're Götter sprechen nur
„In Sturm und Dunkel; ihre Stimme ist
„Der Donner, durch den Himmel brüllend, oder
„Hinrollend unter uns, daß sich die Erde
„Erzitternd schaukelt, und der Menschen Söhne
„Vernichtung trifft. Dies war nicht Himmelsklang,
„Nicht Götterruf, uns zu ermuthigen;
„Entmannend drang er mir durch jedes Glied,
„Und spannte mir des Geistes Sehnen ab.
„Nicht kann ich, Blutvergießer, meine Hand
„Aufheben gegen diesen Mann! Fühlst Du
„Mehr Kraft in Deinem Herzen, thu' es selbst!“ —

Indeß erhob sich Caradoc vom Boden,
Der Rettung unbewußt. Das Tagsgeräusch
Begann, und schwoll zu immer lauterem
Getümmel, wie der Mensch sein Tagwerk anfing.

Das epiſche Gedicht: „Roderich, der Letzte der Gothen," iſt ein höchſt trauriges Nachtſtück, in welchem alle Leidenſchaften, ſelbſt die Liebe, in düſterer Geſtalt oder in wilder Glut erſcheinen. Man findet in dem Ganzen nicht Eine liebliche Partie, nicht Einen freundlichen Lichtpunkt. König Roderich ſelbſt ſchreitet, unerkannt wie ein Geiſt der Nacht durch das Labyrinth gräßlicher Ereigniſſe dahin. Dabei aber zeigen ſich Religioſität und Vaterlandsliebe in ihrer höchſten Exaltation. Die engliſchen Kunſtrichter nahmen es dem Dichter übel, daß in dieſem Epos ein ſo gewaltiger Geiſt des Katholicismus walte, ein lächerlicher Vorwurf, wenn man bedenkt, daß ſchon der Stoff des Gedichtes dieſes unerläßlich machte, indem es die Spanier, als eifrige Katholiken, den Mauren gegenüber ſtellte. Die Grund-Idee dieſer hiſtorich-romantiſchen Dichtung iſt erhaben, die Charaktere ſind mit den lebendigſten, oft glühendſten Farben geſchildert. Der Charakter des unerkannten, gefallenen Königs Roderich iſt grandios. Seine Büßung in der Wüſte, ſeine myſteriöſe Wiederkehr zu ſeinen Unterthanen, die Prüfungen während ſeiner Sendung zur Rettung des von den Mauren beherrſchten Vaterlandes, das Opfer, welches ſeine Ergebung ihm koſtet, der mächtige Einfluß ſeiner Gegenwart, wo immer ſie erſcheint, und die letzte Großthat ſeiner Tapferkeit und Begeiſterung, alles dies vereinigt ſich, ihm eine mehr als menſchliche Erhabenheit zu leihen. Die Charaktere des Grafen Julian und ſeiner Tochter Florinda ſind meiſterhaft gezeichnet, ihre Zuſammenkünfte mit dem Könige von ergreifender Wirkung. Adoſinda, die Judith

des Gedichtes, Ruſilla, Roderich's Mutter, deren fromme Thränen dem Sohne die himmliſche Krone erwerben, der hochherzige Pelayo, der edle Graf Pedro und ſein Sohn Alphonſo, endlich der gute Greis Severian, Roderich's Pflegevater, mit homeriſcher Einfachheit geſchildert, ſind herrliche Geſtalten voll Wahrheit und Leben.

Die Vorgeſchichte, auf welcher der Stoff der gegenwärtigen Dichtung beruht, zeigt eine lange Reihe ſchaudererregender Scenen. Die Feindſeligkeit der königlichen Familien des Chindasvintho und Wamba, vom Stamme der Weſtgothen, war eine der Haupturſachen, welche den Sturz Spaniens, und den Einfall der Mauren herbeiführte. Theodofred und Favilla waren die jüngeren Söhne des Chindasvintho. König Witiza, aus Wamba's Familie, blendete den Theodofred, tödtete den Favilla auf Antrieb ſeines Weibes, und lebte mit der Ehebrecherin. Pelayo, der Sohn des Favilla, nachher Gründer der ſpaniſchen Monarchie, wurde verbannt. Roderich, der Sohn des Theodofred, erhielt den Thron, blendete, um ſeinen Vater zu rächen, den Witiza, ſchonte aber deſſen Bruder und zwei Söhne. Endlich verführte Roderich Florinden, die Tochter des Grafen Julian, welcher nun, wuthentflammt, ein Feind ſeines Vaterlandes und ſeinem Glauben abtrünnig wird. Hiermit beginnt die Handlung des Gedichtes. Julian, der Verräther, hat die Mauren nach Spanien gerufen. Zahlreiche Scharen ſind angekommen. Vergebens kämpft König Roderich in der Schlacht mit dem Löwenmuthe der Verzweiflung. Die Mauren ſiegen. Roderich flieht in einer ſchrecklichen Nacht. Im

verödeten Kloſter einer einſamen Gegend trifft er den frommen Mönch Romano, und verweilt nach deſſen Tode daſelbſt ein ganzes Jahr in reuigen Bußübungen. Ein Traumgeſicht, worin er ſeine Mutter Ruſilla erblickt, bewegt ihn, ſich wieder zu bewaffnen und fortzuziehen. Er wandert nun auf eine ſchauerlich-grandioſe Art, ſich nie zu erkennen gebend, durch Gegenden und Städte, ſieht überall die Spuren der Zerſtörung und die ſiegreichen Mauren als Herren des Landes. In einer der zerſtörten Städte trifft er mit Adoſinda zuſammen. Beide ſchwören, ihr Vaterland zu befreien. Roderich geht nach dem Kloſter St. Felix, welches einſam im Gebirge liegt, und meldet dem Abte jenen Schwur. Von dieſem erfährt er, daß nur auf den Pelayo noch die Hoffnung der Rettung Spaniens zu gründen ſei, und daß viele der vornehmen Spanier in religiöſer und bürgerlicher Geſinnung abtrünnig geworden, und den Mauren zugefallen ſeien. Der greiſe Abt ſegnet den unerkannten König, mit dem Auftrage, die Abtrünnigen wieder für die Sache ihres Vaterlandes zu gewinnen, und ſich deshalb mit Pelayo zu beſprechen, welchen der mauriſche König, weil er ihn fürchtet, an ſeinem Hofe zurückhält. Roderich trifft den Pelayo im Grabgewölbe einer Kirche, am Sarge ſeines Vaters Theodofred, im härenen Bußkleide, das Haupt mit Aſche beſtreut, barfüßig, für die Seele ſeiner verſtorbenen Mutter betend. Pelayo entſchließt ſich zur Vertreibung der Mauren, und zur Annahme der ſpaniſchen Krone. Alphonſo (nachmals König von Spanien, ein Sohn des Grafen Don Pedro) ſchließt ſich dem Unternehmen an, wie auch Florinda,

die Tochter des Grafen Julian, welche, Hülfe ſuchend, zum Pelayo kam.

Die Vereinigten erreichen das Schloß des Grafen Don Pedro in dem Augenblicke, da er eine Schaar von Bewaffneten um ſich verſammelt hat, um ſie gegen die Mauren zu führen. Alphonſo erkennt ſeinen Vater, und gibt ſich ihm zu erkennen. Er wird zum Ritter geſchlagen, und Pelayo verſpricht ihm ſeine Tochter zur Gattin. Eine Schaar Mauren erſcheint plötzlich, greift die verſammelten Aſturier an, und wird in die Flucht getrieben. Alphonſo zeigt bei dieſer erſten Waffenthat echten Heldenmuth. Die Aſturier ziehen dem Feinde entgegen. Während ſie bei einem verödeten Schloſſe des Grafen Pedro ankommen, trifft daſelbſt nächtlicher Weile eine Schaar aſturiſcher Krieger ein, an ihrer Spitze Adoſinda; auch Ruſilla, Roderich's Mutter, und Florinda, die Tochter des Grafen Julian, kommen mit ihr. Adoſinda, die Heldin, hat mit ihrer Schaar einen Sieg über die Mauren errungen. Ruſilla und Florinda halten den König Roderich in ſeinem Bußgewande für einen Mönch; Beide bitten ihn zu beten, die Mutter für ihren todt geglaubten Sohn, als für ihn ſelbſt; Florinda für ihren abtrünnigen Vater. Dennoch vermag es Roderich nicht über ſich, ſich ihnen zu erkennen zu geben.

Indeſſen findet Pelayo ſeine Gattin, ſeinen Sohn Favilla und ſeine Tochter Hermeſinda in einer Höhle, wohin ſie ſich vor den Mauren geflüchtet haben; er wird durch

Roderich's Zuthun zum König ausgerufen. Nun folgt die herrliche Erkennungs-Scene zwiſchen Roderich, und ſeiner ihn ſegnenden Mutter; hierauf die grandioſe Scene, da Florinda mit dem unerkannten Roderich zu ihrem Vater, dem abtrünnigen Grafen Julian, in das Lager der Mauren geht, um ihn zu bewegen, daß er vom Heidenthume ablaſſe, und in den Schooß der chriſtlichen Religion zurückkehre. Es gelingt, und er kämpft gegen die Mauren. Verwundet wird er in eine Kirche gebracht, wo Roderich dem Sterbenden das letzte Abendmahl reicht. Nun folgt die entſcheidende blutige Schlacht. Pelayo, Graf Pedro, und ſein Sohn Alphonſo kämpfen heldenmäßig, aber ſie alle übertrifft Roderich. Das Gedicht ſchließt mit der gänzlichen Niederlage der Mauren; Roderich aber, der nun von allen erkannte Fürſt und Sieger, iſt verſchwunden. Zum Schluſſe will ich dem Leſer einige Glanzſtellen vorlegen.

Da der unglückliche Roderich im übelſten Zuſtande des Leibes und der Seele, in ſeinem Aeußern ganz verwildert, Spanien durchzieht, reicht ihm ein gutmüthiger Maure von dieſem Anblicke gerührt, ein Almoſen.

Der Menſchen ungewohnter Anblick macht
Den edlen König Roderich verwirrt:
Er ſchreitet mit entſtellten Mienen
Gleich Einem, fortgejagt von wildem Wahn,
Die Stadt hindurch. Wer ihm begegnet, wendet
Dem Wanderer ſich nach, und ſtaunt ihn an.
Nur Einer weilet, drückt ihm in die Hand
Almoſen, und verlangt dann in gebroch'ner
Gothiſcher Sprache ſeinen Segenſpruch.

Rodrich empfängt die milde Gabe
Mit einem Blick, als wär' der Geiſt abweſend;
Doch, wie ſein Auge auf die Münze fällt,
Erblicket der gefall'ne Fürſt
Sein eig'nes königliches Bild darauf.
Krampfhaft entfährt der Bruſt ein lauter Schrei,
Der erſt dem Lachen glich, doch bald
In dumpfes Stöhnen ſich verlor.
Der Muſelmann erſchrack bei ſolchem Ruf,
Pries Allah's Namen, und entfloh.
Ein Chriſtenweib ſaß ſpinnend an der Thür,
Erblickt' ihn, legte, vom Mitleid ergriffen,
Die Spindel weg, und eilte in das Haus,
Nahm Brot, und lief ihm rufend nach,
Gab in die ſchlaffen Hände ihm das Brot,
Und ſprach: „Erbarm' ſich Deiner Jeſu Chriſt!" —

Er hört ihr zu, mit einem Blicke, gleich
Dem Blick' der Blödheit, ſtand, und ſtarrte vor ſich;
In Thränen dann ausbrechend, weint' er wie
Ein Kind, erleichternd ſich dadurch das Herz,
Zum Berſten voll anſchwellender Gedanken.

Erſchütternd iſt die Scene, da Roderich mit Adoſinda unter den Ruinen Auria zuſammentrifft, wo die Heldin die Leichen ihrer von den Mauren ermordeten Aeltern, des Gatten und eines Kindes bewacht und begräbt:

Im Staube liegen die geſtürzten Mauern:
In gräßlichem Ruine, ſchwankend ſteh'n
Die Thürme und die Tempel ringsumher,
So ſchwarz und nackt, wie ſie die Flamme ließ.
In allen Straßen, mit den friſchen Trümmern

Des Krieg's beſä't, lag Helm und Turban, Schwert und Säbel,
Und Chriſt und Maure, in vermiſchtem Tod,
Ein jeder auf der Stelle, wo er fiel.
Blutklumpen krachten wie der trock'ne Schlamm
Zurückgetretner Flut; dazwiſchen lagen
Die halb verbrannten Leichen, aus der Ferne
Anlockend zur verruchten Speiſ' den Wolf,
Den Raben und den herrenloſen Hund.

Da fühlte Rod'rich ſich von Fieberſchauer
Und Seelenſchmerz ergriffen; Todesſchweiß
Trat auf die Stirn; bald aber ſchwanden ſie,
Und es erhoben ſich an ihrer Stelle
Bewunderung und Freud' und feſte Hoffnung,
Im innigſten Verein mit Zorn und Haß
Und heil'ger Racheglut, und er rief aus:
„Du edles Volk! ihr tapfern Krieger all!
Ihr fielt als echte Gothen, treu
Bis zu dem letzten Augenblick,
Geſchlagen, doch im Tode unbeſiegt.
Geſegnet ſeien eure Heldennamen,
Und ewig lebe euer Ruhm
Und euer heiliges Andenken!" —
Indem er alſo ſprach mit lauter Stimme,
Schritt, von dem Schall gelockt, ein Weib
Aus den Ruinen zu ihm hin.
„Gewähre (ſagte ſie), bei Chriſti Lieb',
Dein Mitleid mir und deine Hülfe!" —

Des Weibes Stimme, ihre Wort' und Blicke,
Ergriffen Rod'richs Herz mit noch mehr Schrecken,
Als alle die Zerſtörung rings umher,

Denn, sprach auch die Verzweifelnde
Mit dumpfem, hohlem Ton aus tiefer Brust,
So strömte doch nie eine süß're Stimme,
Begeistert ihre Hymnen himmelwärts.
An ihren Händen klebte Blut,
Mit Blut befleckt war ihr Gewand,
Von Blut und Staub entstellt ihr Angesicht,
Und dennoch gaben Schönheit, Majestät,
Anmuth und Jugend der Gestalt
Und jeder Miene holden Reiz;
Nun aber hatte in den starren Zügen
Die herbste Qual sich festgesetzt,
Entsetzlicher noch als der Tod. —
Sie leitete ihn durch die Straßen hin
Zu einer Stelle, wo vier nied're Mauern,
Roh aufgeführt aus der Ruinenmasse,
Einschlossen einen engen Raum.
Vier Leichen lagen auf der Erde hier,
Sorgfältig hingelegt, doch ganz entstellt
Durch Wunden und gestocktes Blut. Zuerst
Lag ein ehrwürd'ger Greis, zur Seite ihm
Ein holdes Weib von mittlerm Alter,
Dem, hätte hier nicht Mörderhand gewürgt, —
Natur und Zeit noch manches Lebensjahr
Zudachten. Jenen nahe lag ein Krieger,
Auf seiner Brust ein Kind, das mit
Gekreuzten Armen er umschlossen hielt.
„Hier (sprach sie, fest in Mienen, Blick und Ton)
Hier liegen Gatte, Kind und Aeltern,
Mein Alles! Diese schwachen Hände
Vermochten's nicht, die Erde aufzugraben,
Ein and'res Grabmal ihnen zu bereiten.

Es sei! Ist die zerstörte Stadt doch selbst
Ein weites Grabmal der Bewohner nun.
Wo fänden sie denn wohl ein besseres,
Ein würdigeres Monument?
Bedeck', o Erde, nicht ihr Blut!
Und ihr, o sel'ge Geister dieser Helden,
Und der gemordeten Unschuldigen,
Laßt nimmer enden euer Wehgeschrei
Am Throne Gottes, bis der Ewige
Für all' die beispiellosen Frevel
Der Rache volles Maß gewährt!" —

Ehe wir von dem Dichter Robert Southey Abschied nehmen, müssen wir noch bei seinen kleineren Dichtungen verweilen. In den Eklogen der Botanybay, wohin England seine Verbrecher deportiren läßt, eröffnet Southey eine neue Art und Scene der idyllischen Dichtung, welche von der bisher gekannten, die uns nur Bilder der Unschuld und der ländlichen Einfalt vor die Augen stellt, ganz abweicht, und uns das Gegentheil, den Auswurf der Menschheit, vom Vaterlande ausgestoßene Verbrecher zeigt. Diese Eklogen erhalten aber ein höheres Interesse dadurch, daß die Unglücklichen, die wir hier erblicken, jetzt ihre Verbrechen abgebüßt haben, von ihren Lastern gereinigt sind durch Leiden und Reue, und sich als moralisch geläuterte Wesen mit ruhiger Ergebung in das traurige Schicksal ihrer Vereinsamung und Abgeschiedenheit fügen.

Neben diese Eklogen stellt der Dichter einige heimat*liche Idyllen* auf Englands vaterländischem Boden, die sich

in ihrer einfachen und treuen Darſtellung ländlicher Sitten unſerer Zeit den Voßiſchen nähern, und, was bei dieſer Dichtungsart nicht häufig der Fall iſt, innige Theilnahme erregen.

Die Sonette athmen Wärme und Zartheit der Empfindung.

Ich hebe von den vielen nur Eines aus, das Sonett an das Feuer:

My friendly fire, thou blazest clear and bright,
Nor smoke nor ashes soil thy grateful flame:
Thy temperate splendour cheers the gloom of night.
Thy genial heat enlivens the chill'd frame.
I love to muse me o'er the evening hearth,
I love to pause in meditation's sway;
And whilst each object gives reflection birth,
Mark thy brisk rise, and see thy slow decay:
And I would wish, like thee, to shine serene,
Like thee, within mine influence, all to cheer;
And wish at last, in life's declining scene.
As I had beam'd as bright to fade as clear:
So might my children ponder o'er my shrine
And o'er my aches muse, as I will muse o'er thine *).

*) Mein freundliches Feuer! Du leuchteſt hell und klar, und weder Rauch noch Aſche trübt deine dankbare Flamme; dein milder Glanz erfreut das Dunkel der Nacht, und deine holde Wärme belebt die erſtarrte Geſtalt. Gerne weile ich ſinnend über dem Abendherd, überlaſſe mich gerne im ruhigen Schweigen der Nacht der Betrachtung und während jeder Gegenſtand Nachdenken erzeugt, bemerke ich dein raſches Auflodern und dein allmäliges Erlöſchen. Wie ſehnlich wünſche ich, heiter zu glänzen wie du, und Alles, worauf ich einwirke, zu erfreuen wie du!

Wir finden auch viele schöne Balladen tragischen Inhalts, bald im reichen Schmucke und blühendem Kolorite, bald sehr einfach und rührend; auch poetische Erzählungen, unter diesen mehrere komische und humoristische.

An Oden voll Kraft und Feuer, an Liedern voll Innigkeit ist ein Reichthum vorhanden; z. B. die Ode an den Schrecken, die Gedichte an eine Spinne, an eine Biene, an den Regenbogen, der Morgennebel, die Klage des Armen u. a.

Wie gewaltig beginnt z. B. die Ode an den Schrecken:

Dark Horror! hear my call!
Stern Genius, hear from thy retreat
On some old sepulchre's moss-canker'd seat
Beneath the Abbey's ivied wall
That trembles o'er its shade;
Where wrapt in midnight gloom alone,
Thou lovest to lie and hear
The roar of waters near,
And listen to the deep dull groan
Of some perturbed sprite
Borne fitful on the heavy gales of night! *)

Und zuletzt, wenn des Lebens Scene schwindet, wie sehnlich wünschte ich dann, so hell gestrahlt zu haben, wie du; so klar zu vergehen wie du! O möchten meine Kinder so an meinem Sarge weilen, und sinnen über meiner Asche, wie ich über der deinigen.

*) Düstrer Schrecken! höre meinen Ruf!
Finst'rer Genius! höre mich
In deinem öden Aufenthalt,
Auf eines alten Grabes mooszernagtem Sitz,
Dort an des Klosters Epheumauer,
Die über ihren Schatten zittert,
Wo, in die Dunkelheit der Mitternacht

Wie lieblich ſpielt dagegen das Gedicht an den Regenbogen:

Loveliest of the meteor-train,
Girdle of the summer-rain
Finger of the dews of air,
Glowing vision fleet as fair,
While the evening shower retires
Kindle thy unhurting fires,
And among the meadows near
Thy refulgent pillar rear:
Or amid the dark-blue cloud
High thine orbed glories shroud,
Or the moisten'd hills between
Bent in mighty arch be seen.
Through whose sparkling portals wide
Fiends of storm and darkness ride.

Like Cheerfulness, thou art wont to gaze
Always on the brightest blaze;
Canst from setting sun deduce
Varied gleams and sprightly hues;
And on louring gloom imprint
Smiling streaks of gayest tint. *)

Gehüllt, du gerne einſam weilſt
Und liegend horchſt dem Toſen naher Wäſſer,
Dem leiſen, dumpfen Aechzen eines
Aus ſeiner Ruhe aufgeſtörten
Geſpenſtes, plötzlich hingetragen
Vom ſchaurigen Nachtlüftchen!

*) Lieblichſtes Luftgebild,
Gürtel des Sommerregens,

Nicht so fruchtbar, wie Southey, doch in seiner Art nicht minder ausgezeichnet, ist Samuel Rogers, geboren zu London im Jahre 1762; der Sohn eines reichen Banquiers daselbst, übernahm er das Geschäft des Vaters, der keine Kosten für die Erziehung und geistige Ausbildung des, einer solchen Sorgfalt höchst würdigen Jünglings gesparrt hatte. Eine gewählte Gesellschaft gleich edler Freunde vollendete die schöne Entwicklung des jungen Genius, der schon im Jahre 1786 ein Bändchen lyrischer Gedichte, die ersten Früchte eines reifen Geistes, herausgab, unter welchen sich vorzüglich das Gedicht „der Aberglaube" auszeichnet, worin

---

Finger voll Himmelsthau,
Glühende, flüchtige, schöne Erscheinung!
Entzünde, wenn der Abendregen endet
Dein Feuer, das unverletzend brennt
Und erhebe über dem Gefild
Deines Pfeilers Lichtgestalt,
Oder hülle deines Schimmers
Hochgewölbte Glorie
In die dunkelblaue Wolke,
Oder neige deinen mächt'gen
Bogen auf benetzte Hügel,
Durch dessen funkelndes Portal
Des Sturmes und der Dunkelheit,
Feindliche Geister sich bewegen.

Dem Frohsinn gleich, bist du gewohnt,
Dir stets den hellsten Punkt zu wählen;
Kannst von der untergeh'nden Sonne
Einsaugen Glanz und bunte Farben,
Und brütendes Nachtdunkel lächelnd
Mit heitern Streifen hold bemalen,

dieſer in ſehr charakteriſtiſchen, nach der Zeitfolge völkerweiſe geordneten Gemälden dargeſtellt wird.

Der Dichter läßt uns in einzelnen Bildern die ſchrecklichen Wirkungen des Aberglaubens bei den Wilden am Nordpol, in den Sandwüſten Indiens, an Schottlands alter Küſte, in Egypten, dem Lande der ſogenannten Weisheit, auf den Gebirgshöhen der perſiſchen Magier, in Delphi's düſterm Orakelhain, und im Nachtrevier galliſcher Druidenfeier ſchauen, führt uns dann in Jeruſalems Heiligthum, zeigt uns die aufgehende Sonne des Chriſtenthums, den wohlthätigen Einfluß der chriſtlichen Religion, und ſchließt das Gedicht mit entzückender Erhabenheit voll von himmliſchem Troſte.

Im Jahre 1792 erſchien ein größeres Gedicht in zwei Abtheilungen: „Die Freuden der Erinnerung" (the Pleasures of Memory) welches Aufſehen erregte, und allgemeinen Beifall fand. Der glückliche Stoff erweckte ſchon an und für ſich die ſchönſten Anklänge in jeder Menſchenbruſt, und ſprach um ſo mehr an, als das ſorgfältig ausgearbeitete und mühſam gefeilte Gedicht das Reinmenſchliche im Leben ſo ſchön heraushebt, und jene Umſtände, Verhältniſſe und Scenen in ſehr gelungener Weiſe ſchildert, die, wenn ſie auch oft unbedeutend ſind oder ſcheinen, doch von jedem beſſern Menſchen im Heiligthume der Erinnerung aufbewahrt wurden, ſo daß ſie im Greiſe noch belebende Strahlen einer längſt verſchwundenen Frühlingsſonne werden. Wollte man etwas daran tadeln, ſo könnte es nur ein hie und da merkbarer Mangel an Kraft ſein, welcher jedoch

wohl nur daher rührt, daß der Dichter, übermäßig besorgt für die Reinheit der Sprache und die Schönheit des Versbaues, zu ängstlich daran feilte, und, nicht zufrieden mit seinen eigenen unaufhörlichen Verbesserungen, überdies auch seine Freunde häufig zu Rathe zog, um Änderungen vorzunehmen. Man versichert, noch kein Dichter habe auf ein Gedicht von gleichem Umfange so viel Mühe und Zeit verwendet. Für die kleineren Mängel des Gedichtes werden wir aber durch entzückende Schönheiten so reich entschädigt, daß wir in Rogers, den Dichter bewundernd, den Menschen lieben, der uns, voll Erfahrung und voll Lebenswärme zugleich, die holden Schattengestalten einer lieben Vergangenheit und die ewigtheuern Jugenderinnerungen, selbst an lebloſe Gegenstände, aus der Vorzeit unſers Lebens bis in die kleinſten Züge mit den feinſten Pinſelſtrichen ausmalt, und sie in den treuesten Bildern vor der Seele vorüberziehen läßt. Was er spricht, muß in jedem unverdorbenen Herzen wiederklingen, dessen geheimste Falten ihm nicht verborgen sind.

Im Jahre 1798 gab Rogers ein zweites Bändchen Gedichte heraus, denen im Jahre 1812 ein erzählendes Gedicht in zwölf Gesängen: „Die Reise des Columbus," folgte. Zwei Jahre darauf erschien, in einem Bändchen mit Byron's „Lara" vereinigt, Rogers „Jaqueline," eine gefällige, liebliche Erzählung, die aber, gegen das ergreifende Produkt des kraftvollen feurigen Byron einen sonderbaren Kontrast bildend, verdunkelt wurde.

Den nächsten Platz nach den „Freuden der Erinnerung" *nimmt* das Gedicht: „Das menschliche Leben" ein, zwar von

geringem Umfange, aber ein vollendetes Werk in seiner Art, welches uns den Spiegel unserer eigenen Gedanken, Gefühle und Erfahrungen vor die Seele stellt, indem es, den ganzen Mikrokosmus unsers Innern entwickelnd, und die heilige Oriflamme unsers edelsten Wesens vortragend, den Menschen auf seiner Reise durch das Leben, von der Wiege bis zum Sarge schildert, welche, mit dem vom Kirchthurme eines Dorfes herabschallenden Glockengeläute und der Tauffeier beginnend, Kindheit, Jugend, Mannesalter, Liebe, Heirat, häusliche Leiden und Freuden, Krieg und Frieden, Thatkraft und ruhige Abgeschiedenheit mit festen Umrissen darstellt.

Einer Reise durch Italien verdankte der, im Jahre 1820 gedruckte Cyclus von Gedichten, „Italien" betitelt, das Dasein. Rogers kann mit Recht der Dichter der Natur und der Wahrheit genannt werden; er ist auch unter den neueren britischen Dichtern einer der beliebtesten und gelesensten. Seine vorzüglichsten Werke gehören der didaktischen Gattung an. Die meisten Lehrgedichte älterer und neuerer Zeit sind ohne Zweifel vorzüglich aus dem Grunde verunglückt, und ungünstig oder kalt aufgenommen worden, weil sie nur allgemeine Wahrheiten und Vorschriften in zierliche Verse eingekleidet, kein subjektives Interesse erregt, nur zum Verstande gesprochen, und die Empfindung vernachlässigt haben. Will der didaktische Dichter ergreifen, so muß er vom Allgemeinen in das Individuelle eingehen, subjektiv und lyrisch sein, und es wird ihm gewiß gelingen, die Gemüthskräfte des Lesers in Bewegung zu setzen, das

Herz zu erwärmen, und hinzureißen wie Rogers und Lamartine.

Zierlichkeit und Anmuth zeichnen Rogers poetiſche Werke eben ſo vortheilhaft aus, wie ſeinen Charakter, in dem die Reizbarkeit ſeines Temperamentes durch die liebenswürdigſte Gutmüthigkeit gemildert wird. Insbeſondere ſoll ihm eine gewiße dignitas cum otio eigen ſein, welche ſeine Energie etwas niederdrückt, und ſeinen Geiſt in einem gewiſſen Grade von Unthätigkeit hält, ein Geiſt, welcher, wenn er dem Glücke weniger zu verdanken hätte, und auf die eigenen Hülfsquellen angewieſen wäre, Größeres geleiſtet haben würde.

Mit Lord Byron und dem dramatiſchen Dichter Sheridan lebte Rogers in inniger Verbindung. Den Letztern, verlaſſen und in der dürftigſten Lage, unterſtützte der ſehr wohlhabende Rogers eben ſo reichlich als edelmüthig.

Thomas Campbell wurde im Jahre 1777 zu Glasgow in Schottland geboren, als der Vater ſich ſchon dem ſiebenzigſten Lebensjahre näherte. Schon als neunjähriger Knabe fing er ſeine erſten poetiſchen Verſuche an; mehrere dieſer Erſtlinge werden von ſeinen Freunden in Schottland noch aufbewahrt. In ſeinem zwölften Lebensjahre beſuchte er die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo er im Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache alle Mitſchüler übertraf, mehrere Preiſe erhielt, und ſich vorzüglich durch poetiſche Paraphraſen der griechiſchen Dichter, insbeſondere des Aeſchy-

lus, Sophokles und Ariſtophanes auszeichnete. Von Glasgow begab er ſich nach Argyleſhire, wo er eine Hofmeiſterſtelle in einer angeſehenen Familie erhielt. Die romantiſche Gebirgsgegend ſeines neuen Aufenthaltsortes entflammte ſeinen poetiſchen Genius noch mehr, indem er hier, am Ufer brauſender Waldſtröme einſam dahinwandelnd, und über rauhe Felſen kletternd, entweder ſelbſt dichtete, oder die Geſänge anderer Dichter laut deklamirte.

Von Argyleſhire zog er nach Edinburgh, wo ſein ſchönes Talent bald die vollſte Anerkennung fand, und ihm die Bekanntſchaft berühmter Männer erwarb. Damals ſchrieb er als Jüngling von zwanzig Jahren ſein poetiſches Meiſterſtück: „Die Freuden der Hoffnung" (the Pleasures of Hope), ein Werk, welches den Verlegern im Verlaufe von zwanzig Jahren jährlich zwei bis dreihundert Pfund, dem Verfaſſer aber anfangs nur ein Honorar von zehn Pfunden eintrug, bei den wiederholten Auflagen aber erhöht wurde.

Nach drei Jahren unternahm Campbell eine Reiſe nach dem Continent, und verweilte auch einige Zeit in Deutſchland, wo er mit Klopſtock perſönlich bekannt, und ein Freund der Brüder Friedrich und Auguſt Wilhem Schlegel wurde. Nach dreizehn Monaten kehrte er nach England zurück, deſſen Hauptſtadt London er nun zum erſten Male beſuchte. Im Jahre 1803 verheiratete er ſich mit Maria Sinclair, einem ſchottiſchen Fräulein von beſonderer Schönheit, die ihm der Tod im Jahre 1828 entriß.

Er wurde Profeſſor der Poeſie im königlichen In-

ſtitute. Seine Vorleſungen erſchienen im Druck; auch gab er eine Auswahl britiſcher Dichter mit kritiſchen Noten in ſieben Bänden heraus. Bald nachher unternahm er eine zweite Reiſe nach Deutſchland, wo er auch Wien beſuchte, ſich insbeſondere zu Bonn bei ſeinem Freunde A. W. Schlegel aufhielt, und einen ſeiner Söhne unter der Aufſicht eines Hofmeiſters an der dortigen Univerſität zurückließ. Campbell konnte ſich aber des Vaterglücks nicht lange erfreuen, denn jener Sohn wurde in der Folge wahnſinnig, und ein zweiter ſtarb als zwanzigjähriger Jüngling.

Bei ſeiner Rückkehr in England erwarb ſich Campbell ein großes Verdienſt dadurch, daß er die Idee zur Errichtung einer Univerſität in London anregte, welche auch binnen drei Jahren realiſirt wurde. Campbell erhielt dafür von der Regierung eine Penſion, und genoß die Ehre, dreimal zum Lord Rector der Univerſität zu Glasgow ernannt zu werden.

Campbell iſt von mittlerer Statur, wohlgebaut und ſchlank. Seine Geſichtszüge zeigen Empfindlichkeit und ſtolzes Selbſtgefühl. Große, dunkelblaue Augen und eine ſchöne Adlernaſe geſellen ſich zu einem Ausdrucke von Melancholie. Zu den geringeren, insbeſondere zu den minder wichtigen philologiſchen Studien, benützt er den Tag, den literariſchen Arbeiten mit höherem Aufſchwunge widmet er meiſtens die Stille der Nacht. Im Ganzen genommen, verſichert man, ſei er doch etwas träge und dem dolce far niente geneigt, daher es ihm denn ſchwer fällt, einer literariſchen Arbeit ſeine volle Aufmerkſamkeit zu widmen, und jetzt,

da das Jugendfeuer abgekühlt ist, scheint ihm das Produciren mehr eine lästige Aufgabe als ein Vergnügen zu sein. Er schreibt auch deshalb wenig, weil er sehr viel Mühe auf das Ausfeilen verwendet. Ein Nachbar Campbell's in dem Dorfe Sydenham, wo dieser längere Zeit wohnte, erzählte, der Dichter habe oft viel beschriebenes Papier zerrissen, und die unzähligen kleinen Stückchen dann aus dem Fenster seiner Studirstube geworfen. Wenn der Wind diese Zettelchen dann auf die Kohlhäupter und Stachelbeersträuche des benachbarten Gartens trug, so habe es dann ausgesehen, als hätte ein Theatersturm mitten im heißen Sommer Alles mit Schneeflocken bedeckt.

Im Kreise seiner Freunde, sagt man, sei Campbell der geselligen Freude sehr hold; auch besitze er eine eigene Gabe, die Gesellschaft durch einen Schatz humoristischer Anekdoten zu würzen. Er ist zwar von reizbarem, heftigem Temperamente und augenblicklichen Eindrücken sehr unterworfen, dabei aber doch einer der gutmüthigsten Menschen.

Unter seinen Dichtungen behaupten „die Freuden der Hoffnung" den ersten Platz. Dieses Gedicht beginnt mit einer Vergleichung der Schönheit entfernter Gegenstände einer Landschaft und jener idealen Scenen, in deren Anblick die Einbildungskraft sich gerne versenkt; von da geht es zu dem alten Mythos über, daß, als alle Schutzgötter des Menschengeschlechtes die Erde verließen, die Hoffnung allein zurückblieb. Der Dichter zeigt hierauf, welche Tröstungen die Hoffnung in allen Lagen der Gefahr und des Unglücks gewähre, indem sie selbst den auf dem Gipfel des Mastbau-

mes ſchwebenden Matroſen, und den in die Schlacht ziehenden Soldaten nicht verläßt. Dann folgen die ſchönen Schilderungen, wie die begeiſternde Hoffnung die Beſtrebungen des Genius im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft bewirkt, und wie innig das häusliche Glück mit den Ausſichten auf die künftige Glückſeligkeit verbunden ſei. Endlich ſehen wir das ergreifende Gemälde einer hoffnungsreichen Mutter, die ihr ſchlafendes Kind bewacht, eines Gefangenen und eines Wanderers, die ihre Hoffnung auf ein, im Schooße der Zukunft ihnen entgegen ſchimmerndes Ziel ſetzen. Nun entwickelt der Dichter ſeine ſchönen Hoffnungen zu manchen Verbeſſerungen in der Ausbildung und Veredlung ganzer Völker und Staaten. Der erſte Theil ſchließt mit der Prophezeiung der Hindus, daß die Gottheit einſt vom Himmel herabſteigen werde, um das Elend der Unglücklichen zu mildern, und die Böſen zu beſtrafen.

Der zweite Theil beginnt mit einer Schilderung der Macht der Liebe, ohne welche das Paradies ſelbſt unvollkommen geweſen wäre, und der ſchönen Träume, in welchen uns die Hoffnung goldene Bilder der Zukunft malt, durch ihr inniges Verſchmelzen mit der Phantaſie, welche dann über die Grenzen dieſer Welt emporfliegt, und die Stärke des Glaubens auf ein künftiges Leben gründet. Eine ſchöne Epiſode endet das Ganze, welches mit den folgenden Verſen voll Kraft und Erhabenheit ſchließt:

Eternal Hope! when yonder spheres sublime
Peal'd their first notes to sound the march of Time,

Thy joyous youth began-but not to fade. —
When all the sister planets have decay'd,
When wrapt in fire the realms of ether glow,
And Heaven's last thunder shakes the world below;
Thou, undismay'd, shalt o'er the ruins smile,
And light thy torch at Nature's funeral pile *).

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter gibt dem Gedichte **The Pleasures of Memory** vor den **Pleasures of Hope** deshalb den Vorzug, weil jenes Gedicht ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet, indem die Freuden der Erinnerung ſich allerdings in die Grenzen eines Gedichtes einſchließen laſſen; wer vermag es aber, die Freuden der Hoffnung auf einen gleichen poetiſchen Spielraum zu beſchränken, der Hoffnung, die nicht nur alles Irdiſche umfaßt, ſondern die Grenzen desſelben weit überfliegt, und ſich neue Welten, neue Gottheiten, neue Paradieſe erſchafft?

Einige Zeit nach dieſer Didaskalie erſchien das erzählende Gedicht: „Gertrud von Wyoming." Wyoming war ein wohlhabendes Dorf in einer romantiſch ſchönen Gegend an den Ufern der Susquehanna, welches während der Unruhen in Pennſylvanien im Jahre 1778 von der antirepubli-

*) Ewige Hoffnung! als jene erhabenen Sphären ihre erſten Töne erklingen ließen, um den Gang der Zeit zu beſtimmen, da begann deine frühe Jugend, um nie mehr zu verblühen. Wenn alle Schweſterplaneten in der Zerſtörung dahin geſchwunden ſind, wenn, in Feuer gehüllt, die Reiche des Aethers glühen, und des Himmels letzter Donner die Unterwelt erſchüttert, dann wirſt du furchtlos über den Ruinen lächeln, und am Leichenfeuer der Natur deine Fackel anzünden.

kaniſchen Partei geplündert und in Brand geſetzt wurde. Die Liebe Waldgrave's und Gertrudens macht den Hauptinhalt dieſes idylliſchen Epos, in dem ſich Schönheit der Diction und Harmonie des Versbaues mit Kraft und Glanz der Phantaſie und der Darſtellung vereinigen. Es zeigt uns die ergreifendſten Kontraſte zwiſchen den erhabenen Naturſcenen Amerika's und der patriarchaliſchen Lebensweiſe der indiſchen Koloniſten, die, beinahe kindlich-unſchuldig und im höchſten Grade gaſtfreundſchaftlich, in einem irdiſchen Paradieſe glücklich lebten. Schade, daß der Dichter die Handlung mitunter vernachläſſigt, und zu viel Mühe auf die poetiſchen Gemälde verwendet, wodurch es geſchieht, daß die Geſtalten ſeiner Perſonen manchmal marmorglatt und auch marmorkalt erſcheinen, und das Ganze einer zuſammengefügten Sonettenreihe gleicht, worin die reichſte Fülle ſchöner Gedanken, und zärtlicher Empfindungen herrſcht. Engliſche Kunſtrichter behaupten, die Rede des Outaliſſi habe dem Lord Byron die erſte Idee zum Styl und zur Form für mehrere ſeiner poetiſchen Erzählungen gegeben. Die Schilderung der Lokalität, mit welcher das Gedicht beginnt, ſtellt uns den Schauplatz der Handlung mit der höchſten Anſchaulichkeit und Lebendigkeit bis in die feinſten Züge, voll Naturwahrheit vor die Augen.

Ueberhaupt iſt Campbell in Gemälden dieſer Art ein Meiſter; als einzelner Beleg möge eine Stelle der poetiſchen Erzählung „Theodorich" hier folgen, worin der Dichter eine Schweizergegend ſchildert.

'Twas sunset, and the Ranz de Vaches was sung,
And lights were o'er th Helvetian mountains flung,
That gave the glacier tops their richest glow,
And tinged the lakes like molten gold below.
Warmth flush'd the mouted regions of the storm,
Where, Phoenix-like, you saw the eagle's form,
That high in Heav'n's vermilion wheel'd and soar'd;
Woods neaner frown'd, and cataracts dash'd and roar'd;
Herd tinkling roam'd the long-drawn vales between
And hamlets glitter'd white, and gardens florish'd green.
'T was transport to inhale the bright sweet air!
The mountain-bee was rewelling in its glare,
And reving with his minstrelsy across
The scented wild weeds, and enamell'd moss.
Earth's features so harmoniously were link'd,
She seem'd one great glad form, with life instinct,
That felt Heaven's ardent breath, and smiled below
In flush of love, with consentaneous glow *).

*) Es war Sonnenuntergang; der Kuhreigen erscholl. Ueber die Schweizergebirge flimmerten Lichter, welche den Eisgipfeln der Gletscher ihre reichste Glut gaben, und die Seen in der Tiefe wie geschmolzenes Gold färbten. Wärme durchflog die sonst dem Sturm eigenen Regionen, wo man, einem Phönix gleich, des Adlers Gestalt erblickte, hoch in des Himmels Purpurröthe schwebend und kreisend. Düstere Wälder dunkelten in der Nähe, Gießbäche stürzten und brauf'ten. Klingelnde Herden zogen durch die langgedehnten Thäler; Dörfer schimmerten dazwischen weiß hervor, grün blühten die Gärten. Entzückend war's, die reine, süße Luft einzuathmen. Die Gebirgsbiene summte in ihrem Glanze, und schwärmte mit ihrer Musik durch den Duft wilder Kräuter und den Schmelz des glänzenden Mooses. Das Antlitz der Erde zeigte sich in der schönsten Harmonie aller Züge; sie schien eine große, freundliche Gestalt voll Lebensinstinkt, welche den

Campbell's lyrische Gedichte und Balladen, theils voll edler Kraft, theils zierlich und anmuthig, wären, wenn er auch die größeren Dichtungen nicht geschrieben hätte, schon allein hinreichend gewesen, seinen Ruhm zu gründen. Die Balladen „Oconnor's Kind," — „Lochiel's Warnung," — „Lord Ullin's Tochter," — die lyrischen Gedichte: „Auf den Tod des Dichters Burns," — „der Abschied an den Schauspieler Kemble," — „der verwundete Husar," — „der Geisternachen," und einige kleinere Lieder von Gefühl, nehmen einen Ehrenplatz unter den vorzüglichsten Erzeugnissen der neueren britischen Dichterschule ein.

— ———

Eine merkwürdige Erscheinung ist der britische Hans Sachs, der arme Schustergeselle Robert Bloomfield, ein Dorfschneidersſohn, geboren im Jahre 1766. Die in frühester Jugend liebgewonnene Dichterlecture, insbesondere Milton's „verlorenes Paradies" und Thomsons „Jahreszeiten," wie auch das öftere Besuchen des Coventgarden-Theaters in London, wohin er, früher im Dienste eines Pächters in der Nähe seines Geburtsortes, gekommen war, um bei seinem Bruder das Schusterhandwerk zu lernen, erweckten in dem Knaben das angeborne poetische Talent aus dem Schlumer.

Zwei Volkslieder: „das Milchmädchen am ersten Mai," und „des Matrosen Heimkehr" erschienen als des Dichters Erstlinge in dem **London-Magazine**, und wurden mit Bei-

heißen Athem des Himmels fühlte, und unter seinem Liebeserröthen in mitempfindender Glut lächelte.

fall aufgenommen. Im Jahre 1786 begann er, während der Zeit eines kurzen Aufenthaltes auf dem Lande, das Gedicht: „The farmer's Boy," welches er auf einem armseligen Dachstübchen vollendete. Das Manuscript dieses Werkes, womit er als Thomson's Nebenbuhler auftreten, und seinen Ruhm gründen sollte, blieb jedoch bis zum Jahre 1799 liegen, wo der Rechtsgelehrte Capel Lofft es zu Gesichte bekam, und, von der Schönheit dieser ländlichen Dichtung entzückt, dasselbe im Jahre 1800 mit einer dazu geschriebenen Vorrede herausgab, worin er einige Nachrichten über die Lebensumstände des Dichters mittheilte.

Nachher gab Bloomfield selbst mehrere Dichtungen heraus: im Jahre 1806 eine Sammlung von Liedern und ländlichen Erzählungen unter dem Titel: „Wild Flowers" (Feldblumen); im Jahre 1811 ein malerisches Gedicht: „The Bancs of Wye" (die Ufer des Wye); im Jahre 1822 das Gedicht: „The Mayday with the Muses" (der Maitag mit den Musen). Seine sämmtlichen poetischen Werke sind nachher in zwei Bänden erschienen. Die „Wild Flowers" hat der arme Dichter, weit entfernt, einen mächtigen Gönner zu suchen, seinem Söhnlein mit der innigsten Herzlichkeit der Vaterliebe zugeeignet. Auch ein Bruder dieses Sängers der Natur, Nathaniel Bloomfield, zeigte sich als Dichter. Seine Poesien sind unter dem Titel: „An Essay on war and other poems" erschienen.

„Der Pächterknabe" nimmt unter den beschreibenden ländlichen Dichtungen der Briten einen hohen Rang ein. Bloomfield hat dieses Werk, so wie sein Vorgänger

Thomſon, nach den vier Jahreszeiten abgetheilt, und hiernach die ländlichen Beſchäftigungen und Scenen beſchrieben, ſo wie ſie in der Zeitfolge erſcheinen. Ein Dichter hat auf dieſe ländliche Didaskalie folgendes kleine Lobgedicht geſchrieben:

> Bloomfield! thy happy omen'd name
> Is earnest to thy future Fame.
> Sense, Feeling, Taste, this sentence give,
> While Fields shall bloom thy verse shall live *).

Eine der ſchönſten Epiſoden, deren mehrere in das Gedicht „The farmer's Boy" eingeflochten ſind, iſt diejenige im Herbſte, worin der Dichter die feierliche Sabbathſtille und die kleine Dorfkirche beſchreibt, und erzählt, wie die Alten der Gemeinde ſich, vor dem Kirchlein ſtehend, von ihren ländlichen Angelegenheiten beſprechen, die ſpielenden Knaben in jugendlichem Uebermuthe unbeſonnen über die Gräber ſpringen, und die Dorfmädchen im verſchämten Gefühl ihrer im erſten Erwachen der Liebe aufblühenden Schönheit ſchüchtern lauſchend umherblicken, bis endlich die Erſcheinung der aus Liebe wahnſinnig gewordenen Polly (Marie) uns zur innigſten Wehmuth rührt.

Nur einige Verſe mögen hier ſtehen, um Bloomfield's rührende Darſtellungsgabe anſchaulich zu machen. Keine

*) Bloomfield! (das iſt: Blüthenfeld) Deines Namens glückliche Vorbedeutung verkündet die Gewißheit Deines künftigen Ruhmes. Geiſt, Gefühl und Geſchmack fällen den Spruch: „So lange die Felder blühen werden, ſo lange wird Dein Name leben."

Muße kennend, ſteht der arme Pächterknabe, müd und matt,
bei ſeiner Feldarbeit; da —

Ertönt der Sabbathglocke ferner Klang;
Sanft trägt das Lüftlein ihn den Bach entlang,
Er ſchallt am Hügel, ſchwimmt durch's Thal dahin.
Doch nicht der Knab' nur fühlt die Süßigkeit
Der Ruhe; Allen wird die holde Raſt
Zu Theil; nur einem armen Thiere nicht,
Beſtimmt, den Paſtor nach dem Gotteshaus
Zu ziehen; ein Gebäude, ſchlicht und klein,
Wo kein Gebein von edlen Helden liegt.
Unzierlich herrſcht der Armuth Rohheit hier.
Wozu ſonſt dieſes Dach von Stroh? Wozu
Die niedern Fenſter mit den vielen Sprüngen,
Um deſſen ſchmale Scheiben Malv' und Ampfer
Sich ſchlingen, und die Neſſel wuchernd hoch
Ihr Haupt erhebt, indeſſen aus den Höhlungen
Des Thurms grauköpf'ger Dohlen kecke Schaaren fliegen?
Rings um die öden Mauern ſammeln ſich
Die Nachbarn, abgeſchied'ner Freunde Staub
Mit Füßen tretend; aber manches Grab,
Noch neu und friſch bewachſen, weckt den Seufzer,
Indem es Jedem ſchon die Stelle zeigt,
Wo einſt er ſelber liegen wird.
Indeß man ſich gleichzeitig nun begrüßt,
Geh'n in die Rund' ländliche Neuigkeiten
Vom Korn, das erſt vor kurzer Zeit gemäht,
Und von der Ernte, die noch auf dem Feld.
Erfahr'ne Bauern ſtellen ſich zuſammen.
Indeß die kecken Burſche, ihre Stärke
Zu zeigen, all' einander ſtolz auffordern,

Von Grab zu Grab mit dumpfem Schall zu ſpringen.
Dann drängen ſie berathend ſich zuſammen,
Und jeder bietet ſeinen Scharfſinn auf,
Um neue Spiele nach dem Ende des
Zu langen Gottesdienſtes zu erſinnen.
Manchmal erſcheinen hier auch, ſeelenfroh,
Liebliche Dirnen, aus den nächſten Dörfern
Herwallend, den leichtfüß'gen Rehen gleich.
Scheu und neugierig blicken ſie umher,
In Liebe reifend, die ſie hieher führt;
Deshalb entbrennt die Farbe ihrer Wangen
In höh'rer Glut, wenn, ihre Reize fühlend,
Das Alter ſelber ſchlau nach ihnen ſchielt,
Das Aug' der Jugend von Entzücken ſtrahlt.
Der Stolz der Ihrigen und der Natur
War einſt die liebenswürd'ge Mary;
Geſchmückt mit nettem Hut und bunten Bändern,
Verſuchte ſie's in ihrer holden Unſchuld,
Lieb' einzuflößen auf Gott Hymens Pfade,
Doch ehe zwanzig Sommer noch geblüht,
Eh' den Geliebten ihre Hand beglückt,
War Ruh' und Heiterkeit dahingeſchwunden;
Der Augen Glanz erloſch, ſie weinte einſam.
Verborgen blieb die Urſach' ihres Grams!
Bald war ſie ſchweigſam und in ſich gekehrt,
Bald jauchzte ſie laut auf, bald zürnte ſie.
Ein wildes Weſen trieb ſie aus der Heimat;
Sie ſchwärmte über Feld und Haide hin.
Luſt und Entſetzen wechſelten in ihr
Zu jeder Stund'; jetzt ſang ſie frohe Lieder,
Und pflückte Blumen ohne einen Zweck,
Und brach von jedem Baumaſt Zweiglein ab

Die böſen Geiſter von der Stirn zu ſcheuchen.
Unglückliche! dein Leitſtern iſt entfloh'n,
Und immer weilt an deinem Bett das Elend,
An deinem Bett von Stroh, wo eben jetzt
Die Ältern über das verlor'ne Kind
Sich jammernd neigen; aber ach! die Arme
Fühlt nicht den Schmerz der Ihrigen.
So bleibt ſie ſtörriſch und verſchloſſen; nur
Verkehrte Sitte macht ihr ſtumpfe Freude.
Um Mitternacht verzehrt ſie insgeheim
Ihr Mahl, und ſpricht dumpf murmelnd mit dem Mond,
Der nun aufgehend durch das Nachtgrau bricht.
O wie viel düſterer iſt ihre Nacht,
Die keine Wiederkehr des Tages kennt!

Der „Maitag mit den Muſen" iſt ein Cyclus von Gedichten, welche mit einander nur dadurch in eine lockere Verbindung geſetzt werden, daß ein alter Baronet, der den Reſt ſeiner Tage auf ſeinem Landſitze verleben will, auf den Einfall geräth, ſeine Unterthanen zu poetiſchen Wettkämpfen aufzufordern, und die Erlaſſung halbjähriger Abgaben als den Preis für die Sieger zu beſtimmen. Hiernach finden ſich am erſten Maitage der ländlichen Preisbewerber nicht wenige ein. Unter den Gedichten, welche dem Gutsherrn bei dieſem Feſte von den Dichtern ſelbſt vorgetragen werden, haben einige wirklich einen hohen Werth, wie z. B. die Erzählung: „Der betrunkene Vater," dem ſein Kind durch Geiſtesgegenwart das Leben rettet; „der Förſter," die kräftige Beſchreibung einer vom Winde geſtürzten Eiche, und die ſchöne Erzählung: „Alfred und Jennet."

Bloomfield entzückt allerdings durch das reine, wahrhafte Gefühl, welches ihn belebt, und durch den überall hervorleuchtenden frommen Sinn, so wie durch Gedankenkraft, Lebhaftigkeit der Darstellung und fließenden Versbau. Vorzüglich schätzbar erscheint er aber als treuer Maler von einfachen, schmucklosen Naturscenen und von Partien des ländlichen, einfachen Stilllebens, worin ihm wohl wenige Dichter gleich kommen möchten; doch engt er sich selbst zu sehr in diese beschränkenden Grenzen der eigenen Erfahrung ein, gibt der Phantasie nicht immer den erforderlichen Spielraum, hält sich manchmal zu sehr an das Gemeine und Niedere (z. B. da, wo das wahnsinnige Mädchen sich in einem Schweinstall verbirgt), und wird dann mehr bäurisch als ländlich, wogegen die Natur in Thomson's „Jahreszeiten" stets großartig, reich und erhaben erscheint. Hazzlit bemerkt daher in seinen Vorlesungen über die Poesie sehr treffend, Bloomfield's Dichtungsweise gleiche dem Anfange des Frühlings, wo wohl frische Blätter grünen, auch liebliche Knospen und Blüten keimen, hie und da aber der kalte Winter hervorhaucht, und eisiger Frost zerstörend wirkt.

Unter den, durch herrliche Naturgemälde ausgezeichneten Dichtern behauptet auch der, im Jahre 1732 zu Berkhamstead in der Grafschaft Hertfort geborne Rektorssohn William Cowper einen Ehrenplatz, da er zugleich als lyrischer und didaktischer Dichter zu den Vorzüglichsten seiner Nation gehört, im Jahre 1800 starb, und zum Theil als *Ahnherr* und Gründer der neuen britischen Dichterschule

gilt. Eine angeborne Kränklichkeit machte ihn von früher Jugend an ſchwermüthig, der Einſamkeit geneigt, menſchenſcheu, ängſtlich, und der Verwaltung eines öffentlichen Amtes abhold. So ward das Uebel durch ſich ſelbſt immer mehr geſteigert. Er fühlte ſein ganzes Leben hindurch die ununterbrochenen Leiden von Gemüthskrankheit, ſchwärmeriſchen Trübſinn mit religiöſen Beängſtigungen, und zog ſich in ländliche Abgeſchiedenheit zurück, wodurch er ein großartiger, ergreifender Maler der Natur wurde, der er ſich, fern vom Weltgetümmel, ſo innig anſchmiegte. Seine Schilderungen der Natur ſind daher, durch des Dichters Gemüthstiefe und Gedankenwürde gehoben, ſelbſt erhebend und bedeutungsvoll durch die Anklänge der Außenwelt an das Innere. Cowper's Seele ſpiegelt ſich in allen ſeinen Dichtungen.

Ein zufälliger Scherz gab die Veranlaſſung, ſein poetiſches Talent im vollſten Glanze zu zeigen. Lady Auſten, eine geiſtreiche Verehrerin Milton's und der reimloſen Jamben, in welchen das „verlorne Paradies" geſchrieben iſt, erſuchte ihren Freund Cowper, gleichfalls ein Gedicht in dieſer Versart zu ſchreiben. Cowper verſprach, ihr zu willfahren, unter der Bedingung, daß ſie ſelbſt den Stoff der poetiſchen Behandlung beſtimme. Die Lady erwiederte: „Der Mangel eines Stoffes wird Sie gewiß in keine Verlegenheit ſetzen, da Sie über Alles zu ſchreiben wiſſen. Schreiben Sie z. B. über dieſes Sopha!" — Cowper fügte ſich, und ſchrieb in fünffüßigen, reimloſen Jamben ein Gedicht in ſechs Büchern, welches er, der Veranlaſſung gemäß, „the task," „die Aufgabe" betitelte. Dieſes Gedicht, aus-

gezeichnet durch Veranlaſſung und Werth, enthält eine ſolche Mannigfaltigkeit, daß es alle möglichen Gegenſtände, alle Verhältniſſe des Lebens, und alle Arten poetiſcher Darſtellungsweiſe ohne Verwirrung und Ueberladung in harmoniſcher Einheit zu umfaſſen ſcheint. Die ſechs Bücher, in welche dieſes Buch abgetheilt iſt, führen die Aufſchriften nach ihren Hauptgegenſtänden, an welche ſich die verſchiedenartigſten Gemälde und Betrachtungen anreihen: **The Sofa. The Time-Piece. The Garden. The Winter-Evening. The Winter Morning Walk. The Winter Walk at Noon.**

Für den Reichthum und die Schönheiten dieſer Dichtung mögen einige wenige Stellen als Beleg dienen. Z. B. folgendes Landſchaftgemälde, welches der Dichter bei einem Spazirgange entwirft:

Der Gipfel iſt erreicht; ihn krönt ein Baldachin
Von dichtgewölbten Wipfeln. Weit umher
Schwärmt nun das Aug', erfreut, mit Herrſcherblick
Die Gegend, wie von eines Wartthurms Höh'
Zu überſchau'n. Hier ſtrömet die Schafhürde
Die wolligen Bewohner auf's Gefild.
Zuerſt, ſich langſam fortbewegend, ſuchen ſie
In dichtgedrängter Schaar des Feldes Mitte,
Bis ſie nach Luſt und Wahl ſich nach und nach
Zerſtreuen, und der Boden weiß erſcheint.
Vom ſonnverbrannten Heufeld ſchleicht ein Bauer
Mit ſeiner ſchweren Laſt der Heimat zu,
Indeß ein and'rer, ſeiner Bürde ſchon
Entladen, ihm begegnet, ſchnell vorbeiſtreift.
Der rohe Knecht lehnt ſich auf ſein Geſpann,

Laut ſchreiend, ungeduldig des Verzugs.
Nicht minder lieblich ſind die Waldlandſcenen,
Manchfaltig durch die Bäume jedes Wuchſes,
Bei aller Aehnlichkeit verſchieden doch.
Hier ſchimmern mit den grauen, ſchlanken Stämmen
Die Eſche, und die Linde mit der Buche
Durch's Zwielicht der entfernten Schatten vor;
Dort, hinter einem höhern Vordergrund
Verloren, ſcheint die Waldung eingeſunken
Und abgeſtuzt bis an die höchſten Wipfel.
Hier iſt nicht Ein Baum ohne eig'nen Reiz,
Und doch hat jeder eine and're Farbe,
Der eine bleicher und von mattem Grün;
So iſt die Weide, ſo die Pappel auch,
Die ihre Blätter all' in Silber kleidet.
Die Eſche, weit den Schattenarm ausſtreckend;
Der Ulme Grün iſt tiefer, tiefer noch
Das Grün der Eiche, der langlebenden,
Der Wälder Königin. Der Bäume manche
Sind hellbelaubt, und glänzen in der Sonne:
Der Ahorn und die Buche, fruchtbar ein
Oeliger Buchmaſt, und der Lindenbaum,
Dufthauchend, wenn der Thau des Abends ſinkt.
Nicht unbeachtet ſei der Sykamor *),
Er, der in ſeinem Schmuck ſo launenhaft,
Jetzt grün, jetzt bräunlich-gelb, und eh' der Herbſt
Die Wälder ändert, ſcharlachroth erſcheint.
Im Hintergrund, nach weitem Zwiſchenraum,
Von Thal und Hügel, glänzt, das Land abtheilend,
Ein Flüßchen, das bald in der Sonne flimmert,

*) Maulbeer-Feigenbaum oder weißer Berg-Ahorn.

Bald wieder, wie geſchämig, ſich entzieht;
Und dennoch gern geſehen werden will.

Ueberall ſpricht Cowper ſeine Vorliebe für das Landleben mit Wärme aus. So z. B. beantwortet er die aufgeworfene Frage: „Wen können wir mit Recht fröhlich nennen?“ mit den Worten: „Fröhlich ſind die Schuldloſen; fröhlich iſt die Lerche, die ihre im Thau gebadeten Schwingen verſucht, unter einer roſigen Wolke emporſchwebend, indeß der erſte Morgenſtrahl noch ihr niederes Neſt überglänzt. Fröhlich iſt auch der Landmann, der Zeuge ihres Geſanges, und ſelbſt Sänger.“ Und in einer anderen Stelle: „Gott ſchuf das Land, der Menſch die Stadt. Was Wunder denn, daß Geſundheit und Tugend, Gaben, die allein den bittern Trank, welchen das Leben uns Allen bietet, verſüßen können, auf den Feldern und in den Wäldern am beſten gedeihen und am wenigſten bedroht werden? — Unſere Wälder ſind gepflanzt, um den ſinnigen Wanderer am Mittage in ihren Schatten zu erfriſchen. Abends iſt der Mondſtrahl, welcher ſanft durch die ſchlummernden Blätter hingleitet, das ganze Licht, welches der Landmann ſieht, die wirbelnden Vögel ſeine ganze Muſik. Wir Landleute erſparen den Schimmer der ſtädtiſchen Laternen, die uns nur das ſanftere Licht unſers Mondes trüben. Eure Geſänge ſtören unſere ſchönen Harmonien; die Droſſel entflieht mißvergnügt, und die beleidigte Nachtigall verſtummt.“

Cowper iſt daher auch der begeiſterte warme Lobredner des häuslichen Glückes. Mit überſtrömendem Entzücken ruft er aus:

Häusliches Glück, du einz'ge Seligkeit
Des Paradieſes, die den Sündenfall
Noch überlebte! Ach nur Wenige
Genießen dich noch ungeſchwächt und rein
Und wenn ſie dich genießen, o wie kurz!
Sie ſind zu ſchwach, ſie ſind zu unbedacht,
Um deine Süßigkeiten ungemiſcht
Mit jenen bittern Tropfen zu bewahren,
Die Unbeſonnenheit und Leidenſchaft
In deinen Becher von Kryſtall dir träufeln.
Du biſt der Tugend nährende Säugamme;
In deinen Armen lächelt ſie, erſcheinend,
Wie ſie in Wahrheit iſt, ſie, die im Himmel
Geboren, und beſtimmt zur Wiederkehr
In die himmliſche Heimat ward.

Zwei Meiſterſtücke der Perſonification ſind die eben ſo ſchön als wahr gezeichneten Geſtalten des Winters und des Abends:

O, Winter! Herrſcher des verkehrten Jahrs!
Dein wild zerſtreutes Haar iſt aſchengleich
Bedeckt mit Schloßen, auf den Lippen ſtockt
Der Hauch, zu Eis gefroren; deine Wangen
Mit einem weißen Bart von Schnee beſetzt,
Die Stirn in düſteres Gewölk gehüllt;
Dein Zepter ein laubloſer Zweig, dein Thron
Ein Schlitten, der den Rädern nicht verſchuldet,
Auf glatter Bahn vom Sturm dahingejagt!
Dich lieb' ich, ſo unlieblich du auch ſcheinſt,
So ſehr du, Wilder, auch gefürchtet biſt.
Du hältſt die Sonne als Gefangene
Im dunkeln Oſt, verkürzeſt ihre Fahrt

Vom Morgen zum Mittag, und drängeſt ſie,
Nicht duldend ihr Verweilen, raſch hinab
Zum roſenrothen Weſt; doch liebevoll
Erſetzeſt du uns gütig den Verluſt
Durch die vermehrten Stunden in dem Kreis
Geſell'ger Freude und belehrenden
Vergnügens, ſammelſt die zerſtreuten Glieder
Des Hauſes, und hältſt den Gedanken feſt,
Nicht weniger zerſtreut durch Tageslicht
Und Tagesſorgen. Ja, ich krône dich,
Du König ein'ger Herzensluſt, behaglicher
Genüſſe am Kamin, häuslichen Glücks
Und all der Freuden, die das nied're Dach
Der ſtillen Einſamkeit mit ihren Stunden
Voll ungeſtörter Ruh' allein nur kennt. —

Komm', Abend, komm'! Du ſtille Zeit des Friedens!
Komm' holder Abend! weile lang bei uns!
Mich däucht, ich ſäh' dich im geſtreiften Weſt,
Langſam hinwallend mit Matronengang,
Indeß die Nacht dir auf die Schleppe tritt.
Mit Einer Hand ſenkſt du auf Wild und Vögel
Der Ruhe Vorhang, ſtreueſt mit der andern
Süße Vergeſſenheit der Tagesſorgen
Hernieder auf des Menſchen Haupt.
Du biſt nicht reich geſchmückt, bedarfſt auch nicht,
Der prächt'gen Nacht gleich, blitzende Juwelen.
Ein Sternlein oder zwei, vor deiner Stirn
Aufleuchtend, ſie genügen dir:
Der Mond iſt dir ſo eigen wie der Nacht,
Du aber trägſt die Zierde nicht ſo hoch
Mit prahleriſchem Schaugepräng;

Nur in beſcheidner Größe läßt er ſich
In deinem Purpurgürtel ſeh'n.
Komm, Abend, komm! Du ſollſt mich ruhig finden!
Und bin ich's nicht, wirſt du mich ruhig machen.

Den Schluß mögen folgende ſchöne Winterbilder machen, die ich aus den letztern Büchern des Gedichtes „the task" aushebe:

Morgen iſt's; die Sonnenſcheibe, roth
Aufſteigend, ſetzt den Horizont in Brand;
Der Wolken Schaar, vom Windſtoß hingejagt,
Erſcheint noch glüh'nder als der Strahlenkreis,
Gleich einer Stadt, in Flammen hoch auflodernd,
Durch einen blätterloſen Wald geſeh'n.
Die ſchiefen Strahlen gleiten wirkungslos
In's ſchneebelad'ne Thal herab, und werfen,
Die Gegend rings in Roſenfarbe kleidend,
Von jedem Kraut, von jedem ſpitzen Halm
Den langen Schatten über das Gefild.

Der Waidmann ſchreitet raſch dahin, und läßt
Der Menſchen frohe Wohnung unbeachtet.
Zottig und mager, mit geſpitztem Ohr
Und kurzem Schweif, folgt ihm der ernſte Hund,
Schleicht jetzt dicht hinter des Gebieters Ferſe,
Läuft dann weit aus, mit manchem Satz und Sprung,
Schnappt den gehäuften Schnee begierig auf
Mit elfenbeinernem Gebiß, und furcht
Die glänzendweiße Decke mit der Schnauze,
Dann ſchüttelt er den ſchneebeſtreuten Pelz,
Und bellt vor Luſt. —

Der Strom verſchwindet in dem Einerlei
Ununterbrochen heller Spiegelfläche.
Verhärtet liegt und feſt auf dem Gewäſſer
Die ſchwergedrängte Laſt des dichten Schnees,
Indeſſen ſtill und unbemerkt
Das leiſe Bächlein drunter ſchleicht,
Doch anders iſt's, wo, jeder Hemmung zürnend,
Das Waſſer ſchwellend an die Mühlwehr ſtoßt,
Dann über das raſtloſe Mühlrad brauſ't,
Und auf des Grundes Kieſelſteinen ſpielt.
Kein Froſt vermag es hier zu feſſeln;
Er kann mit ſeiner äußerſten Gewalt
Nur jenen leichten Nebeldunſt anhalten,
Den weit umher die flüß'ge Maſſe ſpritzt
In ihrem Fall. — Wie mannigfaltig ſind
Die Formen all, womit der Froſt die Ufer
In glänzend reicher Stickerei bekleidet!
Nicht alle Macht der Kunſt, nicht Kiel noch Pinſel,
Vermag dies Prachtwerk nachzubilden. Hier
Erheben flimmerhelle Thürme ſich,
Auf deren Gipfel in phantaſtiſcher
Unordnung, funkelnd und in üpp'ger Fülle,
Gebüſch' und Bäume wie im Feenland
Aufſproſſen. Die kryſtall'nen Tropfen,
Die, von den Zweigen niederträufelnd, feſt
Gefrieren, thürmen ſich zu Pfeilern von
Durchſicht'ger Höh' empor, und ſtützen nun
Den Eispalaſt, den ſie vorher nur zierten.
Hier trotzen Grotten, eine in der andern,
Dem Sonnenſtrahl.

Dieſe wenigen Belege zeigen hinreichend, wie wahr *und warm*, wie friſch und lebendig Cowper's Gemälde

des Lebens und der Natur ſind, deren reichſte Erſcheinungen und intereſſanteſte Verhältniſſe er uns erblicken läßt. In ſeinen Dichtungen fällt das Sonnenlicht der Poeſie auf eine Fülle der mannigfaltigſten Gegenſtände der phyſiſchen und geiſtigen Welt. Zwei große Hauptvorzüge dieſes Dichters beſtehen aber insbeſondere darin, daß ſein Geiſt von der höchſten Kraft und Würde der Religion durchdrungen und gehoben, und daß ſein Gemüth, ein rein bewahrendes Heiligthum der Kleinodien des Guten und Schönen, ſich überall ſo wahr, ſo lauter und ſo edel ausſpricht, nicht nur in den größern Dichtungen, „die Wahrheit, die Hoffnung, die Menſchenliebe, die Geſelligkeit, die Einſamkeit," u. a., ſondern auch in den kleinſten lyriſchen Ergüſſen.

Wenn andere Dichter die Natur in ihren äußern Erſcheinungen und Formen darſtellen, ſo führt uns Darwin (Arzt, Naturforſcher und Dichter zugleich, geboren im Jahre **1721**, geſtorben **1802**) in das Innere derſelben, in ihre geheime Werkſtätte, wo er uns ihre Stoffe und Kräfte, nebſt der Art und Weiſe zeigt, wie ſie ſchafft und zerſtört, bildet und trennt. Darwin hat auch mehrere naturwiſſenſchaftliche Werke geſchrieben, denen ein hoher Werth beigelegt wird; als didaktiſcher Dichter erwarb er ſich einen unſterblichen Namen durch die beiden Lehrgedichte: „**the botanic Garden**" und „**the Temple of Nature or the Origin of Society.**".

Das Gedicht: „Der botaniſche Garten," zerfällt in zwei Theile; der erſte führt den Titel: „Die Vegetation," der Andere: „Die Liebe der Pflanzen'" (**the Loves of the**

Plants). Jeder Theil hat, ſo wie das Gedicht: „Der Tempel der Natur," vier Geſänge. In dieſen höchſt originellen Didaskalien vereinigt ſich echt poetiſches Genie mit philoſophiſchem Geiſte, und ein Schatz von Kenntniſſen mit einer glühenden Einbildungskraft.

In dem Gedichte: „**The Economy of Vegetation,**" entwickelt der Verfaſſer die Phyſiologie der Pflanzen und die Einwirkungen der Elemente auf den Wachsthum der Vegetabilien. Der zweite Theil: „**The Loves of the Plants,**" enthält eine Darſtellung des Linnéeſchen Sexual-Syſtems und der merkwürdigen Eigenheiten verſchiedener Pflanzen.

Darwin ſelbſt vergleicht ſein Werk mit einer **Camera obscura**, worin Licht und Schatten über eine weiße Fläche hüpfen, und ladet den Leſer ein, ſeinen bezauberten Garten zu beſuchen. So wie (ſagt er) Ovid, der große Nekromant am Hofe des Auguſtus, durch poetiſche Kunſt Männer und Frauen, ja ſelbſt Götter und Göttinnen, in Bäume und Blumen verwandelte, ſo habe ich es unternommen, ihnen ihre urſprüngliche menſchliche Geſtalt wieder zu geben, nachdem ſie ſo lange Zeit hindurch Gefangene in ihren Vegetabilien-Wohnungen waren. Man möge dieſe Dichtungen als einen Cyclus kleiner Gemälde betrachten, die, im Toilettengemache einer Dame hängend, nur durch Bänder feſtonartig leicht verbunden ſind, und, wenn man auch die Originale nicht kennt, durch Schönheit und Reiz der Geſichtszüge und der Geſtalt, ſo wie durch den Glanz ihrer anmuthigen Trachten, unſer Wohlgefallen erregen."

Zur Maſchinerie und Ausſchmückung ſeiner Lehrge-

dichte wählte Darwin die Roſenkreuzerlehre von den Gnomen, Sylphen, Nymphen und Salamandern; doch werden auch einige Naturerſcheinungen allegoriſch in Dichtungen der alten Mythologie eingehüllt, wie z. B. Cupido, aus dem Ei der Nacht entſtehend, Amor und Pſyche, der Raub der Proſerpina, der Tod und die Wiederbelebung des Adonis u. a.

Der erſte Geſang des Gedichtes „the Economy of Vegetation“ beginnt mit einer Einladung an die Göttin der Botanik, welche, vom Frühling und von den Elementen empfangen, zur Erde herabkömmt. Der Dichter ruft hierauf die Nymphen des Feuers, mit deren Hülfe dann die feurigen Erſcheinungen in der Luft, auf und in der Erde, endlich die mächtigen Einflüſſe der Wärme und des Lichtes auf das Pflanzenreich erklärt werden. Und ſo erblicken wir denn eine Reihe der ſchönſten Gemälde, wie z. B. einer Sternennacht, des Blitzes und der Blitzableiter, des Regenbogens, der Farbenpracht des Morgen- und Abendhimmels, der Dämmerung, der Planeten, Fixſterne und Kometen, des unterirdiſchen Feuers, der Vulkane, des Pulvers, der elektriſchen Maſchine, des Phosphorus, der aufblühenden Knospen und Blumen ꝛc.

Im zweiten Geſange erſcheinen die Gnomen, und es folgen dann die Beſchreibungen einer mannigfaltigen Menge von Phänomenen der Erde; wie z. B. ihr Wandel durch den Thierkreis, die Entſtehung der Inſeln, die Erzeugung der Salze, des Salpeters, des Eiſens, des Magnets, des Stahls, der Edelſteine, des Porzellans, der Metalle ꝛc. In dieſem Geſang ſind auch manche Mythen und hiſtoriſche

Schilderungen eingeflochten, z. B. Jupiter und Europa, Mars und Venus, die Zerstörung Mexico's, die Sklaverei in Afrika, Hannibals Uebergang über die Alpen ꝛc.

Im dritten Gesange erblicken wir das Wasserreich, den Ocean, Wolken, Regen und Thau, die Grotte eines Meerfräuleins, Korallenklippen, die Nil-Überschwemmung, Heilquellen, singende Nereiden, ein allegorisches Gemälde: Jupiter und Juno, die Schifffahrt, zwei Liebende, die in den Flammen sterben u. s. w.

Im vierten Gesange erhebt uns der Dichter in das Gebiet der Luft. Die Sylphen schweben mit uns, und wir sehen das Treiben der Winde, Barometer, Luftpumpen, Luftballons, den Tod des Luftfahrers Rozier, den Ikarus, die singende Cäcilia, den Schatten des Todes, Wasserpflanzen, ein Opfer der Hygeia u. a.

Die **Loves of the Plants** sind die verkehrten Metamorphosen Ovids, indem der Dichter uns hier nicht nur die schönsten Blumenstücke malt, sondern auch schöne Verwandlungen der Blumen in Menschen erzählt.

Einen Reichthum von poetischen Gemälden enthält auch das Gedicht: „**The Temple of Nature**". Um nur einiges aus diesem Füllhorn des Genius anzudeuten, nenne ich aus dem ersten Gesange: „Die Anrufung der Liebe, die Laube Edens, den Tempel der Natur, das Reich der Leiden, die Höhle der Vergessenheit, die Muse der Melancholie, die Höhle des Trophonius, die Scenen im Mikroskop, Venus aus dem Meere hervorsteigend, ein Sinnbild der organischen Natur" ꝛc. Aus dem zweiten Gesange: „Die ersten Bande

der Geſelligkeit, erbliche Krankheiten, Zeit und Natur, Urania's Klagen, Hymens Spruch, Liebe und Schönheit, der Dämon der Eiferſucht, Helena und Paris, eheliche Liebe, die Neſter der Hänflinge und der Nachtigallen, Amors Triumphwagen" ꝛc. Aus dem dritten Geſange: „Die Ausbildung des Geiſtes, Laſter und Leidenſchaft, das Heiligthum der Tugend, der Genius des Geſchmackes, die Sprache der Thiere, die Rieſengeſtalt der Zeit, die Kunſt der Thiere, der Baum der Erkenntniß, der Seraph" ꝛc. Aus dem vierten Geſange: „Thierkrieg, Pflanzenkrieg, die Welt ein Schlächterhaus, Trunkenheit und Aberglaube, Leiden der Sympathie, Uebergewicht des Guten, Howard, Newton, Herſchel, Archimed, Antinous, Cäcilia, Geburts- und Todeswechſel, Tod iſt nur Formänderung, Gottes Freigebigkeit, das Chaos, die himmliſche Liebe" ꝛc.

Ich möchte wohl dem Leſer einzelne Blumen aus dieſen Gedichten vorlegen; da ſie aber, aus dem Kranze herausgeriſſen, in der Vereinzelung zu viel an Farbenſpiel und Glanz verlieren, ſo muß ich mich begnügen, nur ein paar einzelne Partien mitzutheilen. Der erſte Geſang der „Loves of the Plants" beginnt:

Ihr ſchwebenden Sylphiden, gleitet nieder,
Und rührt mit kleiner Hand die Silberleier!
Ihr Gnomen, gaukelt über's Gras im Reigen
Mit luft'gem Tritt dem Saitenklange nach,
Indeß mein Haberrohr in ſanftem Ton
Die frohe Hoffnung und den Liebesſchmerz
Der Fluren ſingt. Von jenen Rieſeneichen,

Die mit den Aeſten dunkelſchattig wogen,
Bis zu dem Zwergmoos, das an ihrer Rinde hängt, —
Welch' ein Gedräng' von Junkern und von Schönen
In jedem luft'gen Wald! Wie buhlt und wirbt
Die Pflanzenwelt voll Lieb' um Gegenliebe!
Wie das Schneeblümchen und die Hyazinthe
Mit blauen Augen, über'n Strom geneigt,
So zärtlich ihre Thränen miſchen! Wie
Das liebekranke Veilchen und die bleiche Primel
Die holden Häupter ſenken, und im Lüftchen
Geheimnißvoll zuſammenflüſtern!
Mit tiefverhol'nem Seufzer neiget ſich
Die jungfräuliche Lilie, und
Die eiferſücht'ge Schlüſſelblume läßt
Die rothen Kelche abwärts hängen;
Die junge Roſe, in dem ſtolzen Glanz
Der Schönheit, trinkt die warme Röthe
Des holdverſchämten Bräutigams;
Mit ihrem Honigmund begegnen ſich
Nachtſchatten, und umſchlingen ſich,
Und miſchen ihre ſüßen Küſſe.

So lieblich dieſe Stelle iſt, ſo herzergreifend wirkt jene, worin der Dichter von dem edlen Menſchenfreunde Howard ſpricht, der, in der Abſicht, die Leiden ſeiner gefallenen Mitbrüder zu mildern, ganz Europa durchreiſ'te, und alle Kerker beſuchte:

Nun, Menſchlichkeit, umglänzen deine Strahlen
Die Erde rings umher, vom Zembla bis
Zur Mittagslinie; dein erfreu'ndes Licht

Strahlt in des tiefſten Kerkers Dunkelheit,
Wie Nordlichtglanz auf dem Gewölb der Nacht.
Von Reich zu Reich, geſchmückt mit Halbmond oder Kreuz,
Wo immer Menſchen und ihr Elend wohnen,
Sucht, wandernd über brennend heißen Sand
Und Wogentiefe und Schneewüſtenei
Dein Howard raſtlos auf das Haus des Unglücks.
Er ſteigt hinab tief in die feuchten Kerker,
Wo Feſſeln klirren und der Jammer heult,
In Höhl'n, beſtreut mit manchem morſchen Bein,
In Kammern, wo die bange Echo nur
Das Ächzen lernt, wo ſich kein Riegel öffnet,
Des Freundes leiſes Wort uns mitzutheilen,
Kein Lichtſtrahl eindringt, und kein Lüftchen haucht;
Er ſteigt hinab, nicht achtend Gold und Ehrgeiz;
Raſtloſe Müh' vergeudend und freigebig
Den Schatz der eigenen Geſundheit ſpendend,
Gelingt es ihm, das harte Herz der Macht
Mit milder Rede freundlich zu erweichen,
Und die geballte Hand zu öffnen.
Die ſtrengen Blicke der Gerechtigkeit
Lenkt er zum düſteren Gebiet hinab,
Daß ſie die Feßeln löſe oder doch
Nachlaſſe; die erweckte Gnade führt
Der Edle dann hin in die Finſterniß,
Und zeigt den Kerker ihr, des Grabes Schweſter!
Den Kindern gibt er die verlaſſ'ne Mutter,
Das Leben und die Freiheit ihrem Gatten! —
Die guten Geiſter, von des Himmels Höh'
Mit ruh'gem Blick die Erde überſchauend,
Als ſie zuerſt den edlen Menſchenfreund

Im reinſten Kleid der Tugend wandeln ſah'n,
Die Stirn von eigner Glorie umſtrahlt;
Sie glaubten in dem Menſchen einen Engel
Zu ſeh'n, und fragten, welcher Seraph über
Die Erde wandle. Er ſchritt muthig vor.
Krankheit und Tod entfloh'n. Die murrenden
Dämonen haſſen und bewundern ihn.

Inhalt.

Seite.

Scherz und Ernſt.

Weibliches Orcheſter und Küchenmuſik 5
An einen geneſenden Freund 11
Sonderbarkeiten, welche einige Völker bei ihren Mahlzeiten beobachten. (Nach d'Israeli.) 42
Indiſche Büßung. (Nach Irvings Indian sketches.) . 45
Indiſche Rache 48
Träumereien über das Träumen und die Träume . . 51
Die drei Lebenswege 63
Gedenke Mein. (Eine Betrachtung am Schluſſe eines Jahres oder eines Tages.) 75
Weiblicher Kopfputz und männliche Köpfe 78
Geſchichte der Buchſtaben, nebſt Zueignung an dieſelben . 90
Der Streit der Ziffern und Zahlen. (Ein Traum.) . 107
Sprüche des armen Richard. (Aus einer Vorrede Franklin's zu einem alten pennſilvaniſchen Almanache, betittelt: „Poor Richard improved.“) 127
Aprilflocken und Thautropfen 130
Die Träume 134
Ernſt und Scherz großer Gelehrten . . . . . —
Etwas vom Alter der Porträte und von der Eitelkeit des Porträtirens 135

Seite

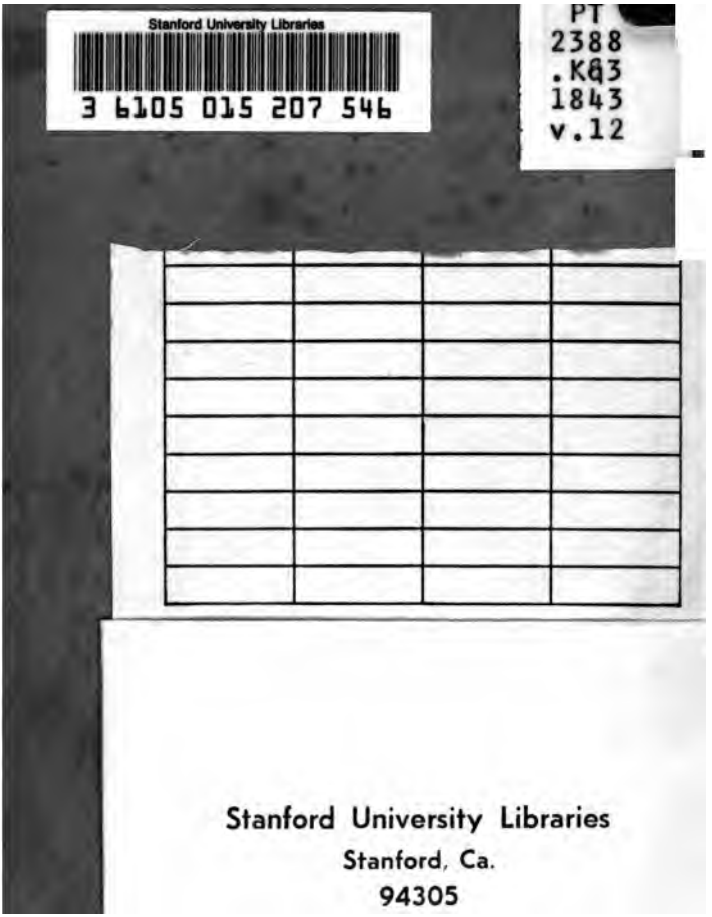
Die glücklichen Nachahmer 136
Die Wichtigkeit und Kunst des Essens 137
Glückliche und unglückliche Gedanken über die Glücksgöttin und das Glück 151
Anekdoten 160
Zerstreute 164
Ysopblätter 169
Musterkarte von Pedanten und Pedantinnen . . . 173
Die Theaterlöwen 181
Die Liebäugler 190
Der Ursprung der Dämmerung 195
Amor und die Häßlichkeit 197
Tod und Leben . . . . . —
Schmerz und Freude 200
Der Muth und seine Familie . . . . . —
Der Brunnen und die Schöpfenden 205
Die Kritik 206
Die Schöpfung des Weibes (Ein alter Mythos neu erzählt.) 208
Gedanken vor einer Wage 212
Ananas-Gleichnisse 214
Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen 215
Uhren, Menschen und Bücher; eine Parallele . . . 219
Gebet den Armen! 223
Ueber das, was man erfahren, und was man nicht erfahren soll 226
Lob der Kugel 231
Journalproben.
I. Probeblatt aus der Zeitschrift: Der Träumer. 233
II. Probeblatt aus der Zeitschrift: Brandraketten. Die Steckenpferde 237

Seite

III. Probeblatt aus der Zeitschrift: Sauere Aepfel. 240
IV. Probeblatt aus dem Journal: „Der Bettler.“ Enthält: Die Leiche der Wahnsinnigen. Gespräch zwischen einem Narren, einem Todtengräber und einem Bettler 242
V. Probeblatt aus dem Journal: Der Gedankenfeind 247
Die Steine 251
Der Mord des Todten, oder: **Die Leichen-Promenade.** Ein wohl façonnirtes und facettirtes Trauer- und Schauerspiel 255
Der Geist auf Reisen 281
Vorschlag zu einer neuen Kerzengattung . . . 285
Geist und Leben der britischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts 291

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Stanford University Libraries
3 6105 015 207 546
PT
2388
.K63
1843
v.12
Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305


Stanford University Libraries
3 6105 015 207 546
PT
2388
.K63
1843
v.12
Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305